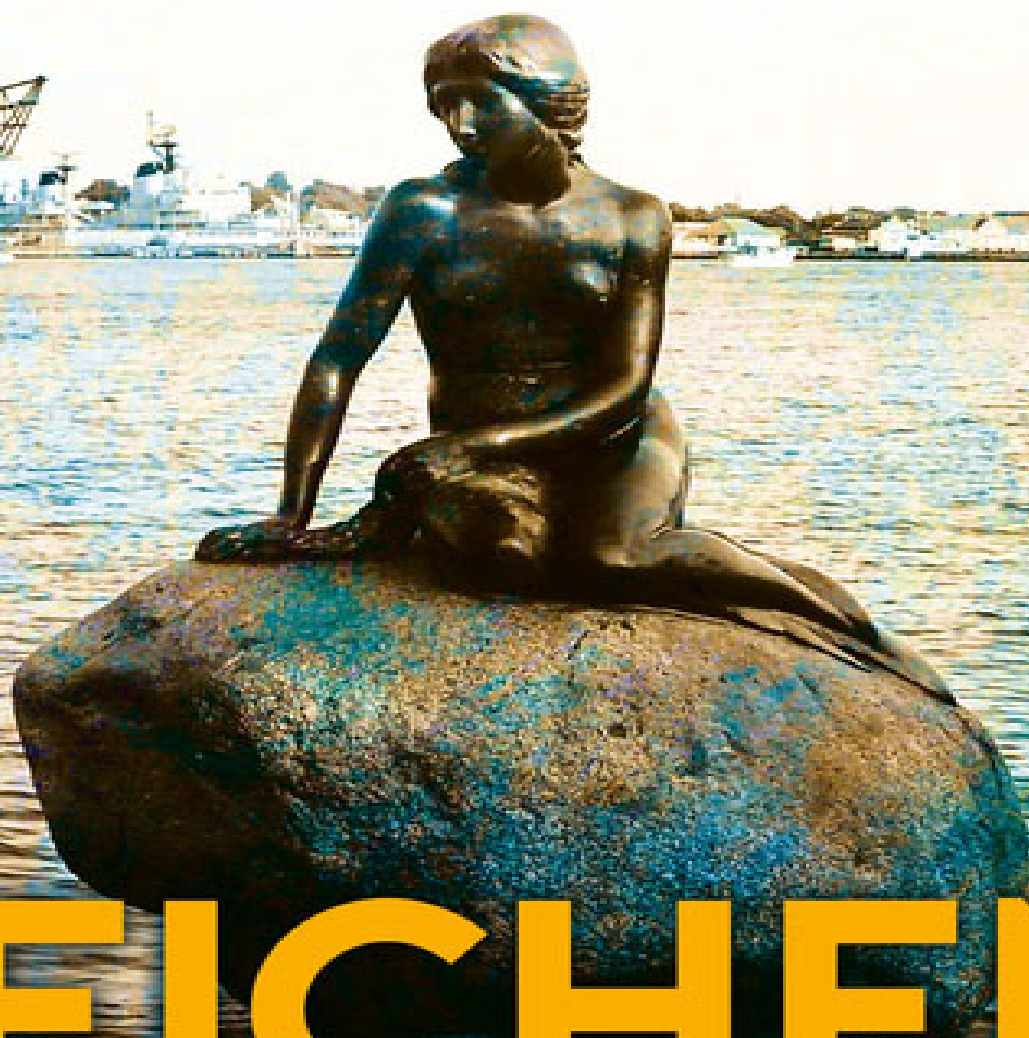


ANNE METTE
HANCOCK



LEICHEN BLUME

 | SCHERZ

THRILLER

Anne Mette Hancock

Leichenblume

Thriller

Aus dem Dänischen von Karoline Hippe

 | E-BOOKS

Inhalt

- [\[Widmung\]](#)
- [1](#)
- [2](#)
- [3](#)
- [4](#)
- [5](#)
- [6](#)
- [7](#)
- [8](#)
- [9](#)
- [10](#)
- [11](#)
- [12](#)
- [13](#)
- [14](#)
- [15](#)
- [16](#)
- [17](#)
- [18](#)
- [19](#)
- [20](#)
- [21](#)
- [22](#)
- [23](#)
- [24](#)
- [25](#)
- [26](#)
- [27](#)
- [28](#)
- [29](#)

- [30](#)
- [31](#)
- [32](#)
- [33](#)
- [34](#)
- [35](#)
- [36](#)
- [37](#)
- [38](#)
- [39](#)
- [40](#)
- [41](#)
- [42](#)
- [43](#)
- [44](#)
- [45](#)
- [46](#)
- [47](#)
- [48](#)
- [49](#)
- [DANKE](#)
- [Leseprobe Anne Mette, Hancock – Narbenherz](#)
 - [1](#)
 - [2](#)
 - [3](#)
 - [4](#)
 - [5](#)
- [[Newsletter](#)]

Für meine Mutter und meinen Vater

Anna träumte oft davon, ihn umzubringen. Sich lautlos an ihn heranzuschleichen und ihm mit einer energischen Bewegung die Klinge über die Kehle zu ziehen. Deshalb schreckte sie auch nicht aus dem Schlaf, sondern blinzelte nur benommen, als sie ganz entspannt aus einem dieser Träume erwachte, der ein Kaleidoskop aus Gewaltszenen auf ihrer Netzhaut und ein Gefühl tiefster Zufriedenheit in ihr hinterließ.

Ist es endlich vorbei?

Sie blieb noch einen Moment im Dunkeln liegen, während sie versuchte, in der Realität anzukommen. Ein Blick auf die Uhr, die auf dem Fliesenfußboden neben ihrem Bett stand, verriet ihr, dass es 5 .37 Uhr war. So viele Stunden am Stück hatte sie noch nie geschlafen, seit sie sich in diesem Haus einquartiert hatte.

Das Kläffen eines Hundes hallte durch den Bogengang des alten Klosters in der Nebenstraße. Zweimal lautes Aufbellen, gefolgt von einem kurzen, unterdrückten Jaulen und dann: vollkommene Stille. Anna setzte sich auf, stützte sich auf die Ellenbogen und spitzte für einen Augenblick die Ohren. Sie wollte sich gerade wieder hinlegen, als ein Auto sich langsam rumpelnd näherte.

Sie stand auf und eilte zu einem der beiden Schlafzimmerfenster. Unruhe erfasste sie. Sie öffnete einen der kalkgrünen Fensterläden einen Spalt breit, die Morgensonne fiel in einem schmalen, gleißenden Strahl ins Zimmer. Anna sah hinunter auf die Straße, zwei Stockwerke unter ihr. Auf der Mauer des zugewachsenen Gartens vor dem Haus auf der anderen Straßenseite saß eine Katze, die träge mit dem Schwanz zuckte. Davon abgesehen war die Rue des Trois Chapons verlassen.

Anna suchte die Umgebung ab, bis ihr Blick am Wohnzimmerfenster des Hauses gegenüber hängenblieb. Es stand sperrangelweit offen. Normalerweise waren die Fensterläden

dort immer fest verriegelt. Dies war das erste Mal, dass ein Lebenszeichen von dem staubigen Gebäude ausging. Anna kam es vor, als würde das dunkle Loch in der Mauer sie heranzoomen, wie ein Auge, das sie hypnotisierte.

Ihre Finger begannen, vor Angst zu beben, und sie spürte ihren Pulsschlag in den Ohren.

Ist er hier? Haben sie mich gefunden?

Sie blieb in ihrem Versteck hinter den Fensterläden und behielt die Straße im Auge, bis ihr Atem sich wieder beruhigt hatte. Dann nickte sie erleichtert. Da unten war niemand. Keiner, der sich in den Schatten verbarg.

Überhaupt waren nicht viele Menschen in dieser engen Straße unterwegs. Die schmale, gewundene Rue des Trois Chapons verband die Kirche mit der Hauptstraße des Ortes. Wenn man die Arme zu beiden Seiten ausstreckte, konnte man ohne Probleme die Wände der Feldsteinhäuser auf beiden Straßenseiten berühren. Ein süßlicher Gestank verriet, dass herrenlose Katzen hier in der Nacht Zuflucht suchten. Sie schlichen um die Häuser und maunzten mitleiderregend, auf der Suche nach Gesellschaft. Aber Menschen hatte Anna hier noch nicht viele gesehen. Nicht in dieser Gasse.

Sie schloss das Fenster und ging nackt die schiefe Steintreppe hinauf. Auf der Dachterrasse drehte sie den Wasserhahn auf, bis der Gartenschlauch sich wie eine Schlange über die Fliesen wand. Sie hob ihn auf und duschte sich in dem kalten Wasserstrahl ab. Das eisige Wasser schmerzte auf ihrer Haut, die nach dem Schlafen noch ganz warm war, aber das Unwohlsein konnte man ihr nicht anmerken. Sie strich sich das Wasser von der Haut und entwirrte ihr nasses Haar mit den Händen. Dann drückte sie die Fingerspitzen in ihre eingesunkenen Wangen und betrachtete ihr Spiegelbild in der Scheibe der Terrassentür. Sie hatte Gewicht verloren. Nicht viel, vielleicht drei oder vier Kilo, aber ihre Brüste waren kleiner geworden, die Arme sehnig und das Gesicht schmal. Sie konnte nicht recht sagen, wem sie mehr ähnelte: einem verwachsenen Kind oder einer verhärmten alten Frau. Beide Vorstellungen führten dazu, dass sich ihr der Magen umdrehte.

Sie zog sich ein Jerseykleid über, schlüpfte in ein paar Espadrilles und ging hinunter in die Küche. Mit einem großen Stück Baguette und einem Glas Feigenmarmelade stellte sie sich ans Fenster und lauschte dem Poltern und Scheppern vom Marktplatz, auf dem gerade Verkaufsstände aufgebaut wurden.

Gestern hatte sie den Brief abgeschickt.

Sie war drei Stunden bis nach Cannes gefahren, wo sie zunächst das FedEx-Päckchen auf der Post in der Rue de Mimont abgeholt hatte. Zurück im Auto hatte sie das Päckchen sofort aufgerissen, um sich zu vergewissern, dass das Geld sich wirklich darin befand. Dann hatte sie den Brief in den Kasten vor dem Postamt geworfen und war zurück in die Rue des Trois Chapons gefahren. In einigen Tagen würde sie den nächsten abschicken. Und dann noch einen. In der Zwischenzeit blieb ihr nichts anderes übrig, als zu warten. Und zu hoffen.

Sie aß den letzten Bissen des Baguettes, setzte sich eine Baskenmütze auf, schnappte sich ihren Rucksack und verließ das Haus. Sie ging hinunter zur Hauptstraße und folgte ihr bis zum Markt. Zwischen all den Händlern und ihren Ständen blieb sie stehen und ließ das rege Treiben auf sich wirken.

Eine Gruppe Kinder hatte sich um einen wackeligen Klapptisch versammelt. Auf dem Tisch stand ein Pappkarton. In dem Karton lag ein Zicklein und ließ sich von dem Schwarm eifriger Hände streicheln. Ein kräftiger Mann in Latzhosen drängte sich zwischen einem Zwillingsspärchen hindurch und schob der kleinen Ziege eine Milchflasche ins Mäulchen. Gierig begann das Tier zu schlabbern. Mit der freien Hand hielt der Mann den Eltern, die ein Stück abseits standen und sich über die Begeisterung ihrer Kinder freuten, ein Plastikschälchen hin. Widerwillig kramten sie einige Münzen aus ihren Taschen und warfen sie hinein. Der Mann bedankte sich mechanisch und zog dem hungrigen Zicklein die Flasche aus dem Maul, so dass die Milch nur so in alle Richtungen spritzte.

Anna blieb eine Weile stehen und beobachtete angewidert, wie der Mann dieses Spiel mehrmals wiederholte. Sie war drauf und dran, zu ihm zu gehen und ihm die Flasche aus der Hand zu schlagen, als ihr Blick auf ein älteres Ehepaar fiel, das vor dem

Café auf der anderen Straßenseite unter einem Dach aus Blauregen saß. Der Mann war glatzköpfig und trug ein kreischend gelbes Polohemd. Seine Aufmerksamkeit war voll und ganz auf etwas gerichtet, das wie ein Buttercroissant aussah. Sein Hemd war es, das Annas Blick auf sich gezogen hatte, doch es war die kleine Dame mit dem rundlichen Gesicht, die sie innehalten ließ.

Was die Dame trug, registrierte Anna gar nicht mehr – sie sah nur die Kamera in den Händen der Frau und den verblüfften Gesichtsausdruck, mit dem sie in Annas Richtung starrte.

Anna drehte sich um, ging beherrscht bis zur nächsten Straßenecke und bog ab.

Dann rannte sie los.

2

»Das ist nicht dasselbe. Das ist nicht mal annähernd dasselbe!« Kommissar Erik Schäfer schaute seine Kollegin auf der anderen Seite des Schreibtisches ungläubig an.

Lisa Augustin und er teilten sich nun seit beinahe einem Jahr ein Büro, und es war noch kein Tag vergangen, an dem sie nicht freundschaftlich, aber hitzig über die Entwicklung eines Falles oder auch weniger Wichtiges diskutiert hatten. Auch heute war keine Ausnahme.

»Ist es wohl«, antwortete sie und gestikulierte mit dem halbaufgeessenen Putensandwich in ihrer Hand. »Du stammst einfach aus einer anderen Generation.«

»Okay, lass mich das noch einmal wiederholen«, sagte Erik Schäfer. »Du findest, Sex und Massage wäre ein und dasselbe?«

»Ja klar«, sagte Lisa. »Ich meine, beides dient auf eine sehr intime Art und Weise der körperlichen Befriedigung. Stellen wir uns einfach mal vor, du und Connie habt beide einen Massagetermin gebucht.«

Diese Vorstellung kam Schäfer ziemlich absurd vor.

»Du hast deinen Termin bei einer Masseurin, ihr Masseur ist ein Mann. Ihr werdet beide in jeweils einen kleinen dunklen Raum mit einem bettähnlichen Möbelstück geführt. Ihr zieht euch aus und lasst eure nackten Körper von den öligen Händen eines komplett Fremden durchkneten. Es riecht nach Rosenöl, aus den Lautsprechern plätschert entspannende Musik, irgendwas Feel-good-Mäßiges, während ihr so daliegt und denkt: ›Oh, das ist gut, ja, genauso, ja, meine Fresse, ist das geil.«

»Du hast Senf am Kinn«, sagte Schäfer trocken und zeigte auf den gelben Fleck.

Lisa zog eine zerknüllte Serviette aus ihrer Fastfood-Tüte, wischte sich den Senf ab, und argumentierte dabei unbeirrt weiter: »Hinterher trifft ihr euch wieder, bezahlt eure Rechnung und

erzählt einander, wie super es war. Niemals hätte es euch irgendjemand besser besorgt. Und keiner macht dem anderen Vorwürfe, dass er soeben von jemand Fremdem körperlich befriedigt wurde. Ganz im Gegenteil, ihr seid euch einig, dass ihr das wirklich öfter machen solltet.«

Sie zuckte mit den Schultern, die Handflächen nach oben gedreht, als wolle sie sagen, nur Schwachköpfe könnten diesen Gedankengang nicht nachvollziehen.

Schäfer blinzelte ein paarmal. »Du meinst also, eine Massage sollte ebenso verboten sein wie Fremdgehen?«

»Nein, verdammt, hör mir doch mal zu, Schäfer. Ich meine, dass beide Dinge gleich legitim sein sollten.«

Erik Schäfer sperrte die Augen weit auf.

»Es ist wissenschaftlich bewiesen«, fuhr sie fort, »je weniger Einschränkungen in einer Beziehung, desto höher die Zufriedenheit in der Ehe. Die Menschen würden sich seltener trennen, besonders wenn die Frau die Erlaubnis hat, mal mit anderen zu vögeln als bloß mit ihrem Mann.«

»Du bist doch nicht ganz dicht.«

Lisa Augustin lachte laut.

»Das sagst du nur, weil dein Gehirn gepolt ist wie das von einem Mann«, sagte Schäfer und bezog sich damit auf den Fakt, dass Lisa Augustin mit ihren 28 Jahren mehr Frauen flachgelegt hatte, als er in seinem fast doppelt so langen Leben.

»Glaubst du mir nicht?« Sie drehte sich einmal halb auf ihrem Bürostuhl um und hämmerte auf ihre Tastatur ein, um Beweise für ihre Behauptungen zu finden, als Schäfers Telefon klingelte.

»Gerade noch mal davongekommen.« Er grinste und nahm den Anruf entgegen.

»Hallo?«

»Hej, hier unten steht eine Dame, die gerne mit dir sprechen möchte«, meldete sich eine der Rezeptionistinnen des Polizeipräsidiums.

»Wie heißt die Dame?«

»Darüber wollte sie keine Angaben machen.«

»Keine Angaben machen?«, hakte Schäfer nach. »Was zur Hölle soll denn dieser Schwachsinn schon wieder?«

Augustin hielt mit ihrem Getippe inne und schaute neugierig zu ihm herüber.

»Sie hat mir nur mitgeteilt, sie habe etwas Wichtiges, was du dir ansehen solltest. Angeblich hat es etwas mit einem deiner Mordfälle aus dem Jahr 2015 zu tun.«

Schäfer erhielt regelmäßig Mails und Anrufe von Leuten, die glaubten, mit irgendwelchen Informationen zur Aufklärung von Fällen beitragen zu können. Doch es war äußerst ungewöhnlich, dass jemand einfach so auf dem Präsidium auftauchte. Und noch seltener kam es vor, dass es sich dabei um einen Fall handelte, der mehrere Jahre zurücklag.

»Gut, lass die Dame nach oben bringen, zweiter Stock, Verhörzimmer 1.«

Er beendete das Gespräch und legte auf.

»Wer war das?«, fragte Augustin und machte ihn mit einem Kopfnicken auf seinen offenen Hosenknopf aufmerksam, den er während der Mittagspause diskret unter dem Schreibtisch aufgeknöpft hatte.

»Das war meine Frau«, sagte Schäfer. Er zog den Bauch ein und knöpfte sich die Hose zu. »Sie hat gerade mit dem Gärtner gevögelt und findet, ich habe mir jetzt eine Kopfmassage verdient. Die Masseurin ist gerade auf dem Weg nach oben.«

Der Septemberregen nieselte bereits den fünften Tag in Folge in hauchzarten, beinahe lautlosen Bindfäden auf Kopenhagen nieder. Der Sommer war längst vorbei und durch einen langgezogenen, schmuddeligen Herbst ersetzt worden.

Heloise Kaldan schloss gerade das Küchenfenster, von dem der Regen auf die Fensterbank tropfte, als ihr Telefon auf dem Küchentisch zu vibrieren begann. So ging es schon das ganze Wochenende, beinahe ununterbrochen. Dieses Mal kannte sie die Nummer auf dem Display nicht, also drückte sie den Anruf weg und warf eine dunkelgrüne Kapsel in die Nespressomaschine. Diese begann sofort, einen teerschwarten *Lungo* auszuspucken. Vom Wohnzimmer aus konnte sie die grüne Kuppel der Frederikskirche sehen. Die Dachgeschosswohnung in dem alten Eckhaus an der Olfert Fischers Gade hatte weder einen geräumigen noch schicken Eindruck gemacht, als Heloise sie damals gekauft hatte. Es hatte nicht einmal eine Dusche existiert, und die Küche, die inzwischen Heloises Lieblingszimmer war, war in einem geradezu unappetitlichen Zustand gewesen. Doch von dem kleinen Wohnzimmerbalkon hatte sie freie Sicht auf die Marmorkirche, und das war eines der wenigen Kriterien, die sie beim Immobilienmakler angegeben hatte: Die Kuppel musste von mindestens einem Fenster der Wohnung aus zu sehen sein.

Wenn sie als Kind die Wochenenden bei ihrem Vater verbracht hatte, war die Kuppel *ihr* Ort gewesen. Jeden zweiten Samstag hatten sie in der Konditorei *La Glace* Torte gegessen und heiße Schokolade getrunken, er hatte mit der Bedienung geflirtet, und dann waren sie gemeinsam zur Bredgade geschlendert, bis hinauf zur Frederikskirche. Dort waren sie die vertraute enge Wendeltreppe hinaufgestiegen, waren über die knarrenden Dielen im Dachboden unter der Kuppelkonstruktion gelaufen und hatten sich auf eine der Bänke im obersten Turm gesetzt.

Arm in Arm hatten sie die Aussicht auf Kopenhagen genossen – an manchen Tagen schneebedeckt, an anderen in gleißendes Sonnenlicht getaucht. Doch meistens war die Stadt einfach nur grau und windig. Ihr Vater hatte auf historische Gebäude gezeigt und ihr lange, spannende Geschichten über die Könige und Königinnen des Landes erzählt. Sie hatte ihm aufmerksam zugehört und ihn mit einem Blick angesehen, der verriet, dass er für sie der tollste und schlaueste Mensch auf der ganzen Welt war. Und jedes Mal hatte er ihr drei neue Wörter beigebracht, die sie bis zu ihrem Wiedersehen üben sollte.

»Na, lass mal sehen«, hatte er immer gesagt, die Spitze seines Zeigefingers an der Unterlippe befeuchtet und so getan, als würde er in einem imaginären Wörterbuch blättern.

»Aha! Die Wörter des Tages sind: *Hitzkopf*, *Barock* und ... *opulent* .«

Dann hatte er ihr erklärt, was diese Wörter bedeuten, und sie in lustigen Zusammenhängen angewendet. Heloise hatte alles für bare Münze genommen. Sie hatte diese Stunden mit ihrem Vater geliebt, ganz oben auf dem Dach der Kirche. Dort, an seinen weichen Bauch gelehnt, der bei seinem Wortfluss auf- und abwogte, war ihre Leidenschaft für gute Geschichten geweckt worden.

In ihrer ersten Wohnung, die sie als junge Frau bezogen hatte, hatte sie von ihrem Schlafzimmerfenster aus freien Blick auf die Kuppel gehabt. Mit der Zeit war sie zu so etwas wie einem Glücksbringer geworden, eine Erinnerung an eine behütete und wunderbare Kindheit. Wenn sie auf Reisen war, gehörte die Kuppel zu den Dingen, die sie am meisten vermisste.

Doch es kam eher selten vor, dass Heloise an einem Montagvormittag einfach nur dastand und die Kirche betrachtete. Unter normalen Umständen wäre sie jetzt bei der Redaktionssitzung der Zeitung, würde die Schwerpunktthemen dieser Woche diskutieren und ihre Recherchen planen.

Aber nicht heute.

Vor ihr auf dem Küchentisch lagen die aktuellen Zeitungen. Auf allen Titelseiten prangten Schlagzeilen zum Skriverskandal.

Sie schlug Seite zwei des *Demokratisk Dagblad* auf, der Zeitung, bei der sie seit fünf Jahren arbeitete, und las den Leitartikel. In ihm entschuldigte sich Chefredakteur Mikkelsen für den Artikel über den Modemogul Jan Skriver, der einige Tage zuvor erschienen war. Es ging um Skrivers Investitionen in ein Textilunternehmen in Bangalore, das mit katastrophalen Umweltschäden und Kinderarbeit in Verbindung gebracht wurde. Man sei »auf der Suche nach der Wahrheit zu gutgläubig gewesen«, schrieb er. Dieser Leitartikel war ein pathetisches, gut choreographiertes Hände-in-Unschuld-Waschen, dessen einziger Zweck es war, die Zeitung als ehrlich und neutral dastehen zu lassen und jegliche redaktionelle Verantwortung von sich zu weisen.

Schön und gut. Die Verantwortung lag auch nicht bei der Chefredaktion. Sondern bei Heloise. Sie hatte den Skandalartikel geschrieben, hatte sich auf ihre Quelle verlassen und hatte statt auf redaktionelle Gründlichkeit auf blindes Vertrauen gesetzt.

Wie hatte sie nur so dumm sein können? Wieso hatte sie nicht alles gegengecheckt? Wieso hatte sie ihm geglaubt?

Ihr Handy vibrierte schon wieder. Dieses Mal leuchtete eine Nummer auf dem Display auf, die sie schlecht wegdrücken konnte. Sie ließ es dreimal klingeln, bevor sie sich mit müder Stimme meldete.

»Kaldan hier.«

»Hej, ich bin's. Hast du noch geschlafen?« Karen Aagaard, ihre Ressortleiterin, klang angespannt.

»Nein, warum?«

»Deine Stimme klingt ein bisschen kratzig.«

»Nein, ich bin schon lange wach.«

Heloise war tatsächlich fast die ganze Nacht auf gewesen und hatte die Weißweinflasche geleert, die sie und ihre Freundin Gerda am Abend zuvor geöffnet hatten. Sie hatte den Fall von allen Seiten beleuchtet, war jedes einzelne Detail noch einmal durchgegangen und hatte versucht, das Gesamtbild scharfzustellen. Aber egal, wie sehr sie sich bemühte, es blieb verschwommen. Oder wollte sie es einfach nicht wahrhaben? Sie war Journalistin – und zwar eine verdammt gute –, und es sah ihr

einfach nicht ähnlich, so krasse Fehler zu machen. Sie war wütend auf sich selbst – und auf *ihn* .

»Ich weiß, dass ich dich gebeten habe, dir heute frei zu nehmen«, sagte Karen Aagaard, »aber der Schaufler will dich sehen.«

Carl-Johan Scowl, in der Redaktion besser bekannt als »der Schaufler«, war ein schmieriger Gartenzwergtyp und Leserredakteur beim *Demokratisk Dagblad* . Auf den Grundlagen der Presseethik ging er Beschwerden über Fehler in veröffentlichten Artikeln nach. Wenn er bei jemandem an die Tür klopfte, konnte man davon ausgehen, dass es ein langer Tag werden würde, dann und wann sogar eine lange Woche und im schlimmsten Fall das Ende einer Karriere.

»Schon wieder?« Heloise schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Sie konnte sich nicht vorstellen, den Fall noch ein weiteres Mal durchzukauen. Sie hatten bereits dreimal alles detailliert besprochen.

»Ja, du musst doch noch mal in die Redaktion kommen, dann können wir die Sache endlich abschließen. Es tauchen immer wieder ein paar Kleinigkeiten auf, die er gerne noch dokumentieren möchte. Das wird wohl auch in deinem Interesse sein.«

»Ich bin in einer Viertelstunde da«, sagte Heloise und legte auf.

Sie nahm die schwarze Lederjacke vom Haken, trat gegen einen Stapel Werbung, der auf ihrer Fußmatte lag, und knallte die Wohnungstür hinter sich zu.

Die Redaktion des *Demokratisk Dagblad* lag in einem denkmalgeschützten Haus in der Store Strandstræde, dessen antikiertes, monarchisches Erscheinungsbild und Einrichtungsstil zum konservativen Ton der Zeitung passten. Das Gebäude hatte hohe, gewölbte Decken, an den Wänden klebten exquisite, handgeschöpfte Tapeten, und das Glas in den alten Sprossenfenstern war papierdünn, weshalb Heloise im Winterhalbjahr eigentlich immer frierend bei der Arbeit saß.

Sie stellte ihr Fahrrad vor dem Gebäude ab.

Vor dem Café auf der gegenüberliegenden Straßenseite saßen ein paar junge Typen aus dem Vertrieb unter einer schwarzen Markise. Sie hatten vor dem Regen Unterschlupf gesucht und rauchten. Heloise grüßte sie mit einem Kopfnicken. Auf der Plane hatte sich eine Wasserlache angesammelt, die jeden Moment überlaufen konnte. Es regnete eimerweise, und Heloise wartete nur darauf, dass das Wasser über die Köpfe der Vertriebs-Kollegen schwappte.

Der eine Typ reagierte auf ihren Gruß mit einem frechen: »Hey, Kaldan, was geht?«

Sein Nebenmann beugte sich zu ihm herüber, ohne den Blick von Heloise abzuwenden, und flüsterte ihm etwas zu, woraufhin beide in Gelächter ausbrachen. Heloise wandte sich ab, zog ihre Schlüsselkarte durch den elektrischen Kartenleser rechts vom Haupteingang und tippte ihren Code ein. Die Tür gab ein surrendes Geräusch von sich und öffnete sich langsam.

Heloise entschied sich für die Treppe und lief, zwei Stufen auf einmal nehmend, hinauf in die Nachrichtenredaktion in der dritten Etage. Karen Aagaard erwartete sie bereits. Sie und Aagaard kamen gut miteinander aus. Sie hatten ein gesundes, stabiles Arbeitsverhältnis, und Heloise respektierte ihre Vorgesetzte als Journalistin und als Mensch. Doch Freundinnen waren sie nie gewesen. Heloise wusste, dass Aagaard in Heller-up lebte, verheiratet war und einen Sohn in der Armee hatte, abgesehen davon hatte sie keinen Einblick in das Privatleben ihrer Redakteurin und vice versa. Dieses Level an Vertrautheit passte Heloise ganz hervorragend, besonders heute.

»Lass mich raten: Du hältst nichts von Regenschirmen.«
Aagaard betrachtete Heloises durchnässte Kleidung mit fragendem Blick.

Heloise lächelte und schüttelte das Regenwasser ab. »Nein, so erwachsen bin ich noch nicht.«

»Ich gehe davon aus, dass du den heutigen Leitartikel gelesen hast?«

»Ja.«

»Und?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Was hätte Mikkelsen sonst schreiben sollen?«

»Das mag schon sein. Aber er war verdammt sauer, als ich vorhin mit ihm gesprochen habe. Wärst du nicht für einige der größten Reportagen verantwortlich, die wir dieses Jahr gebracht haben, wärest du jetzt draußen. Ich bin mir ehrlich gesagt immer noch nicht hundertprozentig sicher, ob du so glimpflich davonkommst.«

»Vielen Dank, das ist genau der Zuspruch, den ich jetzt brauche.« Heloise öffnete die Tür zum Großraumbüro. »Nach dir, Boss.«

»Da kann doch nichts mehr kommen, oder? Du hast doch schon alles ausgepackt? Ich meine, da ist nichts, was der Schaufler ausgegraben haben könnte, von dem ich noch nichts weiß?«

»Zum Beispiel?«

»Keine Ahnung, irgendwas, was dich noch schlechter dastehen lässt, als du es sowieso schon tust. Ein promptes ›Nein‹ wäre an dieser Stelle beruhigender gewesen.« Karen Aagaard schaute sie über den Rand ihrer Hornbrille an.

Verschwommene Bilder von entkleideten Körpern, Schweiß und salzigen Küssen tauchten in Heloises Kopfkino auf. Sie wollte gern kooperieren, denn sie hielt selbst nicht viel davon, Geschichten in die Welt zu setzen, die nicht wasserdicht waren. Aber sie hatte keine Lust, Details aus ihrem Privatleben preiszugeben. Nicht nur, weil es ihre Chefs nichts anging. Sie war schlicht und einfach zu stolz, zuzugeben, dass sie Martin vertraut hatte.

»Nein«, sagte sie und legte ihrer Redakteurin beruhigend die Hand auf den Arm. »Da kommt nichts mehr. Wollen wir es endlich hinter uns bringen? Wo finde ich den Schaufler?«

»Er sollte jetzt hier sein.«

Karen Aagaard steckte ihren Kopf in das Konferenzzimmer in der Mitte des Redaktionsflurs. Es war menschenleer.

»Er saß noch im Auto, als er angerufen hat. Vielleicht ist er einfach noch nicht angekommen. Nimm dir einen Kaffee, aber bleib hier auf der Etage. Ich sag dir Bescheid, sobald er im Haus ist.«

Auf dem Weg zu der kleinen Teeküche der Redaktion ging Heloise an den Postfächern vorbei. Es war relativ ungewöhnlich, dass sie etwas in ihrer Ablage vorfand. Heute jedoch wartete dort ein ganzer Stapel Briefe auf sie.

Sie nahm ihre Post und eine Tasse Pulverkaffee mit an ihren Platz in der Abteilung für investigativen Journalismus, schwang die Füße auf den Schreibtisch und riss den ersten Umschlag auf. Es war ein dicker Batzen, neun engbeschriebene Seiten voller Entrüstung über Kinderarbeit in Indien. Das Thema wiederholte sich in Brief zwei und drei, im vierten lag lediglich ein gelber Post-it-Zettel mit nur einem Wort:

Schlampe!

»Herrje, wie originell«, sagte sie und hielt ihrem Kollegen Mogens Bøttger, der am Schreibtisch gegenüber saß, den Zettel hin.

Er sah von seinem Notizblock auf und quittierte den Post-it unbeeindruckt mit einer hochgezogenen Augenbraue.

Heloise knüllte den Zettel und den Umschlag zusammen und warf den Papierball zum Abfalleimer auf der anderen Seite des Großraumbüros. Er landete auf dem unebenen Frischgrätenparkett anderthalb Meter von seinem Ziel entfernt.

»Das hast du drauf.« Mogens Bøttger nickte gespielt anerkennend. »Vielleicht ein Plan B, falls Mikkelsen dich feuert.«

»Das wird er nicht tun.«

»Sei dir da mal nicht so sicher.«

»Er schmeißt mich nicht raus«, wiederholte Heloise.

Sie nahm den nächsten Umschlag vom Stapel und riss ihn mit dem Zeigefinger auf.

»Er hat die mit den Warzen gefeuert«, stellte Bøttger fröhlich fest. Die betreffende Kollegin war erst vor kurzem entlassen worden, weil sie eine Quelle erfunden hatte. Der Rausschmiss hatte in der gesamten Redaktion Wellen geschlagen und bei Chefredakteur Mikkelsen Äderchen in den Augen platzen lassen. Er hatte getobt vor Wut.

»Sie hatte es auch verdient. Das war etwas komplett anderes. Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt. Ich sage nicht, dass ich es genauso wieder machen würde, wenn ich die

Zeit zurückdrehen könnte – hinterher ist man immer schlauer –, aber Mikkelsen und ich, wir ...« Heloise schüttelte den Kopf. »Er schmeißt mich nicht raus.«

Sie faltete den nächsten Brief auseinander und begann zu lesen. Auf der anderen Seite des Schreibtisches redete Bøttger einfach weiter, doch der Klang seiner Stimme verebbte, während sich ein kaltes, unheimliches Gefühl in Heloises Körper ausbreitete.

Der Brief war nicht lang.

Nur ein paar handgeschriebener Zeilen, doch sie sorgten dafür, dass Heloises Mund trocken wurde und sich ein eisiges Gefühl in ihrem Brustkorb ausbreitete. In dem Moment, als sie feststellte, dass sie die Luft angehalten hatte, schnitt Bøttgers Stimme durch die Kälte. »– aber man sollte sich nicht einschüchtern lassen, von –«

»Mogens«, unterbrach sie ihn. »Warst du damals nicht für diesen Fall zuständig, der vor einigen Jahren oben im Norden passiert ist? Mit diesem Anwalt, der ermordet wurde?«

»Hä?« Er schaute sie verständnislos an, richtete sich dann aber langsam in seinem Stuhl auf und registrierte den Ernst in ihrem Blick.

»Über wen sprechen wir?«

»Dieser Anwalt, der ermordet wurde. War das in Kokkedal oder Hørsholm oder ein anderer Ort da oben? Wie hieß der denn gleich?«

»Mossing. Und das war in Taarbæk. Was ist mit ihm?«

»Hast du damals über den Fall berichtet?«

Mogens Bøttger hatte sich als Investigativjournalist auf Kriminalfälle und gesellschaftspolitischen Sprengstoff spezialisiert, während Heloise die Ressorts Arbeit, Wirtschaft und Verbraucherschutz abdeckte und eher selten mit Gewalttaten zu tun hatte.

»Nein, ich war da noch in der Nachrichtenabteilung. Das muss Ulrich gewesen sein, der sich darum gekümmert hat. Warum?«

»Wie hieß sie noch gleich? Die Verdächtige?«

»Anna Kiel. Und es war mehr als nur ein Verdacht. Es lagen Beweise vor, die sie als Täterin identifizierten. Sie wurde von einer

der Überwachungskameras in Mossings Einfahrt festgehalten, als sie den Tatort verließ. Und mit ›festgehalten‹ meine ich, dass sie stehen geblieben ist und mehrere Minuten lang in die Linse gestarrt hat, bevor sie das Anwesen verlassen hat, ohne auch nur zu versuchen, die Kamera abzumontieren oder zu zerstören. Sie war von Kopf bis Fuß mit Blut beschmiert und stand einfach nur seelenruhig da. Guckte in die Kamera, ohne eine Miene zu verziehen. Die krasseste Psychopathin.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Keine Ahnung. Sie wurde nie gefunden. Warum?«

Heloise stand auf und legte Böttger den Brief hin. Sie lehnte sich über seine Schulter, und sie lasen ihn gemeinsam.

Liebe Heloise,

hast du jemals gesehen, wie jemand verblutet?

Das ist ein einzigartiges Erlebnis. Jedenfalls war es das für mich, aber ich hatte mich auch lange darauf gefreut.

Ich weiß sehr wohl, dass sie sagen, ich hätte ein Verbrechen begangen. Dass ich gefunden, gezähmt und bestraft werden muss.

Das habe ich nicht.

Das werde ich nicht.

Das kann ich nicht.

Das wurde ich schon.

... Und ich bin noch lange nicht fertig.

Ich wünschte, ich könnte noch mehr sagen, aber ich habe versprochen, es sein zu lassen.

Da mir deine Gegenwart entrissen ist, so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten, einen süßen Hinweis auf dich selbst.

Anna Kiel

Verblüfft schaute Böttger sie an. »Wo zur Hölle hast du das her?«

»Das lag in meinem Postfach.«

»Kennst du sie?«

»Nein. Ich kenne natürlich Bruchstücke von dem Fall von damals, aber sonst weiß ich nichts über diese Frau.«

»Meine Fresse ...« Er kratzte sich am Kopf, so dass seine großen, dunkelbraunen Locken hin- und herwippten. »Glaubst du, das Ding ist echt?«

Heloise zuckte mit den Schultern.

»Es könnte also auch jemand sein, der dich verarschen will«, sagte Böttger. »Ich bekomme manchmal die absurdesten Mails von irgendwelchen Leuten. Irgendjemand meint, er habe einen Jaguar auf einem Campingplatz in Hvide Sande gesehen, oder jemand kennt jemanden, der vielleicht oder vielleicht auch nicht Madeleine McCann entführt hat. Idioten gibt es überall, Heloise, das weißt du. Das kann gut einer von denen sein. Jetzt, wo du wegen der Skriver-Sache in den Nachrichten bist, verwandelt sich dein Posteingang automatisch in eine Freakshow.«

Heloise kehrte zu ihrem Schreibtisch zurück und sah sich den Umschlag an, in dem der Brief gekommen war. Er war mittelgroß und hellblau und laut Poststempel vor elf Tagen in Cannes abgeschickt worden. Das war lange, bevor die ganze Skriver-Sache über sie hereingebrochen war. Wer auch immer diesen Brief abgeschickt hatte, hatte es also nicht als Reaktion auf den ganzen Medienrummel getan.

»Das ergibt keinen Sinn«, sagte sie und schaute zu Böttger. »Warum schreibt diese Person mir und nicht Ulrich, wenn er sich doch damals um den Fall gekümmert hat? Wo arbeitet Ulrich jetzt eigentlich?«

»Ich glaube, er arbeitet gerade gar nicht.« Böttger zückte sein Handy und begann, darauf herumzuwischen.

»Wie meinst du das?«

»Er war wohl beim *Ekspressen* angestellt, aber ich habe gehört, dass er letztes Jahr unter einer Depression oder so etwas gelitten hat und krankgeschrieben ist. Ich habe seinen Namen jedenfalls schon längere Zeit nicht unter irgendwelchen Artikeln entdeckt. Aber er hat auch in ein paar echt krassen Sachen

herumgestochert, und ich habe nicht den Eindruck, dass er der Typ ist, der rechtzeitig die Reißleine zieht. Kann gut sein, dass der Job ihm das Genick gebrochen hat. Aber ich glaube, ich habe irgendwo ... ja, hier ist seine private Nummer. Soll ich sie dir weiterleiten?«

»Ja, danke, sehr gern.«

Heloise las den Brief ein weiteres Mal.

Sie schaltete ihren Computer an und googelte *Anna Kiel*. Auf ihrem Bildschirm tauchten 238 Suchergebnisse auf. Sie klickte auf den ersten Treffer – einen Artikel aus ihrer Zeitung, der tatsächlich von Ulrich Andersson verfasst worden war, am 24. April 2015.

Mordverdächtige identifiziert

Die Frau, nach der seit dem 22. April wegen dringenden Mordverdachts an dem 37-jährigen Anwalt Christoffer Mossing gefahndet wird, konnte identifiziert werden. Das gab die Kopenhagener Polizei in einer Pressemeldung bekannt. Die mutmaßliche Täterin heißt Anna Kiel ist 31 Jahre alt und dänische Staatsbürgerin.

Christoffer Mossing wurde in der Nacht zum 21. April in seinem Haus in Taarbæk erstochen. Nach Auffassung der Polizei waren zum Tatzeitpunkt keine weiteren Verdächtigen vor Ort. Außer Mossing sind keine weiteren Personen unter der betreffenden Adresse gemeldet.

»Es deutet nichts darauf hin, dass das Opfer und die Verdächtige sich kannten, aber die Gesuchte war schon in der Vergangenheit psychisch auffällig gewesen. Wir fordern deshalb alle, die mit ihr Kontakt haben, dringend auf, umgehend die Polizei zu informieren«, so der Ermittler Erik Schäfer.

Anna Kiel ist 172 cm groß und von gewöhnlicher Statur. Zum Tatzeitpunkt hatte sie langes, mittelblondes Haar. Alle Bürger, die Hinweise zu ihrem Aufenthaltsort geben können, werden gebeten, sich unter der Rufnummer 114 bei der Kopenhagener Polizei zu melden.

UA, Demokratisk Dagblad

»Kaldan ...«

Heloise sah von ihrem Computer auf.

Karen Aagaard stand am Ende des Ganges und winkte sie zu sich.

»Es geht los.«

Kriminalkommissar Erik Schäfer schob die Tür zum Verhörzimmer mit seinem verdreckten Ecco-Riesenschuh auf.

An dem großen Linoleumtisch saß eine ältere, rundliche Dame und hielt ihre Tasche auf dem Schoß.

Sie nickte höflich, als er den Raum betrat.

»Guten Tag«, sagte sie. »Sind Sie Erik Schäfer?«

»Der bin ich.« Er reichte ihr eine raue Hand, die sie höflich schüttelte. »Aber Ihren Namen habe ich nicht mitbekommen.«

»Muss ich das angeben?«

Schäfer zuckte mit den Schultern. »Es würde die ganze Angelegenheit etwas vereinfachen, wenn ich wüsste, wer Sie sind und was Sie wollen.«

»Mein Mann«, sagte sie, »er findet, ich soll mich da raushalten. Seine Privatsphäre ist ihm wichtig, verstehen Sie, und er möchte nicht, dass wir in irgendetwas verwickelt werden. Ich habe ihm nicht erzählt, dass ich Sie aufsuchen wollte. Und ich will auch nicht, dass er herausfindet, dass ich hier war.«

»Okay. Dann begnüge ich mich erst einmal mit der Frage, was Sie hierherführt?« Schäfer nahm ihr gegenüber Platz.

»Es geht um diesen Anwalt.«

»Anwalt?«

»Ja, der hübsche Kerl, der ermordet worden ist. Oben in Taarbæk.«

»Christoffer Mossing?«

»Ja, der. Das war doch Ihr Fall, nicht wahr?«

»Ja, das ist er auch immer noch«, sagte Schäfer. »Es ist zwar schon ein paar Jahre her, aber der Fall ist noch nicht abgeschlossen.«

»Das war in dem Frühjahr, in dem meine Schwester und mein Schwager zu Besuch waren.« Die Frau nickte. »Ich erinnere mich sehr gut daran, weil wir an den Dünen in Tisvildeleje gewesen

sind, und auf dem Nachhauseweg wollten die Männer Pfeifentabak in dem kleinen Tante-Emma-Laden neben der Touristeninformation kaufen. Wir haben draußen gewartet, meine Schwester und ich, und die Titelseiten in dem Zeitungsständer waren zugekleistert mit den schrecklichen Details über diesen Mord. Das muss wenige Tage nach der Tat gewesen sein.« Ihr Blick wurde verschwommen, sie schien den Faden verloren zu haben.

»Ja, Herr Mossing hat leider auf recht makabre Art und Weise den Löffel abgegeben«, gab Schäfer zu. »Aber ich verstehe noch nicht ganz, worauf Sie hinauswollen. Können Sie mir etwas über ihn erzählen?«

»Ich erinnere mich an dieses Mädchen«, sagte sie. »Die junge Frau, die zugegeben hat, dass sie es war. Auf der Titelseite einer dieser Zeitungen war ein großes Foto von ihr abgebildet. Es wurde in den folgenden Wochen immer wieder abgedruckt und auch in den Fernsehnachrichten gezeigt. Das war so ein Urlaubsbild, sie hatte etwas Kurzärmeliges an und stand vor einer hübschen Landschaft. Grand Canyon glaube ich war das. Erinnern Sie sich daran?«

Schäfer nickte.

Das Bild lag eine Etage tiefer in einer Akte, zusammen mit Aufnahmen vom Tatort, von Mossings wächsernem Kopf, der nach dem Mord nur noch durch wenige Sehnen an seinem Körper befestigt war, Fotos von der Mordwaffe – und von all dem Blut.

So unfassbar viel Blut ...

»Ich erinnere mich noch, wie ich dachte, dass sie traurig aussieht«, fuhr die Frau fort. »Sie stand im Sonnenschein und lächelte den Fotografen an, aber da war etwas mit ihrem Blick. Er war ganz ... *tot* . Wie ausgelöscht. Vielleicht habe ich mir das auch nur eingebildet, aber auf jeden Fall war das mein Eindruck.« Sie fummelte nervös an dem Henkel ihrer hellbraunen Handtasche herum.

Schäfer räusperte sich und wollte sie gerade darum bitten, zur Sache zu kommen, als sie wieder zu ihm aufsaß.

»Ich glaube, ich habe sie gesehen.« Sie hielt sich sofort eine Hand vor den Mund, als sei sie über ihre eigenen Worte erschrocken.

Schäfer sagte mehrere Sekunden lang nichts, sondern beobachtete die Frau nur.

»Sie glauben, Sie haben sie gesehen?« Er spürte, wie sein Herz schneller schlug. »Was soll das heißen?«

»Ich *habe* sie gesehen«, antwortete sie mit bestimmterem Ton. »Sie sah anders aus als damals. Ihr Haar war viel kürzer. Dunkler. Aber es war dasselbe Gesicht, dieselben Augen. Das war sie. Ich bin mir sicher.«

»Und wo haben Sie sie gesehen?« Schäfer zog seinen Notizblock zu sich heran, holte einen Kugelschreiber aus seiner Innentasche und begann zu schreiben.

»Wir sind jedes Jahr im August und September in unserem Sommerhaus –«

»In Tisvildeleje?«

»Nein, in der Provence. Als Vilhelm in Rente ging, haben wir ein kleines Landhaus außerhalb von Saint-Rémy gekauft.« Die Frau zuckte zusammen, als ihr auffiel, dass sie soeben den Namen ihres Mannes preisgegeben hatte. Sie warf Schäfer einen verschreckten Blick zu.

»Ich habe nichts gehört«, versicherte er ihr augenzwinkernd und bat sie, weiterzusprechen.

»Mein Mann und ich haben ein Haus in Südfrankreich. Inzwischen haben wir bestimmt zwölf, dreizehn Sommer dort verbracht. Die ersten paar Jahre haben wir uns vor allem für die nähere Umgebung interessiert. Es dauert ja immer eine Weile, bis man eine neue Stadt richtig kennenlernt, auch wenn sie nicht besonders groß ist. Aber in den letzten Sommern haben wir auch kleinere Ausflüge in andere Städte in benachbarte Départements unternommen. Wegen der Abwechslung.«

»Und auf einem dieser Ausflüge, glauben Sie, sie gesehen zu haben?«

»Vilh... Mein *Mann* hat sie nicht gesehen, aber ich schon. Wir waren in einem kleinen Dorf, ungefähr eine Autostunde von Saint-Rémy entfernt. Wir saßen in einem Café und haben die Leute beobachtet, als ich die Frau bemerkt habe. Ich glaube, sie ist mir aufgefallen, weil sie für eine Weile einfach nur dastand und wütend aussah. Also, vielleicht nicht *wütend*, aber zumindest nicht

fröhlich. Und während ich so dasaß und sie anguckte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Sie war es. Die, nach der Sie gesucht haben.«

»Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Nein, sie ist sofort gegangen, und ich habe sie leider nicht noch einmal gesehen.«

Schäfers aufkeimende Hoffnung klang wieder ab. Dass eine alte Dame in einem kleinen Kaff irgendwo in der Pampa für einen Augenblick eine Frau gesehen haben wollte, die Anna Kiel ähnelte, war nicht unbedingt das, was man eine heiße Spur nennen konnte.

»Es ging alles so schnell«, sagte sie, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Ich kann also sehr gut verstehen, wenn es Ihnen schwerfällt, das zu glauben. Aber vielleicht hilft Ihnen das hier.«

Sie öffnete den Verschluss ihrer kleinen Damenhandtasche, fischte etwas daraus hervor und reichte es ihm.

Schäfer erhob sich von seinem Stuhl und nahm es entgegen, während sich ein warmes, zitteriges Gefühl in seinem Körper ausbreitete.

In seiner Hand hielt er eine Fotografie. Rote Zahlen in der unteren Ecke des Bildes bestätigten, dass das Bild vor anderthalb Wochen aufgenommen worden war. Auf dem Foto standen eine Gruppe Kinder und ein großer, bärbeißiger Mann um einen Tisch herum. Sie waren mit etwas beschäftigt, das Schäfer nicht erkennen konnte. Die Aufmerksamkeit aller war auf einen Karton gerichtet, der in der Mitte des Tisches stand. Die Aufmerksamkeit aller – mit Ausnahme einer Person. Einer Frau, die nur wenige Meter von der Gruppe entfernt stand. Sie blickte direkt in die Kamera, und Schäfer hatte keinen Zweifel.

Das war sie.

Das war Anna Kiel.

Leserredakteur Carl-Johan »der Schaufler« Scowl saß an dem großen moosgrünen Konferenztisch und blätterte in einer dicken Akte, als Heloise den Raum betrat. Am Ende des Tisches zupfte Chefredakteur Mikkelsen nervös an seinem rotbraunen Vollbart. Er erhob sich kurz zum Gruß und winkte Heloise ungeduldig an den Tisch heran.

»Komm rein«, sagte er. »Lasst uns das hier schnell über die Bühne bringen, damit wir uns wieder den wichtigen Dingen zuwenden können, liebe Freunde. Trotz allem geben wir hier eine Zeitung heraus, die auch morgen wieder erscheinen soll. Und ich finde, wir haben uns jetzt genug mit diesem Mist herumgeschlagen.«

Mikkelsens Ton war munter, beinahe schon gutgelaunt, und Karen Aagaard, die neben Heloise Platz genommen hatte, schaute ihn einen Moment lang verblüfft an. Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den Schaufler, der weder die Bitte des Chefs noch dessen merkwürdige Freundlichkeit zu registrieren schien.

»Ja, setzten Sie sich, Heloise.« Der Schaufler sprach ihren Namen falsch aus, und sie unterstellte ihm, dass es Absicht war.

»Das H ist stumm«, warf sie ein. »Es wird È-loise ausgesprochen.«

Der Schaufler schaute nicht auf. »Schön, dass Sie so kurzfristig in die Redaktion kommen konnten.«

»Selbstverständlich. Auch wenn ich zugeben muss, dass es mich doch sehr wundert, schon wieder hier zu sitzen.« Heloise ließ ihren Blick durch den Raum wandern. »Wir sind alle Details mehrmals durchgegangen, und es gibt nichts Neues hinzuzufügen.«

»Und da sind Sie sich sicher? Nicht ein einziges kleines Detail, das Sie eventuell übersehen haben? Informationen, die einen Einfluss auf meine Entscheidung haben könnten?« Schauflers

Stimme war überraschend tief und kehlig und passte so gar nicht zu seiner schwächlichen, fast mädchenhaften Erscheinung.

»Nein. Ich habe Ihnen bereits alles mitgeteilt, was für den Fall von Bedeutung ist.«

»Tja, dann lassen Sie mich doch mal kurz zusammenfassen, was Sie mir geschildert haben. Ich will nur sichergehen, dass ich alles richtig verstanden habe, bevor ich meinen Bericht schreibe.«

Heloise schlug die Beine übereinander und sah ihn abwartend an.

Der Schaufler blätterte durch seine Akte und räusperte sich.
»Ihren eigenen Aussagen zufolge sind Sie im Juni dieses Jahres darauf gestoßen, dass Jan Skriver im großen Stil in das Unternehmen *Cotton Corp* investiert, eine der größten Textilfabriken im indischen Bangalore.«

»Das ist korrekt.«

»In Ihrem Artikel vom 2. August schreiben Sie, dass Skriver im gleichen Zeitraum seine Zusammenarbeit mit *Glæsel Tekstil* in Vejle aufgekündigt und somit den Hauptteil der Produktion ins Ausland verlegt hat. Das hat zur Folge, dass achthundertundfünfzig dänische Arbeitsplätze abgebaut werden, was aus politischer Sicht ... sagen wir, ziemlich unpopulär ist.«

»So kann man das nennen, ja. Die Regierung ist nicht begeistert, und das Vorgehen ist eine ausgesprochene Katastrophe für die Region.«

»Am 3. August werden Sie von einer – ich zitiere – »anonymen Quelle« kontaktiert, die Sie bittet, die Sache genauer unter die Lupe zu nehmen. Sie sollen überprüfen, ob Cotton Corp tatsächlich minderjährige Fabrikarbeiter beschäftigt und ob in der Fabrik hormonelle Schadstoffe wie Nonylphenol-Ethoxylate, besser bekannt unter der Abkürzung NPE, zum Einsatz kommen. Habe ich das richtig verstanden?«

»Ja.«

»Und Fakt ist, dass Kleidungsstücke, die unter Einsatz von NPE hergestellt wurden, nicht in die EU importiert werden dürfen, nicht wahr?« Der Schaufler schaute zum ersten Mal von seiner Akte auf.

»Richtig.«

»Wer war Ihre Quelle?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe einen Anruf entgegengenommen. Am anderen Ende war die Stimme eines Mannes zu hören. Er gab mir einige Hinweise zu dem Fall und forderte mich auf, diesen Hinweisen nachzugehen. Aber seinen Namen hat er mir nicht genannt.«

»Aber Sie haben eine Vermutung, um wen es sich gehandelt haben könnte?«

»Eine Vermutung, ja. Aber nichts Konkretes. Wie Sie selbst betont haben, gibt es von politischer Seite durchaus Kritik daran, dass Skriver die Produktion in Dänemark einstellen will. Ich kann mir vorstellen, dass der Tipp aus dieser Ecke kam. Aber ich kann, genau wie Sie, nur raten.«

»Hm ...« Schauflers Blick blieb für mehrere Sekunden auf Heloise ruhen, dann fuhr er fort. »Bei Ihren Recherchen kamen Sie in den Besitz interner, vertraulicher Dokumente aus Skrivers Unternehmen, darunter Auszüge aus den Verträgen mit Cotton Corp. Diese Dokumente bestätigten, dass Minderjährige beschäftigt und chemische Stoffe benutzt werden, deren Import in die EU nicht zulässig ist.«

»Korrekt.«

»Auf diesen Dokumenten beruht Ihr aktueller Artikel.«

»Ja.«

»Wer hat Ihnen diese Dokumente gegeben?«

»Dazu kann ich mich nicht äußern. Meine Quelle möchte anonym bleiben, das muss und werde ich respektieren.«

»Aber Ihnen ist seine Identität bekannt?«

»Ja.«

»Und Sie haben die Authentizität dieser Dokumente geprüft?« Heloise spürte, wie ihr Mund trocken wurde.

»Ich hatte zu diesem Zeitpunkt keinen Grund, an ihrer Echtheit zu zweifeln. Ich habe bereits mehrere Jahre bei etlichen anderen Fällen mit dieser Quelle zusammengearbeitet, ihre Auskünfte waren immer zuverlässig. Die Dokumente haben auf mich den Eindruck gemacht, echt zu sein, und ich habe den Hinweisen vertraut.«

»Was ganz schön dumm war«, sagte der Schaufler. »Finden Sie, dass Sie gründlich gearbeitet haben?«

»Rückblickend betrachtet, nein.«

»Und wenn Sie erneut in eine ähnliche Situation kommen – werden Sie Ihre Reportagen wieder auf einseitige, dilettantische Recherche aufbauen oder werden Sie sich beim nächsten Mal an die Fakten halten?« Er hielt seine Hände wie zwei Waagschalen, als wolle er beide Möglichkeiten präsentieren, die er Heloise vorschlug.

Heloise hätte sich am liebsten über den Tisch gelehnt und den Schaufler mit seinem dünnen, currygelben Schlips stranguliert. Doch sie beherrschte sich.

»Natürlich werde ich in Zukunft gründlicher sein. Ich bin absolut nicht scharf darauf, jemals wieder hier mit Ihnen zu sitzen.« Sie schickte ein gezwungenes Lächeln quer über den Konferenztisch.

»Gut. Dann können wir diese Debatte wohl abschließen.« Sichtlich zufrieden schlug Chefredakteur Mikkelsen mit der flachen Hand auf die Tischplatte und signalisierte so seinem Team, dass er gehört hatte, was er hören wollte. Er machte Anstalten, aufzustehen.

Heloise war im Gegensatz zu Karen Aagaard nicht überrascht über diese Nachricht, die so gar nicht zu seinem Charakter zu passen schien. Einige Monate zuvor war sie nach einem langen Arbeitstag am Hafen entlang nach Hause geschlendert, hatte den Schlossplatz überquert, an der Marmorkirche vorbei. Es war einer der ersten milden, hellen Sommerabende gewesen, und sie hatte den Park Amaliehaven schon halb durchquert, als sie ihn sah.

Im dunkelsten Winkel des Parks, halb verdeckt von einem großen Kirschbaum, hatte Mikkelsen auf einer Bank gesessen – in inniger Umarmung mit einer dunkelhaarigen jungen Schönheit, die ganz bestimmt nicht seine Frau war.

Der Klang von Heloises Schritten hatte das Paar aufsehen lassen. Ihre Blicke hatten sich nur kurz getroffen; Heloise hatte schnell nach unten geschaut und war aus dem Park geeilt.

Aber sie wusste, was sie gesehen hatte.

Und er wusste, dass sie es wusste.

Falls ihr Job in Gefahr war, wäre Mikkelsen der Letzte, der sein Gewicht in die falsche Waagschale legen würde.

»Ich habe auch keine weiteren Fragen mehr«, sagte der Schaufler und schlug die Akte mit einem demonstrativen Knall zu. »Ach doch, Moment. Die Quelle, die Ihnen die Dokumente beschafft hatte ... handelt es sich da möglicherweise um den Kommunikationschef des Wirtschaftsministeriums, Martin Duvall?«

Heloise saß reglos auf ihrem Stuhl.

Die Andeutung eines Lächelns zuckte in Schauflers Mundwinkeln.

»Ich kann, wie bereits gesagt, die Identität meiner Quelle in diesem Fall nicht preisgeben«, wiederholte Heloise. »Ich bin sicher, dass Sie, der Sie viel Wert auf Presseethik legen, das besser verstehen können als jeder andere.«

»Tja, dann lassen Sie es mich anders formulieren ...« Er setzte seine Lesebrille ab, klappte die Bügel behutsam ein und legte die Brille vor sich auf den Tisch. »Wie ist Ihr persönliches Verhältnis zu Martin Duvall?«

Heloise öffnete den Mund, doch es kam kein Laut hervor. Stattdessen schaute sie Mikkelsen an, und noch bevor sie antworten konnte, stand ihr Chef auf. Sein Blick war plötzlich finster vor Wut, auf der hohen Stirn pulsierte eine Ader.

»Vielen Dank, Scowl, das reicht.« Er spie die Worte nahezu aus. »Kaldans Privatleben hat mit dieser Sache nichts zu tun.«

Behutsam schloss Karen Aagaard die Tür zu ihrem Büro und wandte sich zu Heloise um.

»Was ... in aller Welt ... war das?«

»Meinst du dein merkwürdiges Stakkato?« Heloise fischte eine Packung Kaugummi aus ihrer Tasche. »Ich weiß nicht, aber vielleicht solltest du das untersuchen lassen. Es klingt nach etwas Ernstem.«

Aagaard ließ sich in den Ledersessel in der Ecke ihres Büros fallen. Resigniert hob sie die Arme.

»Findest du das lustig?« Sie klang eher verwundert als wütend.

»Nein, weiß Gott nicht«, sagte Heloise und setzte sich ihrer Ressortleiterin gegenüber. »Aber was hätte ich deiner Meinung

nach denn sagen sollen? Ich habe einen Fehler gemacht, das gebe ich zu, und das wird nie wieder passieren. Und nun müsst ihr entscheiden, ob ihr mir einen neuen Auftrag oder den Laufpass gebt.«

Sie schob sich zwei Stimorol-Kaugummis in den Mund und reichte Aagaard die Packung, die ihre Chefin zögernd entgegennahm.

»Hm ... Es kam mir da drinnen so vor, als wäre zwischen dir und Mikkelsen etwas vorgefallen, wovon ich vielleicht wissen sollte.«

»Nein.«

»Bezieht sich das ›Nein‹ darauf, dass nichts vorgefallen ist oder dass ich es nicht wissen sollte?«

»... Nein.«

»Kaldan?!«

»Da ist nichts!« Heloise hob abwehrend die Hände.

»Okay. Gut. Dann will ich das mal glauben.«

Karen Aagaard trommelte mit den Fingern auf dem Couchtisch vor sich und schaute Heloise nachdenklich an. Heloise schenkte ihr ein breites Lächeln, woraufhin Aagaard halb genervt abwinkte.

»Ja, ja, schon gut. Hast du etwas Neues, worauf du dich direkt stürzen kannst, oder sollen wir noch schnell die Leute zu einer Redaktionssitzung zusammentrommeln?«

Heloises Hand strich instinktiv über die Stelle ihrer Lederjacke, wo sich Anna Kiels Brief in der Innentasche verbarg. »Ich habe tatsächlich gerade etwas erhalten, was ich mir gerne genauer ansehen würde.«

»Was denn?«

»Das weiß ich noch nicht. Ich möchte das alles in Ruhe untersuchen, bevor ich weiß, ob daraus eine Story wird oder nicht.«

»Okay, na los, mach dich an die Arbeit. Und halt mich auf dem Laufenden, ja?«

Als Heloise zurück an ihren Schreibtisch kam, saß Böttger nicht mehr an seinem Platz. Stattdessen waren Kollegen aus anderen Ressorts an ihren jeweiligen Schreibtischen im Großraumbüro der

Redaktion aufgetaucht. Heloise konnte die Blicke spüren und die Fragen hören, die unausgesprochen im Raum standen:

Was macht die hier? Wurde sie nicht suspendiert? Was geht hier ab?

Heloise rutschte tief in ihren Bürostuhl, und die Gesichter der anderen verschwanden hinter der Trennwand vor ihrem Schreibtisch. Sie wählte die Nummer der Rechercheabteilung im Erdgeschoss.

Sie ließ es klingeln, bis sie ihren massigen und stets vor Schweiß glänzenden Lieblingskollegen Morten Munk am Apparat hatte.

»Verdammt nochmal, Kaldan, bist du hier? Ich dachte, du hättest Stubenarrest!«

Munk klang wie immer heiser und außer Atem, obwohl er sich nie auf Aktivitäten einließ, die irgendeine Auswirkung auf seinen Puls haben könnten.

»Ach, du kennst mich doch«, antwortete Heloise. »Ich kann nicht ohne, und Mikkelsen kann nicht ohne mich. Und du übrigens auch nicht.«

»Touché, ma chérie. Was verschafft mir die Ehre?«

»Bist du an deinem Platz?«

»Wo sonst?«

»Kannst du mir ein paar Informationen raussuchen?«

»Zu dem Skriver-Fall?« Munk klang munter und skeptisch zugleich.

»Nein, die Sache ist durch. Es geht um was ganz anderes. Sagt dir der Name Anna Kiel etwas?«

»Fragst du mich, ob der Papst katholisch ist? Was ist mit der?«

»Ich brauche alles, was du über sie finden kannst. Artikel, die bei uns publiziert wurden, Beiträge aus anderen Medien, Hintergrundinformationen – das volle Programm.«

Am anderen Ende der Leitung wurde es still. Heloise konnte das Kratzen eines Kugelschreibers auf Papier hören.

»Okay, ich mach mich sofort an die Arbeit. Ich klingel durch, wenn ich was habe. Sollte nicht so lange dauern.«

Bereits zehn Minuten später trudelten die ersten Dokumente in Heloises Posteingang ein. Statt sie sofort zu lesen, stopfte sie

ihren Laptop in die Tasche, warf sich die über die Schulter und verließ die Redaktion. Sie musste an die frische Luft. Sie wollte sich ohne die Blicke der anderen im Nacken an die Arbeit machen, und sie brauchte etwas Ordentliches zu essen.

Es hatte aufgehört zu regnen. Sie ließ das Rad stehen und ging rasch an der französischen Botschaft vorbei in Richtung Kongens Nytorv. Hier lag ihr Stammlokal, *Bistro Royal*, das sie jeden Freitag zum Lunch aufsuchte. Heute war Montag, doch das war egal. Heute war sowieso nichts so, wie es sein sollte.

Der Restaurantchef war ein kräftiger, herzlicher Mann. Er hieß sie erfreut willkommen.

»Meine Lieblingsjournalistin«, sagte er und beugte sich zu einem Wangenkuss vor.

Heloise verdächtigte ihn, noch nie einen ihrer Artikel gelesen zu haben, doch sie freute sich über die warme Begrüßung und erwiderte sie.

»Ich bin auf jeden Fall eine hungrige Journalistin«, sagte sie lächelnd.

»Bist du heute allein oder ...« Er zückte zwei Speisekarten. Bei ihren letzten Restaurantbesuchen war sie stets in Gesellschaft von Martin gewesen. Erst vor anderthalb Wochen hatten sie gemeinsam den ganzen Abend an der Bar gesessen, Miesmuscheln gegessen und sich eine Flasche Chardonnay geteilt. Ausnahmsweise hatten sie nicht über die Arbeit geredet. Doch, einmal war sie auf Skriver zu sprechen gekommen, aber Martin hatte sie unterbrochen.

Hör jetzt auf damit, Helo. Ich habe keine Lust, über die Arbeit zu reden. Ich will mehr über dich erfahren.

Sie hatte nur den Kopf geschüttelt, ihn lächelnd angesehen und abgewartet, bis er angefangen hatte, von sich zu erzählen. Von seiner Kindheit, seinen Eltern, seiner ersten großen Liebe und seiner Scheidung.

Sie wollte keine Kinder, ich schon. Das will ich immer noch. Es war kein schönes Ende. Das ist es eigentlich nie, oder?

Nach dem Essen waren sie zu ihr nach Hause gegangen. Er hatte sie härter angepackt, als sie eigentlich wollte, doch sie hatte

es zugelassen und zu ihrer großen Verwunderung sogar genossen. Auch wenn er ihr ein wenig Angst gemacht hatte.

Heloise lächelte den netten Restaurantchef an. »Heute bin ich allein.«

Er führte sie an einen der besten Tische des Restaurants, mit Aussicht auf den Kongens Nytorv. Sie bestellte ein belegtes Brot mit frischen Shrimps und eine Flasche Mineralwasser. Dann holte sie ihren Laptop hervor und öffnete die erste der Mails, die sie von Morten Munk bekommen hatte.

Die folgenden anderthalb Stunden verbrachte sie im Bistro Royal, aß, las und machte Notizen. Als sie fertig war, rief sie ihren ehemaligen Kollegen Ulrich Andersson an.

»... Hallo?«

»Hej, spreche ich mit Ulrich?«

»Wer will das wissen?«

»Heloise Kaldan, vom *Demokratisk Dagblad*.«

»Kaldan? Oh, ja. Ist lange her. Was gibt's?«

Es war mitten am Nachmittag, aber Heloise merkte, dass sie ihn gerade geweckt hatte. Eine Pause entstand, sie hörte das Klicken eines Feuerzeugs, gefolgt von einem heiseren Einatmen.

»Tut mir leid, wenn ich gerade störe, aber ich glaube, ich brauche deine Hilfe.«

»Meine Hilfe? Wobei?«

»Ich habe die Recherchen zu einem Fall übernommen, für den du damals zuständig gewesen bist. Und da wollte ich mal hören, ob ich dich dazu überreden kann, mir beim Stopfen einiger Löcher zu helfen.«

Am anderen Ende der Leitung wurde es still, also fuhr Heloise unbeirrt fort.

»Es geht um den Mord an diesem Anwalt aus Taarbæk. Christoffer Mossing. Ich habe gerade deine Artikel zu dem Fall gelesen und wollte mal nachfragen, wer –«

»Dabei kann ich dir nicht weiterhelfen.« Seine Stimme klang mit einem Mal kalt und wachsam.

»Es dauert bestimmt nicht länger als eine halbe Stunde. Ich lade dich auf einen Kaffee ein, dann sind wir schnell damit fertig. Ich wollte nur wissen, ob du damals mit –«

»Tut mir leid, aber ich kann dir nicht helfen.«

Ulrich Andersson hatte aufgelegt.

Verblüfft schaute Heloise auf das Display ihres Telefons.

Sie wählte seine Nummer erneut, aber er nahm nicht ab. Als sie es ein drittes Mal versuchte, schaltete sich sofort der Anrufbeantworter ein.

»Hej, Ulrich, hier noch mal Heloise Kaldan. Ich wollte dir eigentlich nur mitteilen, dass ich einen Brief von Anna Kiel erhalten habe. Ich dachte, du würdest ihn vielleicht gerne lesen. Ruf mich an.«

Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ein Journalist, der vor kurzem noch Kriminalfälle zum Frühstück verspeist hatte, so ein Angebot ablehnen würde.

Natürlich würde er zurückrufen.

Vorsichtig faltete sie den Brief auf. Sie versuchte, ihn nur an den Ecken zu berühren, und legte ihn vor sich auf den Tisch. Sicherlich hatte sie bereits eventuelle Spuren auf dem Papier zerstört, trotzdem bemühte sie sich, es so wenig wie möglich anzufassen. Wenn dieser Brief echt war, verstieß es gegen das Gesetz, ihn zu behalten. Aber noch hatte sie nicht das Bedürfnis, der Polizei von seiner Existenz zu berichten.

Noch nicht.

Heloises Job war es, Storys zu finden und zu erzählen, und sie wusste, dass sie den Brief nie wiedersehen würde, sobald sie damit zur Polizei ging. Stattdessen würde man sie ins Abseits stellen. So funktionierte deren »Zusammenarbeit«. Ein Quidproquo war äußerst selten. Doch soweit sie an der Berichterstattung in den Medien erkennen konnte, war dieser Brief wahrscheinlich die erste neue Spur seit sehr langer Zeit.

Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihn abzuliefern.

Sie ging ihre Notizen durch, um den Namen des Kommissars zu finden, der damals die Ermittlungen geleitet hatte.

Sie schrieb *KK Erik Schäfer, Kriminalpolizei Kopenhagen* in ihr Notizbuch und unterstrich den Namen zweimal.

Dann ließ sie sich die Rechnung bringen.

6

Wenn Heloise nicht gerade verreisen oder an besonders frühen Meetings in der Redaktion teilnehmen musste, stellte sie nie einen Wecker. An Werktagen läuteten die Glocken der Marmorkirche morgens um 08.00 Uhr, das hatte schon immer gereicht, um sie aus ihrem unruhigen und nicht besonders tiefen Schlaf zu rütteln.

Heute schwang sie ihre Beine schon beim ersten Glockenschlag aus dem Bett. Dabei hatte sie den Großteil der Nacht damit verbracht, sich einen Überblick über Munks Rechercheergebnisse zu verschaffen, und gerade mal ein paar Stunden geschlafen.

Sie warf einen Blick auf ihr Handy, das auf dem Nachttisch lag. Gegen vier Uhr hatte Martin versucht, sie zu erreichen. Außerdem leuchteten drei Chatnachrichten von ihm mit ein und derselben Nachricht auf dem Display auf.

Ruf mich an!

Gerda hatte ebenfalls eine Nachricht geschickt, ein Herz. Heloise antwortete mit einem Emoji-Kuss, schaltete ihr Telefon wieder auf laut und ging barfuß durchs Wohnzimmer in Richtung Bad. Vorsichtig stieg sie über die vielen Dokumente und Notizen, die sie in der Nacht auf dem Dielenfußboden ausgebreitet und in chronologischer Reihenfolge sortiert hatte.

Nach einer schnellen Dusche setzte sie sich an den Eichentisch im Wohnzimmer. Sie hatte sich in ihren Bademantel gewickelt, einen Kaffee aufgesetzt und aß eine große Portion Haferbrei mit Rosinen und Zimt.

Gerade las sie noch einmal ihren Bericht, den sie gestern Nacht noch verfasst hatte, bevor sie ins Bett gegangen war, als es an der Tür klingelte. Sie konnte hören, wie auch die übrigen Klingelknöpfe ihres Aufgangs gedrückt wurden.

Auf dem Videodisplay, von dem aus man die Straße vor der Haustür beobachten konnte, tauchte ein Drittel der Glatze eines

Mannes auf.

»Ja?«, fragte sie an der Freisprechanlage.

»Zeitungen«, antwortete eine Stimme mit Akzent.

Heloise betätigte den Türöffner und ließ den Mann ins Haus. Er polterte die Treppe herauf, und Heloise hörte die Briefschlitze in den unteren Stockwerken klappern.

Sie warf einen Blick auf den Stapel alter Werbezeitungen, der sich im Laufe der Woche in ihrem Flur angehäuft hatte. Sie bückte sich, um die Zeitungen aufzusammeln, und wollte gerade nachsehen, ob sich zwischen der Flut aus Sonderangeboten und Unwichtigkeiten der Hausgemeinschaft auch der eine oder andere Briefumschlag verbarg, als sie den Zeitungsboten in den fünften Stock kommen hörte. Vor ihrer Wohnungstür blieb er stehen. Der Briefschlitz wurde aufgeklappt und die Reklame einer Warenhaus-Kette fiel mit einem leisen Rascheln auf die dreckige Fußmatte.

Heloise wartete darauf, dass die Schritte des Mannes sich im Hausflur entfernten, doch es war nichts zu hören. Sie blieb für mehrere Sekunden vor ihrer Wohnungstür stehen und lauschte.

Nichts. Entschlossen warf sie die Werbezeitungen zurück auf den Boden und riss die Tür auf.

Auf der obersten Stufe vor ihrer Tür saß ein mittelalter, kleiner Mann und probierte gerade die mintgrünen Nike Air Turnschuhe an, die Heloise vor zwei Tagen noch zum Joggen getragen hatte. Wie erstarrt saß er da und sah aus, als glaubte er, er würde ungesehen bleiben, wenn er sich nicht bewegte.

»Ähm ...«, begann Heloise und lächelte verlegen. Die Situation war ihr vor allem für ihn peinlich. Sie zog ihren Bademantel fester um den Körper und sagte: »Die sollten Sie lieber stehen lassen.«

Der Mann nickte nur stumm.

Dann stellte er vorsichtig die Schuhe zurück, nahm seine eigenen, ausgelatschten Treter in die Hand und schlich auf Strümpfen die Treppe hinunter.

Heloise blieb im Hausflur stehen, bis sie die Tür im Erdgeschoss zuschlagen hörte. Sie schüttelte den Kopf und wollte gerade wieder zurück in ihre Wohnung gehen, als ihr Blick auf den Reklamestapel fiel, den sie fallen gelassen hatte.

Die bunten Blätter lagen über den Boden verstreut, und zwischen zwei Prospekten lugte die Ecke eines hellblauen Umschlags hervor.

Bevor sie den Brief aufgehoben hatte, wusste Heloise, von wem er war.

»Wann hast du die bekommen?« Karen Aagaard zeigte auf die beiden Briefe, die vor ihr auf dem Tisch im Konferenzraum lagen.

Heloise hatte ihre Chefin und Mogens Bøttger um ein eiliges Meeting gebeten. Bisher war nur Aagaard aufgetaucht.

»Den ersten habe ich gestern hier in der Redaktion in meinem Postfach gefunden. Wie lange er da schon lag, weiß ich nicht. Ein paar Tage, eine Woche? Er wurde vor anderthalb Wochen in Cannes gestempelt, der zweite Brief vor fünf Tagen in Lyon«, sagte Heloise. »Er muss am Samstag gekommen sein, ich habe ihn aber erst heute entdeckt. Er lag zwischen der Werbung in meinem Flur.«

Es klopfte einmal laut an der Tür, und Mogens Bøttger betrat das Konferenzzimmer. Er trug einen Papphalter mit drei Kaffeebechern, die das Logo vom Café gegenüber zierte.

»Guten Morgen«, knurrte er verdrießlich.

Heloise und Aagaard musterten ihn kurz und warfen einander vielsagende Blicke zu. Sein weißes, zerknautschtes Hemd hing über dem Hosenbund heraus, und sein Haar klebte seltsam plattgedrückt am Hinterkopf. Normalerweise lief er so geschniegelt herum, dass es einem bei seinem Anblick fast zu viel wurde, doch heute sah er aus, als würde er am liebsten mit der Tapete verschmelzen. Nicht gerade einfach für einen Mann, der über zwei Meter groß war.

»Entschuldigt die Verspätung, ich musste noch Fernanda in der Kinderkrippe abliefern, und sie ist Amok gelaufen, als ich mich verabschieden wollte. Es ist einfacher, einen Steuerbetrüger zum Reden zu bringen, als eine heulende Einjährige zu beruhigen. Oder abends zum Schlafen zu bringen. Ich begreife nicht, wie die Leute das schaffen, die ihr Kind jeden Tag haben.« Er sah sie beide vorwurfsvoll an und ließ sich schwerfällig neben Aagaard auf den Stuhl fallen.

Mogens Böttgers Tochter war das Ergebnis eines unüberlegten Sommerflirts mit einer 41-jährigen Fitnesstrainerin. Nach zwei Dates war sie schwanger und er am Arsch. Er hatte getobt und geschrien, hatte sie angefleht und versucht, sie zu bestechen, damit sie das Kind abtrieb. Aber sein lautes Rumgeheule konnte das Ticken ihrer biologischen Uhr nicht übertönen. Darum war er jetzt jede zweite Woche für drei Tage alleinerziehender Vater und hatte ein, gelinde gesagt, angestrenktes Verhältnis zur Mutter des Kindes.

»Mich brauchst du nicht anzuschauen«, sagte Heloise. »Ich hatte das Vergnügen noch nicht.«

»Na ja, deswegen bin ich jedenfalls zu spät und sehe aus wie der letzte Penner. Zur Wiedergutmachung habe ich Kaffee mitgebracht«, sagte Böttger und verteilte die Becher. »Also, was gibt's? Was haben wir vor?«

»Ich habe noch einen bekommen«, sagte Heloise.

»Noch einen was?«

»Noch einen Brief.«

Im selben Augenblick bemerkte Böttger die Seiten, die auf dem Tisch ausgebreitet lagen. »Darf ich?«

»Es ist der hier«, sagte Heloise und zeigte auf den neuesten Brief.

Vorsichtig fasste er den Brief am Rand an und las ihn laut vor.

Liebe Heloise

Meine ist 4 , deine ist 13 .

*Wenn ich Amorphophallus Titanum sage, antwortest du
Lupinus.*

Mein Zweitname fängt mit E an – was ist mit deinem?

Ich weiß so viel über dich.

Du weißt weniger über mich.

*Aber wir sind durch ihn miteinander verbunden, das habe ich
jetzt verstanden.*

Kannst du es sehen?

Kannst du es jetzt sehen?

Da mir deine Gegenwart entrissen ist, so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten, einen süßen Hinweis auf dich selbst.

Anna Kiel

»Holy Shit«, sagte Böttger und schaute auf. Seine Augenbrauen waren bis unter den ohnehin schon fliehenden Haaransatz gerutscht. »Bist du dir *wirklich* sicher, dass du sie nicht kennst?«

»Hundert Prozent.« Heloise nickte. »Ich habe keine Ahnung, warum sie mich ins Visier genommen hat. ›Verbunden«, sie und ich? Das ergibt keinen Sinn. Aber sie kennt mich, oder zumindest hat sie ein paar sehr persönliche Informationen über mich.« Heloise zeigte auf den Brief, der in ihrem Flur gelegen hatte.

»Dreizehn ist meine Glückszahl, also vermute ich, dass ihre die Vier ist, *Lupinus* ist Lateinisch für Lupinen, das sind meine Lieblingsblumen. Woher, verdammt nochmal, weiß sie das?«

»Kann es sein, dass sie dein Freundebuch geklaut hat? Im nächsten Brief schreibt sie dann, dass Blau deine Lieblingsfarbe ist und Spaghetti Bolognese dein Leibgericht.« Böttger lachte als Einziger über seinen Witz.

»Wie lautet denn dein zweiter Vorname?«, fragte Aagaard,

»Eleanor«, antwortete Heloise. »Und Annas voller Name ist Anna Elisabeth Kiel.«

»Eleanor ...« Böttger ließ sich den Namen auf der Zunge zergehen.

Heloise hob die Hand. »Mogens, ich warne dich!«

»Und was hat es mit diesem Amor-Dingsda auf sich?«, fragte Aagaard. »Mit ihrer Lieblingsblume? Ist das irgendeine Liebespflanze?«

»Interessant, dass du fragst«, sagte Heloise und schlug ihr Notizbuch auf. »Das war auch meine erste Vermutung, aber nein. *Amorphophallus Titanum* – Titanwurz, auch bekannt als Leichenblume – ist so ungefähr das Letzte, was man als Liebespflanze bezeichnen würde.«

Aagaard und Böttger starrten sie an.

»Leichenblume?«

»Eine riesige Pflanze, die nur auf Sumatra im westlichen Indonesien und in einer Handvoll botanischer Gärten im Rest der Welt wächst. Im Moment gibt es sogar ein Exemplar hier in Kopenhagen. Das Besondere an der Pflanze ist, dass sie wie eine verwesende Leiche riecht.«

Heloise fand die Seite mit den Notizen aus dem botanischen Onlinelexikon und las laut vor:

»Die violett-roten Blütenblätter und die Textur der Blüte verstärken außerdem die Illusion, dass es sich um ein Stück totes, verdorbenes Fleisch handelt, und locken somit aasfressende Käfer an, die in die Blüte kriechen und sie bestäuben. Der lateinische Name der Pflanze bedeutet ›unförmiger Riesenpenis‹ –«

Böttger schaute sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»– aber aufgrund ihres absonderlichen Gestanks ist sie auch als Leichenblume bekannt.«

»Aha«, sagte Mogens Böttger. »Und so ein phallischer Kadaver ist also die Lieblingsblume der Dame?«

»Sieht so aus.« Heloise nickte.

»Charmant«, bemerkte er und schob seinen Kaffeebecher von sich weg.

Es wurde still am Konferenztisch.

»Okay«, sagte Aagaard schließlich. »Lasst uns mal zwei Minuten über das Praktische reden. Hast du die Polizei darüber informiert, dass du diese Briefe erhalten hast?«

Heloise schüttelte den Kopf.

»Einen Scheiß wird sie tun und zur Polizei gehen«, entfuhr es Böttger. »Die reißen ihr die Briefe nur aus der Hand und werden von ihr verlangen, sich schön aus der Sache rauszuhalten.«

»Aber mir wird wohl nichts anderes übrigbleiben«, protestierte Heloise. »Die Frau hat auf bestialische Weise einen Mann ermordet. Wenn ich dazu beitragen kann, sie hinter Gitter zu bringen, dann werde ich das auch tun, egal, wie ›verbunden‹ sie sich mir fühlt.«

»Und warum hast du die Polizei dann noch nicht eingeschaltet?«, hakte Böttger nach.

»Weil du natürlich damit recht hast, dass sie versuchen werden, mich aus dem Fall rauszuhalten. Aber ich kann die Briefe auch

nicht einfach behalten. Ich muss nur erst herausfinden, wie ich die Sache am besten angehe, damit mir die Story nicht durch die Lappen geht.«

»Okay, stopp, könnt ihr bitte noch mal zurückspulen? Was war denn damals mit diesem Anwalt? Ich bin, was Kriminalfälle angeht, nicht auf dem aktuellsten Stand.« Aagaard pustete in ihren Milchschaum, bevor sie vorsichtig an ihrem Becher nippte.

»Christoffer Mossing, ein Anwalt der Kanzlei Orleff & Plessner, kehrt an einem Frühlingsabend, nachdem er mit Freunden Tennisspielen war, in sein Haus in Taarbæk zurück«, berichtete Heloise. »Er isst ein spätes Abendbrot und geht ins Bett.

Irgendwann zwischen Mitternacht und 03.00 Uhr morgens schleicht Anna Kiel sich in sein Haus. Sie hat ein nagelneues Filetmesser der Marke Codexx dabei. Ein mittelgroßes Küchenmesser, wie es von vielen professionellen Köchen verwendet wird und in den meisten gutsortierten Küchenfachgeschäften käuflich zu erwerben ist. Sie überfällt ihn, während er wehrlos in seinem Bett liegt und schläft. Sie schneidet ihm einfach so die Kehle durch – und lässt die Tatwaffe am Tatort zurück. Die Überwachungskameras vor dem Haus filmen sie, als sie den Tatort verlässt. Seitdem hat sie niemand mehr gesehen.«

Für einen Augenblick herrschte Stille am Tisch.

»Hat dieser Mossing sie oder ihre Familie in einem Rechtsstreit vertreten und verloren? War die Rede von einem Mord aus Rache?«, fragte Aagaard.

»Nein. Die Befragungen von Familienmitgliedern und Freunden von sowohl Opfer als auch Täterin ergaben, dass zwischen den beiden keinerlei Verbindung bestand. Allem Anschein nach kannten sie sich nicht«, sagte Heloise.

»Christoffer Mossing war übrigens der Sohn von Johannes Mossing. Das ist der mit den Immobilien«, fügte Böttger erklärend hinzu.

Die Mossing-Familie war der Inbegriff von »Altem Geld«. Noch vor vier Generationen hatte sich das Vermögen der Familie in Downtown-Abbey-Dimensionen bewegt. Der Nettowert des Familienunternehmens fiel inzwischen zwar weniger üppig aus,

aber sie spielten immer noch in der obersten Liga mit. Als Heloise die Zahlen sah, hatte sie einen Pfiff ausgestoßen.

Morten Munk hatte in seinen Recherchen zusammengetragen, was das Privateigentum von Christoffer Mossings Unternehmervater alles umfasste: eine Villa in bester Lage an der Küste, ein denkmalgeschütztes Gut mit Gestüt im Süden der Insel Fyn und ein gigantisches Château südlich von Bordeaux mit Burggraben und Weinbergen.

»Auf der einen Seite haben wir also eine äußerst wohlhabende Familie, auf der anderen Seite steht Anna Kiel, geboren und aufgewachsen im Vorort Herlev in eher bescheidenen Verhältnissen«, erklärte Heloise. »Ihrer Mutter gehört eine Kneipe, die *Laterne*, und einen Vater gibt es, soweit ich weiß, nicht.«

»Welche Theorie hat die Polizei?«, fragte Aagaard.

»Wie es aussieht, haben sie keine Ahnung, warum sie ihn getötet hat. Es wurde einiges über ihren psychischen Zustand geschrieben und dass sie einfach nur durchgedreht zu sein scheint. Bisher nimmt man an, dass sie sich einfach ein zufälliges Opfer ausgesucht hat und auf ihn losgegangen ist.«

»Im Haus des Anwalts wurden also keine Hinweise darauf gefunden, dass die Täterin vor dem Mord Kontakt zu ihm hatte? Irgendwelche Briefe, die sie ihm geschrieben haben könnte, oder so etwas?«

Heloise spürte eine aufkeimende Unruhe.

»Falls dem so ist, wurde das nicht an die Öffentlichkeit gegeben«, antwortete sie. »Aber das ist einer der Gründe, warum ich vorhabe, zur Polizei zu gehen. Ich muss herausfinden, mit wem ich es zu tun habe und warum sie sich gerade mich herausgepickt hat.«

»Wer ist dieser ›Er‹, den sie hier andeutet?« Aagaard zeigte auf den Brief vor sich. »Der euch angeblich miteinander verbindet?«

Heloise zuckte mit den Schultern.

»Das muss der Anwalt sein«, sagte Bøttger. »Du musst ihm auf die eine oder andere Art und Weise über den Weg gelaufen sein.«

»Das glaube ich nicht.«

»Hast du ihn vielleicht irgendwann einmal als Quelle genutzt? Oder mal getroffen, als du abends unterwegs warst, und es wieder

vergessen?«, hakte er nach.

Heloise sah ihm fragend an. »Als ich abends unterwegs war?«

»Du weißt schon, was ich meine. Könnte doch sein.«

»Nein, das kann nicht sein.«

Es wurde wieder still am Tisch.

Diesmal war es Aagaard, die die Stille unterbrach. »In beiden Briefen verwendet sie denselben Abschiedsgruß. Sie schreibt: *Da mir deine Gegenwart entrissen ist, so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten, einen süßen Hinweis auf dich selbst.*«

Heloise nickte und legte die Briefe nebeneinander, damit auch Bøttger sich ein Bild von der Übereinstimmung machen konnte.

»Das ist eine ziemlich gestelzte Ausdrucksweise«, sagte Aagaard. »Was soll das überhaupt bedeuten?«

»Keine Ahnung. Nach dem ersten Brief habe ich den Satz gegoogelt, um zu sehen, ob er irgendwo auftaucht. Tat er aber nicht. Deswegen habe ich mir selbst mal eine eigene Analyse zurechtgestrickt«, sagte Heloise und schlug ihr Notizbuch erneut auf. Sie zeigte den beiden anderen, was sie geschrieben hatte.

Da mir deine Gegenwart entrissen ist = Ich bin auf der Flucht und kann dich nicht von Angesicht zu Angesicht treffen

so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten = Schreib meine Geschichte auf!

einen süßen Hinweis auf dich selbst = Du bist Journalistin und deswegen objektiv.

»Aber ich weiß es wirklich nicht.« Sie schlug das Notizbuch wieder zu. »Das ist nicht gerade eine wasserdichte Analyse, also sind eure Vermutungen wahrscheinlich genauso plausibel wie meine.«

»Einen süßen Hinweis. Süß?«, fragte Bøttger. »Das ist schon ziemlich merkwürdig, so etwas zu schreiben.«

Aagaard klinkte sich für einen Augenblick aus dem Gespräch aus, den Blick in die Ferne gerichtet. Kurz darauf sagte sie: »Wenn sie dich wirklich darum bittet, objektiv zu bleiben und ihre

Geschichte zu erzählen, dann bedeutet das wohl, dass das, was wir von ihr wissen, nicht stimmt.«

»Willst du damit sagen, dass sie unschuldig ist?«, fragte Heloise.

»Das weiß ich nicht. Ich sage nur, dass du ganz von vorne anfangen musst. Als wüsstest du noch rein gar nichts über den Fall. Wie sieht die Berichterstattung von 2015 aus?«

»Ganz breit.«

»Schieß los!«

»Anna Kiels Mutter wurde befragt, ebenso Freunde und Kollegen sowohl von Mossing als auch von Kiel. Vertreter der Mossing-Familie kamen zu Wort, ein paar von Anna Kiels ehemaligen Lehrern. Die Liste ist lang.«

»Okay. Ich denke, da solltest du anfangen. Arbeite einen nach dem anderen ab und lass die Schuldfrage erst einmal außen vor. Darüber kann die Polizei sich den Kopf zerbrechen. Konzentrier dich auf die Geschichte und sieh, wohin sie dich führt.«

Heloise spürte ihr Handy in ihrer Jackentasche brummen – eine Nachricht aus der Rechercheabteilung.

»Du sagst, ich soll mir keine Sorgen machen«, warf sie ein, während sie die SMS überflog. »Aber seit ich als Journalistin arbeite, ist meine Adresse anonym. Heute Morgen habe ich Munk gebeten, sein Bestes zu tun, um im Internet Informationen über meinen Wohnort zu finden – ohne Ergebnis.«

Sie sah ihre beiden Kollegen an und zuckte mit den Schultern.

»Woher weiß Anna Kiel, wo ich wohne?«

Auf der Fahrt nach Vedbæk hatte Heloise Zeit, ihre Gedanken zu sortieren. Die herrschaftlichen Villen lagen aufgereiht wie Dominosteine direkt an der Küste. Die verzierten, schmiedeeisernen Pforten waren massiv genug, um ungebetene Gäste fernzuhalten, und boten dennoch genug Einblick, damit Spaziergänger die opulenten Gartenanlagen bestaunen konnten.

Der Kies knirschte unter den Rädern des Ford Focus, den Heloise von der Redaktion geliehen hatte, als sie auf den Hof vor der riesigen hellgrauen Villa einbog. Das Gebäude glich weder den seelenlosen Bauhausvillen noch den lächerlich pompösen Palais in der Nachbarschaft, sondern erinnerte Heloise eher an eines dieser luxuriösen Sommerhäuser aus amerikanischen Feel-good-Filmen. Es war aus hellem Holz im Nantucket-Stil gebaut, mit weißen Fensterläden und einer großen Veranda, die das gesamte Haus umgab.

Fehlt nur Diane Keaton, dachte Heloise, mit einem Strohhut und in weißes Leinen gekleidet, dann noch eine sonnendurchflutete Küche voller Grünpflanzen – genau so ein Haus ist es.

Sie parkte den Wagen neben dem metallicsilbernen Jaguar, der in der glühenden Nachmittagssonne stand, und ging auf den Eingang zu. Es gab keine Klingel, nur einen ankerförmigen Türklopfer aus Messing. Nur wenige Sekunden nachdem Heloise geklopft hatte, wurde die Tür von einer jungen Frau mit asiatischen Zügen in einem dunklen, knielangen Kleid geöffnet. Sie musterte Heloise von Kopf bis Fuß.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ja, guten Tag, ich heiße Heloise Kaldan und ich bin auf der Suche nach Ellen oder Johannes Mossing.«

»Herr Mossing ist leider nicht im Haus, aber Frau Mossing ist anwesend. Haben Sie einen Termin?«

»Nein, ich fürchte, ich komme unangemeldet.« Heloise lächelte.

»Was ist denn Ihr Anliegen?«

»Es geht um Frau Mossings Sohn.«

Heloise hatte eine Reaktion von der jungen Frau erwartet, doch diese schob lediglich die Haustür weiter auf und bat Heloise herein.

»Wenn Sie bitte hier warten würden.«

Die Frau verschwand.

Irgendwo im Haus spielte Rockmusik. Ein komischer Soundtrack für diese Kulisse. Heloise sah sich in der Eingangshalle um. Der große, offene Kamin sah nicht so aus, als ob er jemals benutzt worden wäre. Eine breite Treppe führte nach oben in den ersten Stock.

An den Wänden hingen gerahmte Fotos von Familienmitgliedern und Freunden des Hauses und zeugten von einem prominenten Bekanntenkreis. Heloise erkannte den ehemaligen Kopenhagener Bürgermeister, zwei alternde Tennisstars, Tony Blair, ein amerikanisches Musikproduzentenpaar mit Diamanthalsketten und Goldzähnen sowie eine ganze Reihe dänischer Jetset-Typen, die in ihrem Leben nichts anderes geleistet hatten, als geboren zu werden.

Heloise ging ein paar Stufen die Treppe hinauf, um eine der Fotografien genauer zu betrachten. Sie erkannte Christoffer Mossing aus den Zeitungsberichten wieder, auch wenn er auf dem Foto mindestens zehn Jahre jünger war als bei seinem Tod. Er trug einen amerikanischen Absolventenhut mit einer Quaste, der Champagner sprudelte aus der Flasche, die er dem Fotografen triumphierend entgegenhielt.

Die junge Haushälterin räusperte sich hinter Heloises Rücken.

»Hier entlang«, sagte sie.

Heloise folgte ihr durch zwei große aneinandergrenzende Zimmer, die mit weißen Sofagarnituren und Sesseln aus cognacfarbenem Leder eingerichtet waren. Wände und Regale waren mit maritimen Motiven dekoriert, mit Pokalen von Pferderennen und anderen Sammlerobjekten.

Die Musik schallte aus einer offenen Flügeltür, die in eine Orangerie führte, von der aus man einen Ausblick über den Øresund hatte.

In der Orangerie stand eine Frau.

Sie war in ein weißes Wickelkleid gehüllt, trug eine Schirmmütze auf dem Kopf und schnitt gerade mit einer kleinen goldenen Schere vertrocknete Blüten von einer New-Dawn-Rosenranke. Ein jaulendes Gitarrensolo ließ die Scheiben der Orangerie vibrieren.

Lächelnd drehte die Frau sich zu Heloise um. »Guten Tag.«

»Hej.« Heloise musste deutlich die Stimme heben, um die Musik zu übertönen. Sie streckte der Frau ihre Hand entgegen und stellte sich vor. »Coole Musik. Wer ist das?«

Ellen Mossing sah Heloise an, als hätte sie eben gefragt, auf welchem Planeten sie sich befinden. »Led Zeppelin! Kennen Sie die etwa nicht?«

Heloise nickte, dann überlegt sie kurz. »Das ist irgendetwas mit LSD , oder?«

Ellen Mossing lachte – ein helles, perlendes Lachen –, und Heloise mochte sie auf Anhieb. Sie ging zu dem alten Plattenspieler, der in der Ecke stand, und drehte die Lautstärke runter.

»Noy, könnten wir zwei Tassen Kaffee bekommen?«, fragte sie die Haushälterin. »Oder trinken Sie vielleicht lieber Tee?« fragte sie an Heloise gewandt.

»Nein, Kaffee ist prima, danke.«

»Manchmal fürchte ich, dass ich zu viel Kaffee trinke. Ab und zu bekomme ich davon einen hysterischen Puls. Das fühlt sich schrecklich an. Aber es ist das einzige Laster, das ich noch habe, also was soll's.« Sie zwinkerte Heloise zu, als hätte sie ihr gerade ein unanständiges Geheimnis anvertraut. Sie winkte ihren Gast zu einem länglichen Teaktisch, der mitten in der Orangerie stand, und bat sie, Platz zu nehmen.

»Einen schönen Namen haben Sie. *Heloise* .« Ellen Mossing sprach den Namen mit einem melodischen französischen Akzent aus. Sie nahm die Schirmmütze ab, ihr langes, silberfarbenes Haar fiel ihr über den Rücken. »Viel exotischer als Ellen.«

»Danke«, sagte Heloise. »Dafür mussten Sie Ihren Namen sicherlich noch nie für andere buchstabieren.«

»Man kann nicht alles haben.«

»Nein, scheint so«, sagte Heloise und nahm Ellen Mossing gegenüber Platz. »Ich bin Ihnen wohl schuldig zu erklären, warum ich hier bin.«

»Noy meinte, es geht um Christoffer?«

»Ja, genau. Aber ich muss Ihnen gestehen, dass ich Journalistin bin. Ich arbeite für *Demokratisk Dagblad* und möchte den Fall Ihres Sohnes gerne genauer unter die Lupe nehmen.«

Ellen Mossing musterte sie einen Augenblick lang schweigend.

»Warum jetzt?«, fragte sie schließlich. »Ist etwas Neues passiert, über das ich noch nicht informiert worden bin?«

»Nein, nichts Konkretes. Aber ich versuche herauszufinden, ob bei den Ermittlungen etwas übersehen worden sein könnte. Ich bin heute hierhergekommen, um Sie zu fragen, ob Sie mir etwas über Ihren Sohn erzählen können. Wer war er?«

»Niemand spricht mehr über meinen Sohn.« Ellen Mossing sah hinaus auf das Wasser. »Nicht einmal mein Mann. Als würden die Leute glauben, dass der Schmerz schneller vergeht, wenn man so tut, als wäre nichts passiert. Mein Sohn ist tot, und nun tut die ganze Welt so, als hätte er nie existiert.« Sie richtete ihren Blick wieder auf Heloise und lächelte traurig. »Ich möchte nicht namentlich genannt werden, aber ich erzähle Ihnen gerne von Christoffer.«

Die Haushälterin trug ein Tablett ans Teaktischchen und servierte den beiden Frauen Kaffee. Sie stellte ein kleines Schälchen mit Keksen vor Heloise auf den Tisch und verließ die Orangerie wieder.

»Bedienen Sie sich.«

»Ich habe ein Foto von Christoffer in ihrer Eingangshalle gesehen. Er hat in den USA studiert?« Heloise nahm einen Keks und biss hinein. Er schmeckte seltsam salzig.

»Ja, Jura in Harvard. Ich glaube, das waren einige der besten Jahre seines Lebens. Seine Stimme bekam immer diesen besonderen Klang, wenn er von seiner Zeit dort erzählte«, sagte Ellen Mossing. »Ich habe einen Enkel in den USA, wussten Sie das?«

Heloise schüttelte den Kopf.

»Eine Frau hat uns nach Christoffers Tod kontaktiert. Er hatte offenbar ein Verhältnis mit ihr. Nichts Ernstes, wir haben jedenfalls nie zuvor von ihr gehört. Aber er hatte zu jener Zeit auch viele Frauen. Er war sehr beliebt.« Sie nahm ein Stück Würfelzucker und ließ es in ihren Kaffee fallen.

»Ein paar Monate nach der Beerdigung hat sie hier bei uns angerufen. Sie hatte gehört, was geschehen war, und war ziemlich aufgewühlt, das können Sie sich sicher denken. Sie erzählte uns, dass sie damals von unserem Sohn schwanger geworden sei und dass es ein Kind gibt – einen Jungen.«

»War Ihnen das nicht suspekt?«, fragte Heloise.

»Wegen der Erbschaft, meinen Sie?«

»Ja.«

»Doch, natürlich haben wir darüber spekuliert, ob es sich um eine Schwindlerin handeln könnte. Eine von denen, die internationale Todesanzeigen verfolgen und versuchen, vom Unglück anderer Menschen zu profitieren. Aber sie hat uns ein Foto geschickt.«

»Ein Foto?«

»Ja, von dem Jungen. Als wir das Bild gesehen haben, war klar, dass sie die Wahrheit sagt. Die Mutter des Jungen hat uns auch angeboten, einen Vaterschaftstest durchzuführen, aber wir hatten keinerlei Zweifel mehr. Er ist Christoffers Sohn.«

»Wie heißt er?«

»Jack. Er ist inzwischen vierzehn Jahre alt. Ein toller Kerl.«

Heloise konnte sich das ohne Schwierigkeiten vorstellen. Christoffer Mossing selbst war mit seinem blitzenden Lächeln und dem wohlproportionierten Körper beinahe eine Karikatur von gutem Aussehen. Sicher nicht Heloises Typ, doch unbestritten ein Mann, für den alle Frauen auf diesem überprivilegierten Hühnerhof nördlich von Kopenhagen Schlange gestanden hätten: jung, reich, erfolgreich und gebaut wie ein griechischer Gott. Der ideale Bachelor.

»Haben Sie Jack jemals getroffen?«

»Ja, er hat uns letzten Sommer besucht. Wir haben vorher miteinander gemailt, uns schriftlich kennengelernt, Sie wissen

schon, und dann haben wir ihm ein Flugticket gekauft. Wir mussten ihn einfach treffen.«

»Wie war es?«

»Es war ...« Ellen Mossing suchte für einen Augenblick nach den richtigen Worten. »Es war ein Albtraum. Sie können es sich nicht vorstellen, wie es sich anfühlt, einen Sohn zu verlieren und dann jemand völlig Fremden zu treffen, der aussieht wie er, sich bewegt wie er, die gleiche Stimme hat ...«

»Man könnte auch meinen, dass ein Teil von Christoffer weiterlebt«, warf Heloise ein.

»Ja, das könnte man meinen, nicht wahr? Aber es fühlte sich eher so an, als wolle mein Gehirn mir einen Streich spielen. Meine Augen sagten mir, sie sähen etwas, das gar nicht existiert. Ein bösesartiges Trompe-l'œil.«

»Wie reagierte Jack?«

»Der arme Junge wusste gar nicht, wohin mit sich. Ich war ein aufgelöstes Häufchen Elend, und er hat sein Bestes gegeben, zu helfen, doch am Ende ist er wieder abgereist. Wir schicken ihm Geschenke zu Weihnachten und zum Geburtstag, und Johannes hat ein Konto für ihn eingerichtet und eine beträchtliche Summe eingezahlt. Sobald der Junge einundzwanzig wird, bekommt er das Geld überschrieben. Er ist unser Fleisch und Blut, und wir wünschen ihm nur das Allerbeste. Aber ich glaube nicht, dass wir ihn noch einmal wiedersehen werden.«

Heloise wunderte sich über Ellen Mossings Offenheit. Sie schien Heloise gegenüber absolut keine Hemmungen zu haben. Sie benahm sich, als würde sie mit einer Freundin sprechen, nicht mit einer Journalistin. Vielleicht ist sie einfach einsam, dachte Heloise. Sie konnte einem wirklich leidtun.

Nach dem letzten Lied drehte die Platte sich endlos weiter. Ellen Mossing stand auf, ging zum Plattenspieler und hob die Nadel vorsichtig vom Vinyl. Sie blätterte durch einen Stapel LP s, der neben dem Plattenspieler lag, nahm eine Platte aus der Hülle und wischte den Staub ab. Dann legte sie sie auf und setzte die Nadel behutsam auf die Platte. Kurz darauf strömte Billie Holidays »All of Me« aus den Lautsprechern.

»Ah, das ist eher meine Musik.« Heloise lächelte und legte dankbar die Handflächen aneinander.

»Sie ist Johannes' Lieblingssängerin. Ich kann mich an keinen Morgen in den letzten vierzig Jahren erinnern, an dem sie nicht zum Frühstück für uns sang.«

Sie saßen eine Weile da, ohne zu sprechen, und lauschten der Musik.

»Wo waren wir stehengeblieben?«, fragte Ellen Mossing, ohne die Augen zu öffnen.

»Sie haben erzählt, dass Christoffer beliebt war. Hatte er vor seinem Tod eine Freundin?«

»Eine?« Ellen Mossing lachte und sah Heloise an. »Nein, das sähe Christoffer nicht ähnlich. Er hatte immer mehrere. Niemals nur eine.«

»Hat er Ihnen jemals eine der Frauen vorgestellt?«

»Nein. Ich glaube nicht, dass er an so etwas geglaubt hat.«

»So etwas?«

»An diese Art von Liebe. Langwährende, exklusive Beziehungen. Das sagte ihm nicht zu.«

»Warum nicht? Hatte er mit Ihnen und Ihrem Mann nicht ausgezeichnete Vorbilder?«

Ellen Mossing spitzte die Lippen und atmete schwer durch die Nase aus. »Tja, das hatte er wohl«, bemerkte sie mit einer Stimme, die eigentlich das Gegenteil sagen wollte. »Wir hatten gewiss viele gute Jahre, Johannes und ich. Aber ich war ziemlich jung, als wir uns kennenlernten, eigentlich eher ein großes Kind. Aber man wird mit dem Alter ja auch nicht schöner.« Sie lächelte verlegen und rückte den Gürtel an ihrer schmalen, mädchenhaften, Taille zurecht. »Vielleicht dauert eine leidenschaftliche Liebe nicht so lange an, wie man es sich vielleicht wünscht. Aber Johannes und mich verbindet eine enge Freundschaft, und das ist vielleicht viel wertvoller.«

Mit gerunzelter Stirn musterte Heloise ihr Gegenüber. Ganz richtig, Ellen Mossing war keine blutjunge Frau mehr. Aber mit ihren 61 Jahren sah sie immer noch ungewöhnlich gut aus. Christoffer hatte seine hübsche Nase jedenfalls nicht von seinem Vater geerbt, auch nicht die großen, haselnussfarbenen Augen

oder das gewinnende Lächeln. Den Fotos nach zu urteilen, die Heloise von Herrn Mossing Senior gesehen hatte, war dieser mindestens fünfzehn Jahre älter als seine Frau und nicht annähernd so attraktiv.

»Ich finde, Sie sehen phantastisch aus, wenn ich so direkt sein darf«, sagte Heloise. »Wenn ich mit sechzig oder auch nur mit vierzig so aussähe wie Sie, wäre ich schon ziemlich zufrieden.«

»Oh, wie lieb von Ihnen.« Ellen Mossing lächelte.

»Ich meine es ernst. Und Christoffer ähnelte Ihnen sehr.«

»Ja, das stimmt.« Sie nickte stolz. »Aber nur äußerlich. Vom Wesen her kam er ganz nach seinem Vater. Er war wahnsinnig begabt. Und so unglaublich fleißig, wir waren überaus stolz auf ihn. Nach unerhört kurzer Zeit wurde er Partner bei Orleff & Plessner und hat wirklich gute Arbeit geleistet, bis ...« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, die sie über ihre Wangen laufen ließ, ohne sie aufzuhalten oder wegzuwischen.

Heloise hatte das Bedürfnis, aufzustehen und sie in den Arm zu nehmen, aber sie blieb sitzen. Sie konnte Ellen Mossings Gefühle, ihre Offenheit und Verletzlichkeit nachvollziehen, aber was sagt man einer Frau, die ihr Kind verloren hat? Die den Menschen verloren hat, der ihr am allernächsten stand?

Alles wird wieder gut?

Das würde es verdammt nochmal nicht. Nichts würde wieder richtig gut werden.

Heloise beugte sich vor und legte ihre Hand auf Ellen Mossings.

»Kannten Sie sie? Kannten Sie Anna Kiel?«

Ellen Mossing schüttelte den Kopf und zog ihre Hand weg. Sie stand auf und ging zu einer kleinen Kommode, die in einer Ecke der Orangerie stand, und nahm ein altes, vergilbtes Stofftaschentuch aus dem obersten Schubfach.

»Nein.« Sie trocknete sich die Augen an dem Stoff. »Aber ich glaube, dass –«

»Ellen? Was ist hier los?«

Ellen Mossing schrak zusammen und ließ ihr Taschentuch fallen. Heloise drehte sich um.

Johannes Mossing stand in der Tür. Er trug ein Feigenbäumchen in einem orangefarbenen Keramiktopf und sah

seine Frau besorgt an.

»Weinst du?«

»Nein, schon gut.« Ellen Mossing ging auf ihren Mann zu und ließ sich in den Arm nehmen. »Ich habe mich nur von den Erinnerungen an alte Zeiten einlullen lassen, und dann werde ich doch immer so sentimental.«

Er stellte die Pflanze ab und sah seine Frau mit einem prüfenden Blick an. »Dann ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ja. Ich war nur gerade ein bisschen albern.« Sie tat seine Besorgnis mit einer Handbewegung ab, wie ein lästiges Insekt, das vor ihrem Gesicht herumschwirrte. »Du musst unserem Gast Hallo sagen.«

Heloise stand auf.

»Guten Tag«, sagte Johannes Mossing und gab ihr die Hand. »Ich bin Ellens Mann. Bitte entschuldigt, dass ich einfach hier reinplatze und euren Kaffeeklatsch störe, aber ich habe wirklich gedacht, es sei etwas Ernstes passiert.«

Heloise schüttelte ihm die Hand und nickte höflich. »Heloise Kaldan.«

»Kaldan?« Er lächelte sie mit zusammengekniffenen Augen an, ohne ihre Hand loszulassen. »Sind wir uns schon einmal begegnet?«

»Ich glaube nicht.«

»Sind Sie hier aus dem Ort?«

»Nein, aus Kopenhagen.«

»Heloise ist Journalistin«, sagte Ellen Mossing. »Sie möchte gern mit uns über Christoffer sprechen.«

Das Lächeln verschwand aus Johannes Mossings Gesicht. Er ließ Heloises so plötzlich los, als hätte er sich an ihr verbrannt.

»Journalistin«, konstatierte er. Er sah so aus, als hätte er soeben in eine bittere Mandel gebissen.

Ellen Mossing eilte Heloise zu Hilfe.

»Ich habe sie hereingebeten, Johannes. Ich habe kein Problem damit, darüber zu sprechen, was geschehen ist.« Sie strich ihm sanft über den Arm. »Vielleicht solltest du das auch probieren, das wird dir vielleicht guttun. Es ist nicht gefährlich, ganz im Gegenteil.«

Johannes Mossing sah seine Frau einen Augenblick lang schweigend an. Dann wandte er sich an Heloise und sagte mit neutraler Stimme: »Bitte verlassen Sie unser Haus.«

Wie von Zauberhand erschien die Haushälterin an der Tür.

»Ich begleite Sie hinaus«, teilte sie mit kühler Höflichkeit mit.

Heloise rührte sich nicht von der Stelle. Sie und Johannes Mossing schauten sich einen Moment lang mit festem Blick an.

»Ich arbeite für *Demokratisk Dagblad*«, sagte Heloise. »Ich bin hier, weil ich Grund zu der Annahme habe, dass die Mörderin Ihres Sohnes mit mir in Kontakt treten will.«

Ellen Mossing sah sie verblüfft an und musste sich setzen. Sie öffnete und schloss den Mund mehrmals, ohne dass ihr auch nur ein Laut über die Lippen kam. Ihr Mann dagegen zeigte keinerlei Reaktion.

»Deswegen wäre es mir eine große Hilfe, wenn Sie mir alles erzählen könnten, was Sie über den Abend, an dem Ihr Sohn getötet wurde, wissen«, fuhr sie fort. »Jedes noch so winzige Detail könnte mir bei der Suche nach Anna Kiel helfen.«

Abgesehen von Billie Holidays leidender Stimme war es still in der Orangerie.

Ellen Mossing streckte die Hand nach ihrem Mann aus, doch er wich zurück, bevor Ellen ihn berühren konnte. »Johannes, ich glaube wir sollten –«

»Wir sollten gar nichts«, unterbrach er sie, ohne seinen Blick von Heloise abzuwenden. »Leben Sie wohl, Frau Kaldan.«

»Rufen Sie mich an, wenn Sie es sich anders überlegen«, sagte Heloise und verließ die Orangerie.

Der Ford piepte zweimal, als Heloise auf den Knopf am Autoschlüssel drückte. Sie setzte sich auf den Fahrersitz und schaute in den Rückspiegel. Ellen Mossing stand an einem der großen Wohnzimmerfenster und schaute ihr nach. Heloise konnte sehen, dass sie weinte.

Was ging denn hier ab?

Irgendetwas war faul an der Geschichte mit Christoffer Mossing. Versuchten seine Eltern, etwas zu vertuschen? Gab es überhaupt etwas zu vertuschen, oder wussten sie tatsächlich nichts? Man

konnte sein ganzes Leben mit jemandem verbringen, ohne ihn richtig zu kennen, das wusste Heloise nur zu gut. Aber war das hier der Fall? Hatte Christoffer Mossing ein anderes Leben außerhalb seines prächtigen Anwaltsdaseins gelebt, ein Leben, von dem die Eltern nichts gewusst hatten? Und Anna Kiel – wie passte sie in dieses Bild? Und nicht zuletzt: Was hatte all das mit Heloise zu tun?

Sie startete den Wagen, rollte aus der Ausfahrt und bog auf die Landstraße.

Heloise beschloss, auf dem Heimweg an Christoffer Mossings Haus in Taarbæk vorbeizufahren. Sie ging davon aus, dass das Anwesen nach dem Mord verkauft worden war und dass ihr vor Ort sicherlich nichts auffallen würde. Aber sie musste den Tatort zumindest sehen. Sie wollte ihn sehen.

Sie holte ihr Mobiltelefon hervor, um die Adresse einzutippen und sah auf dem Display, dass Martin sie schon wieder angerufen hatte. Außerdem eine Push-Benachrichtigung von Instagram. Eigentlich benutzte sie diese App gar nicht mehr. Wie die meisten anderen war sie vor einigen Jahren mit auf den Zug aufgesprungen und hatte Bilder von Städtereisen und Sonnenaufgängen hochgeladen. Aber sie hatte schnell das Interesse verloren und sich bislang nur noch nicht die Zeit genommen, ihr Profil zu löschen.

Sie hielt an einer roten Ampel, öffnete die App und sah, dass sie vor acht Minuten auf einem Foto getaggt worden war. Die Benachrichtigung lautete:

*anna_elisabeth_kiel hat dich in einem Beitrag markiert:
»Deine Tür stand offen, @heloisekaldan, also war ich so frei
und habe mich mal umgesehen.«*

Die Ampel sprang auf Grün, aber Heloise rührte sich nicht vom Fleck, sondern tippte auf den Link.

»Das hat sie nicht gemacht«, presste sie hinter zusammengebißenen Zähnen hervor. Hinter ihr begannen die anderen Autos zu hupen.

Sie lenkte den Wagen auf den Seitenstreifen und zog die Handbremse an.

Das Bild, das auf ihrem Display erschien, zeigte Kopenhagens rote und schwarze Ziegeldächer. Die Kuppel der Frederikskirche ragte dominierend zwischen den Häuserdächern hervor, und Heloise erkannte den Balkon, von dem aus das Foto geschossen worden war, an dem zerschlissenen dunkelgrünen Windschutz.

Sie wählte eine Nummer und wartete, bis jemand abnahm.

»Hallo, Polizei? Bei mir wird gerade eingebrochen. Ja, jetzt.
GENAU JETZT !«

Die einhundertfünfzig Jahre alte Holztreppe knirschte laut unter Kommissar Schäfers Füßen, bei jeder einzelnen der 127 Stufen hinauf in den fünften Stock.

Im Dachgeschoss stand die Tür zu einer Wohnung offen. Er zog sich ein Paar Gummihandschuhe über und klopfte an den Türrahmen, bevor er eintrat.

»Hej«, sagte er und nickte dem Kriminaltechniker der Spurensicherung zu, der mit einer feinen Bürste und einer Dose Aluminiumpulver in dem engen Flur nach Fingerabdrücken suchte.

»Findest du was?«

»Das kann man wohl sagen.«

Der Mann streckte Schäfer zur Begrüßung seine Faust entgegen, wodurch Schäfer sich noch älter und verstaubter vorkam als das Haus, in dem sie sich befanden. Widerwillig ballte er seine Hand und erwiderte den Gruß.

»Man kann sich sogar so weit aus dem Fenster lehnen und sagen, dass es in dieser Wohnung von Finger- und Handabdrücken nur so wimmelt.«

»Tja, dann weißt du ja, was du für den Rest des Tages zu tun hast«, sagte Schäfer und klopfte ihm aufmunternd auf den Rücken.

Er schob sich an dem Kollegen vorbei und betrat das Wohnzimmer, einen großen Raum mit Panoramafenstern. Eine Glastür führte hinaus auf den kleinen Balkon. Er konnte sehen, dass von ihren Scheiben bereits Fingerabdrücke genommen worden waren.

Er schaute sich um.

Auf dem Fensterbrett lag ein angebissener brauner Apfel, daneben stand eine halbleere Kaffeetasse, an deren Seite Milchschaum festgetrocknet war. Der Wohnzimmertisch war mit Dokumenten und benutzten Tellern mit Brotkrumen bedeckt.

Zwischen Alltagschaos und Wollmäusen konnte Schäfer keine Spuren entdecken, die auf einen Einbruch oder Vandalismus hindeuteten.

Aus dem angrenzenden Zimmer drangen Stimmen. Schäfer trat näher an den Wohnzimmertisch und warf einen Blick auf den Stapel Papier, der auf ihm türmte. Mit einer raschen Bewegung breitete er die Dokumente wie einen Satz Spielkarten vor sich aus. Es handelte sich um Ausdrücke alter Artikel zum Fall Christoffer Mossing.

Er überflog die Dokumente, bis sein Blick an einem Zitat hängenblieb, einer Aussage, die er selbst einige Wochen nach Aufnahme der Ermittlungen der Presse gegenüber gemacht hat:

Wir haben Grund zur Annahme, dass Anna Kiel das Land verlassen hat. Interpol hat sie international zur Fahndung ausgeschrieben.

Er schob die Dokumente wieder zusammen und betrat die Küche, wo zwei Beamten vom Einbruchsdezernat in Zivil mit einer Frau sprachen, die am Küchentisch saß. Schäfer kannte die Namen der Beamten nicht, hatte jedoch einen der beiden schon öfter auf der Straße gesehen. Ein rothaariger, bleichgesichtiger, junger Typ. Der andere sah aus, als hätte er arabische Wurzeln und erinnerte von der Statur her an ein Hochhaus aus Dubai, dachte Schäfer. Ihm tat beim Anblick des Mannes, der gezwungen war, gebückt in der niedrigen Dachwohnung zu stehen, beinahe der Nacken weh.

Alle drei drehten sich zu Schäfer um, als er in die Küche kam.

»Hej«, sagte er und trat an den Tisch. »Sie wohnen hier?«

Die Frau nickte.

»Kommissar Erik Schäfer.«

Sie schüttelte ihm die Hand.

»Heloise Kaldan.«

Er wandte sich an seine Kollegen. »Wart ihr die Ersten?«

»Ja. Wir haben den Anruf um 14 .32 Uhr erhalten und waren um 14 .44 Uhr vor Ort. Es war jedoch niemand in der Wohnung, als wir eintrafen«, sagte der Bleichgesichtige. »Wir haben die KTU angerufen, nachdem wir mit dir gesprochen haben. Der Kriminaltechniker ist jetzt seit einer halben Stunde hier. Es sieht

aus, als hätte er bereits Erfolg gehabt.« Der Beamte nickte zufrieden.

»Warten wir erst mal ab, bevor wir den Sekt entkorken«, kommentierte Schäfer trocken. »Ihr könnt einpacken, ich übernehme ab hier. Und sorgt dafür, dass ein Bericht auf meinem Schreibtisch liegt, bevor ich heute Feierabend mache.«

»Wir können auch noch bleiben«, sagte Dubai. Sein Blick sprang von Schäfer zu der Frau am Küchentisch und zurück. Schäfer ahnte, dass der Eifer des Kollegen mehr mit dem weißen Shirt der Frau zu tun hatte, das an genau den richtigen Stellen ihres Körpers spannte, als mit der Ermittlung.

»Das ist ja sehr liebenswürdig von euch, aber macht euch mal vom Acker.«

Schäfer warf den Beamten einen Blick zu, woraufhin sie sich hastig verabschiedeten und den Raum verließen. Er konnte sie auf dem Weg nach draußen mit dem Kriminaltechniker scherzen hören.

»Darf ich?« Er deutete auf den freien Stuhl am anderen Ende des Tisches.

»Selbstverständlich.«

Er zog den Stuhl zurück und setzte sich.

»Ich gehe davon aus, dass Sie Dumm und Dümmer hier schon alles erzählt haben.« Er zeigte Richtung Flur.

Die Frau presste die Lippen zusammen, um ein Grinsen zu unterdrücken.

»Doch ich fürchte, Sie müssen noch einmal ganz von vorne anfangen, wenn ich Ihnen helfen soll«, sagte Schäfer. »Habe ich richtig verstanden, dass Sie ausdrücklich nach mir gefragt haben, als meine Kollegen aufgetaucht sind?«

»Ja, das stimmt.«

»Warum?«

»Weil Sie die Ermittlung in dem Mossing-Fall leiten.«

»Mossing-Fall?«

»Ja.«

»Was ist mit dem?«

»Ich weiß, das klingt jetzt verrückt«, sagte sie. »Aber wie Ihre Kollegen schon am Telefon sagten: Ich glaube, dass Anna Kiel

heute hier in meiner Wohnung war.«

Schäfer rieb sich mit zwei Fingern das Kinn, während er sie ansah. Obwohl eine gründliche Rasur Teil seiner Morgenroutine war, sprossen die Bartstoppeln schon am Nachmittag wieder. Das Kratzen war nicht zu überhören, als er sich über das Kinn strich.

»Das hört sich, ehrlich gesagt, ziemlich unwahrscheinlich an.« Er wollte nachsichtig klingen, aber so wie die Worte aus seinem Mund kamen, wirkte er ziemlich herablassend.

»Aber trotzdem noch wahrscheinlich genug, dass Sie sofort jemanden von der KTU vorbeischicken. Das ist wohl kaum das übliche Vorgehen, dass man so blitzschnell im Kielwasser eines unerwünschten Besuchers nach Fingerabdrücken sucht. Vor allem nicht, wenn nichts vom Tatort entwendet wurde.«

Schäfer zuckte mit den Schultern. Sein vielsagender Blick gab ihr recht.

»Es handelt sich ja auch nicht um eine x-beliebige Person, die Sie in Ihrer Wohnung vermutet haben, und da gehe ich lieber auf Nummer sicher. Aber warum in aller Welt sollte Anna Kiel hier bei Ihnen einbrechen?«

»Das weiß ich nicht, aber sie ist heute hier gewesen. Und sie hat ein Foto von meinem Balkon aus geschossen und es auf Instagram gestellt. Sehen Sie mal, wie das Profil heißt!«

Heloise Kaldan hielt Schäfer ihr Telefon hin, er nahm es und sah sich das Foto an.

Er stand auf und stellte sich in die Tür zum Wohnzimmer, von wo aus er einen guten Blick auf den Balkon hatte.

»Und das kann kein altes Foto von Ihnen sein, das Sie irgendwann auf Instagram oder Facebook geteilt haben und das nun jemand kopiert hat?« Er schaute zwischen dem Foto auf dem Handy und dem Balkon hin und her.

»Nein, ich habe dieses Bild noch nie vorher gesehen.«

Schäfer klickte auf das Profil, von dem aus das Bild hochgeladen worden war. Es gab nur diesen einen Post. Keine anderen Fotos, keine Informationen über den Nutzer, bis auf den Profilnamen. Null Follower, null Following.

»Sie können sich gar nicht vorstellen, wie viel jeden Tag in den sozialen Medien gestänkert wird«, sagte er. »Hatten Sie Besuch

von jemandem, der dieses Bild gemacht haben könnte und sich nun einen Scherz mit Ihnen erlaubt? Das Foto könnte gut letzte Woche von einem Ihrer Freunde aufgenommen worden sein. Oder letztes Jahr.«

»Nein. Den wenigen Freunden, die mich hier in meiner Wohnung besuchen, vertraue ich.«

»Ein neuer Liebhaber vielleicht? Oder ein beleidigter Ex, der versucht, Ihnen Angst einzujagen?«

»Nein, das kann ich mir nicht vorstellen.« Plötzlich lag eine Spur Unsicherheit in ihrer Stimme.

Schäfer sah sie an. »Sie sind Journalistin, nicht wahr?«

»Ja, beim *Demokratisk Dagblad*.«

»Mir war so, als hätte ich Ihren Namen in der Zeitung gelesen. Sie machen gute Arbeit.«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Danke.«

»Diese Dokumente hier«, Schäfer nickte in Richtung des Stapels auf dem Wohnzimmertisch. »Arbeiten Sie gerade an einer Reportage über Mossing? Sehen Sie deshalb vielleicht Gespenster?«

»Ich habe Interesse an dem Fall, ja, aber heute war nicht einfach nur ein normaler Tag im Büro. Irgendwas ist hier los –«

»Hören Sie.« Er hob die Hand, um ihr das Wort abzuschneiden. »Sie haben nichts zu befürchten. Es deutet einiges darauf hin, dass Anna Kiel sich nicht in Dänemark aufhält.«

»Das ist mir bewusst«, sagte Heloise und stand ebenfalls auf. »Sie ist ja erst vor anderthalb Wochen noch in Frankreich gewesen.«

Schäfer hielt inne.

Wortlos sah er zu, wie Heloise Kaldan aufstand und etwas aus der schwarzen Umhängetasche zog, die an einem Haken neben dem Kühlschrank hing.

»Ich sehe keine Gespenster.« Sie reichte ihm zwei hellblaue Briefumschläge. »Anna Kiel versucht, mir etwas mitzuteilen.«

Anna musste lange warten, bis seine Stimme am anderen Ende der Leitung ertönte.

Es war ihr geglückt, eine der alten Telefonzellen zu finden, die in Dijon noch herumstanden. Die meisten waren längst abgebaut und nicht ersetzt worden. Überall in dieser Stadt gab es leere, hässliche Ecken, in denen abgeschnittene Leitungen aus dem Asphalt ragten, wie geschmacklose Kunstwerke aus einer anderen Ära.

»Nick?«

»Ja.«

»Ich bin's.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Du bist die Einzige, die mich anruft.«

»Ich musste weiterziehen. Richtung Norden. Ich glaube, ich bin gesehen worden.«

»Gesehen? Von wem? Von ihm?« Er klang besorgt.

»Nein, von einer Frau. Vielleicht hatte das nichts zu bedeuten. Aber ich konnte nicht länger dort bleiben.«

»Anna, wenn du ihn siehst – oder auch nur jemanden, der dich an ihn erinnert –, dann nimmst du die Beine in die Hand, ist das klar?«

»Ja.«

»Ich meine es ernst. Er wird keine Sekunde zögern, dich in Stücke zu reißen. Du hast keine Ahnung, wie gefährlich der Kerl ist.«

»Doch, Nick, das habe ich.« Ihre Stimme klang kalt. »Vielleicht sogar noch mehr als du. Also hör auf, mit mir zu reden, als sei es dein Job, auf mich aufzupassen. Du bist nicht mein Babysitter.«

Nach einer kurzen Pause fragte er vorsichtig: »Gibt's sonst was Neues? Hast du den Brief abgeschickt?«

»Ich habe zwei eingeworfen.«

»Okay, gut. Gut.«

»Du hast mir Informationen zu seinem Urlaubsort versprochen.«

»Ja. Das Hotel heißt Grand Hyatt Martinez. Es liegt in Cannes.«

»Wann wird er sich dort aufhalten?«

»Die ersten drei Wochen im Juni. Wie jedes Jahr.«

»Allein?«

»Prinzipiell schon. Zumindest reist er alleine an. Kann sein, dass er Besuch bekommt, aber das weiß ich nicht ...«

Es entstand eine unangenehme Stille zwischen den beiden.

»Und die Dateien?«, fragte Anna schließlich.

»Du bekommst sie, sobald du deinen Part unseres Deals erfüllt hast«, sagte er. »Sorg einfach dafür, dass Heloise nach Paris kommt.«

»Nick?«

»Ja?«

»Wie steht's um dein Gewissen?«

Er lachte. Ein trauriges, hohles Lachen. »Nicht so gut. Und bei dir?«

Sie überlegte einen Augenblick.

»Gut«, sagte sie und legte auf.

Heloise stand an der Küchenspüle und schrubbte sich die Schwärze mit einer harten Bürste von den Fingern. Der Typ von der Spurensicherung hatte um ihre Fingerabdrücke gebeten, bevor er ging. »Nur fürs Ausschlussverfahren«, hatte er gesagt. Mit beinahe sauberen Fingern nahm sie eine Tomate und zwei Pfirsiche aus der Schale auf dem Fensterbrett und eine Kugel Büffelmozzarella aus dem Kühlschrank.

»Ich habe heute noch nichts gegessen, und wenn das hier noch länger dauert, dann verhungere ich«, sagte sie zu Schäfer.

Ohne den Blick von den Briefen auf dem Tisch zu wenden, machte er eine Handbewegung, die so viel sagen sollte, wie: *Tun Sie sich keinen Zwang an!*

Heloise beobachtete ihn aus dem Augenwinkel, während sie die Tomaten und Pfirsiche wusch und in kleine Stücke schnitt. Er hatte eine unglaublich maskuline Ausstrahlung, und es fühlte sich fast ein bisschen an, als würde Tony Soprano in ihrer Küche sitzen. Sie würde sich nicht wundern, wenn er plötzlich leicht lispelnd in breiten Jersey-Dialekt umschlagen würde. Er wirkte ungemein autoritär, potenziell furchteinflößend und wie ein komischer Kauz zugleich.

»Was ist mit Ihnen, haben Sie Hunger?«, erkundigte sie sich.
»Darf ich Ihnen ein frühes Abendessen anbieten?«

Sie legte einen Bund Basilikum und eine Handvoll Minze auf das große Holzbrett vor sich und begann, die Kräuter kleinzuhacken.

Schäfer beäugte die Lebensmittel, die sie auf den Küchentisch gestellt hatte, und schüttelte bedauernd den Kopf. »Nur zu gern, aber mein Arzt hat gesagt, ich solle bewusster darüber nachdenken, was ich esse.«

»Lassen Sie mich raten ...« Heloise musterte ihn mit hochgezogener Augenbraue. »Ihre Gedanken kreisen da eher um

große, blutige Steaks?«

»Bingo!«

Heloise nickte.

Sein aufgeblähter Bierbauch und die roten Flecken im Gesicht deuteten auf Essgewohnheiten hin, die alles andere als gesund waren. Und er rauchte. Sie konnte das Nikotin vom anderen Ende der Küche aus riechen.

»Aber es ist wohl spät genug, dass Sie sich so eines hier gönnen dürfen ...« Sie öffnete ein kaltes Heineken und reichte ihm die Flasche.

»Na, da es jetzt schon offen ist«, sagte er und nahm es entgegen. Heloise gab die Zutaten in eine Schüssel. Sie träufelte etwas kaltgepresstes Olivenöl über das Sammelsurium, würzte das Ganze mit etwas Salz und Pfeffer frisch aus der Mühle und streute die feingehackten Kräuter darüber. Dann setzte sie sich Schäfer gegenüber und aß direkt aus der Schüssel.

»Wie lautet Ihre Theorie zu dem Fall Christoffer Mossing? Alles deutet ja auf ein Leben voller Sonnenschein und Jahrgangswein hin, bis Anna Kiel ihm alles nahm. Glauben Sie an dieses Hochglanzbild? Oder steckt da mehr hinter?«

»Grundsätzlich spricht erst mal nichts dagegen, dass er ein netter Kerl war. Na ja, so nett man als Anwalt eben sein kann.«

Sein Blick fiel auf den Salat.

»Sagen Sie, das essen Sie also, wenn Sie fast verhungern? Obstsalat und einen Klumpen Weichkäse? Kein Fleisch oder Brot oder irgendetwas anderes mit Substanz?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Ich mache mir nicht so viel aus Fleisch.«

Schäfer rümpfte missbilligend die Nase. Dann schüttelte er den Kopf und fuhr fort: »Mossing arbeitete als Strafverteidiger, und natürlich hat er einige Arschlöcher vertreten – richtige Arschlöcher, wohlgemerkt. Und er machte seine Arbeit ziemlich gut.«

»Dann war er wohl vielen Leuten ein Dorn im Auge. Hat ein Mann wie er nicht viele Feinde?«

»Doch, es gab viele, die aus verschiedenen Gründen nicht gut auf ihn zu sprechen waren. Aber nur eine Person hat ihn ermordet.«

Heloise kaute und dachte nach. »Stimmt es wirklich, dass sie sich nach dem Mord vor die Überwachungskamera in seiner Einfahrt gestellt und mehrere Minuten in die Linse gestarrt hat?«

Schäfer nahm einen Schluck von seinem Bier, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

»Mm-hm.«

»Und es ist nicht möglich, dass ihr euch täuscht? Dass Anna Kiel hereingelegt wurde und jemand versucht, es so aussehen zu lassen, als hätte sie den Mord begangen?«

»Wenn wir davon ausgehen, dass jemand sie gegen ihren Willen ins Haus gezwungen, unter ihrem Protest Christoffer Mossing getötet, ihre Fingerabdrücke auf der Mordwaffe platziert und sie mit Mossings Blut eingeschmiert hat, dann ja.«

»Hm.«

Schäfer schüttelte den Kopf. »Lassen Sie es mich so formulieren: Es würde mich doch sehr wundern, wenn wir falschlügen.«

Heloise nickte zögernd. »Aber warum in aller Welt hat sie das gemacht?«

»Die Frage nach dem *Warum* stellt sich an mehreren Stellen. Warum hat sie ihn ermordet, warum hat sie so merkwürdig in die Kamera geschaut und warum schickt sie Ihnen jetzt diese Briefe, nach so langer Zeit – vorausgesetzt natürlich, dass sie wirklich die Absenderin ist.«

»Haben Sie wirklich keine Theorie?«, hakte Heloise nach. »Was das Motiv betrifft, meine ich.«

»Nichts Konkretes. Aber sie selbst hat ohne Zweifel eine gute Erklärung für ihre Handlungen. Vielleicht waren es die Stimmen in ihrem Kopf, die sie angestachelt haben. Vielleicht hat sie Mossing auf der Straße oder im Supermarkt in der Schlange stehen sehen und sich eingebildet, dass er eine Bedrohung ist, die eliminiert werden muss. Aber nichts deutet darauf hin, dass es für diese Tat ein rationales Motiv gab. Sie haben sicherlich in der Berichterstattung des *Ekspressen* gelesen, dass Anna schon lange krank war. Mehrere Schulpsychologen haben bestätigt, dass sie eine gequälte junge Frau ist, die schon im frühen Kindesalter Anzeichen einer psychopathischen Störung zeigte. Das darf man

heute übrigens nicht mehr so nennen. Jetzt heißt es dissoziale Persönlichkeitsstörung – als ob das besser wäre. Aber ganz egal, wie man's nennt – es ist und bleibt einfach ganz üble Scheiße.«

»Dissoziale Persönlichkeitsstörung«, wiederholte Heloise. Sie schlug ihr Notizbuch auf, das auf dem Tisch lag und klickte mit ihrem Kugelschreiber. »Was bedeutet das genau?«

»Den können Sie mal schön wieder einstecken.« Schäfer nickte in Richtung Kugelschreiber. »Alles, was wir hier besprechen, bleibt unter uns.«

Heloise klappte ihr Notizbuch wieder zu und schob es von sich weg. »Okay, es bleibt unter uns. Was bedeutet dissoziale Persönlichkeitsstörung?«

»Menschen, die unter Psychopathie leiden, werden schnell aggressiv und haben eine gleichgültige, abgestumpfte Haltung gegenüber anderen. Sie reagieren äußerst heftig auf die Gefühle anderer und verstehen einfach nicht, dass ihre Handlungen Konsequenzen nach sich ziehen. Sie tragen *niemals* Schuld – es ist *immer* die Schuld der anderen. Mit anderen Worten: Sie sind vollkommen unberechenbar.«

»Sie haben erwähnt, dass Annas Schulpsychologe diese Diagnose unterstützt?«

»Psychologen . Plural. Sie wurde von mehreren Schulen verwiesen. In der einen hat sie ihren Mathelehrer bedroht. Rief zu Hause bei seiner Frau an und drohte, ihn am nächsten Morgen auf dem Schulweg zu erschießen. Sie war offensichtlich kein Fan von Bruchrechnung.«

»Und an der nächsten Schule?«

»An der nächsten Schule schlug sie einem Gleichaltrigen im Sportunterricht mit dem Tennisschläger ins Gesicht. Angeblich hat er heimlich die Umkleidekabine beobachtet, als die Mädels sich gerade umgezogen haben.« Schäfer leerte sein Bier. »Das hat ihm eine gebrochene Nase beschert.«

Instinktiv fasste Heloise sich an den Nasenrücken.

»Das klingt ja ziemlich krass. Wieso kam sie nicht in eine Tageseinrichtung für Jugendliche oder so etwas in der Art?«

»Weil sie zu diesem Zeitpunkt noch keine zwölf Jahre alt war und die Polizei zu keinem Zeitpunkt eingeschaltet worden ist.

Niemand hat ihr Verhalten gemeldet, niemand hat darauf aufmerksam gemacht. Das wurde alles intern geregelt, mit Gitarrenspiel und Kuschelpädagogik.«

»Geregelt? Es sieht nicht danach aus, als ob irgendetwas geregelt wurde.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Und ihre Eltern, wo waren die?«

»Ich hatte nicht den Eindruck, dass die sich besonders für ihre Tochter interessiert haben. Ihr Vater hat einen Job in Grönland angenommen, als Anna so acht, neun Jahre alt war. Dann hat er sich da oben eine nette kleine Inuit-Frau angelacht. Er und Annas Mutter haben sich scheiden lassen, und er hat ein neues Rudel Kinder in die Welt gesetzt. Irgendwann ist er dann endgültig aus Annas Leben verschwunden.«

»Und die Mutter? Stimmt es, dass sie eine Kneipe in Herlev besitzt?«

»Ja, die *Laterne* .«

»Was ist sie für ein Typ?«

»Attraktive Frau. Professorin in Philosophie.«

»Echt jetzt?«

»Nein. Natürlich nicht. Sie hat eine *Kneipe* . Benutzen Sie mal Ihre Phantasie.«

Halb entrüstet richtete Heloise sich auf ihrem Stuhl auf. Einerseits mochte sie seine trockene, undiplomatische Art. Sie hatte etwas für Menschen übrig, die so sprachen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Ehrlichkeit war ihr um Längen lieber als eine höfliche Lüge. Dann wusste man wenigstens, woran man bei den Leuten war. Gleichzeitig ärgerte sie sich darüber, dass ein Mann in seiner Position die Menschen einfach so abstempelte.

»Wenn ich eines in 28 Jahren Polizeiarbeit gelernt habe, dann Menschen zu lesen«, sagte Schäfer, als könnte er just in diesem Moment ihre Gedanken lesen. »Und in der Regel erfüllen sie meinen niedrigen Erwartungen.«

»Was soll das heißen?«

»Dass Menschen selten von Stereotypen abweichen. Die glückliche Nutte, der ehrliche Politiker, der doping-freie Sportstar? Vergessen Sie's, gibt's nicht.«

»Und den objektiven Journalisten?«

Schäfer setzte ein gequältes Grinsen auf. »Objektivität existiert nicht und schon gar nicht unter Journalisten. Dazu seid ihr – ich bitte um Entschuldigung – viel zu selbstbezogen. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe keinerlei Zweifel, dass Sie selbst glauben, Sie seien bei der Suche nach der Wahrheit unbefangen. Doch wenn eine Mordverdächtige Ihnen persönliche Grüße schickt, dann ist es nicht *deren* Rolle, die Sie an diesem Fall interessiert. Sondern Ihre eigene. Und erzählen Sie mir bloß nicht, dass es Sie nicht geil macht, Ihren eigenen Namen unter den Zeitungsartikeln zu lesen.«

»Was ist daran falsch?« Heloise verschränkte die Arme.

»Gar nichts, nicht im Geringsten. Aber es ist egogesteuert.«

»Und wenn Sie einen Verbrecher hinter Gitter bringen, geschieht es dann aus reiner Liebe zu unserer öffentlichen Ordnung? Das hat wohl mit *Ihrem* Ego nichts zu tun?«

»Doch. Ich finde ja selbst, ich bin ein echter Teufelskerl.« Er grinste, nickte dann ernst. »Ich will nur darauf hinaus, dass die meisten von uns den Eindrücken gerecht werden, die die Leute von uns haben. Und es gibt gute Gründe, warum die wenigsten einem Journalisten vertrauen. Ihr habt doch fast immer eure vorgefasste Meinung.«

Heloise legte ihre Gabel ab und schob die Salatschüssel zur Seite.

»Ellen Mossing machte nicht den Eindruck, als hätte sie irgendwelche Vorbehalte«, entgegnete sie und stand auf. »Wollen Sie noch ein Bier? Oder einen Kaffee?«

Schäfer schüttelte den Kopf. »Ellen Mossing? Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Ja, heute. Ich war gerade auf dem Rückweg, als das Bild auf Instagram erschien.«

Schäfer lehnte sich in seinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Ich fasse es nicht! Das wundert mich aber, dass sie Sie überhaupt reingelassen haben. Die Zusammenarbeit mit Johannes Mossing war ein Albtraum.«

»Inwiefern?«

»Auf jede denkbare Weise.«

»Er war auch nicht besonders begeistert, mich zu sehen, so viel kann ich Ihnen verraten.«

»Worüber haben Sie mit Frau Mossing gesprochen?«

»Über nicht viel. Unser Gespräch nahm gerade erst so richtig Fahrt auf, als Johannes Mossing nach Hause kam und die Haushälterin dazu brachte, mich aus dem Haus zu komplimentieren.«

Schäfer nickte. »Ja, das klingt eher nach ihm.«

»Warum will er nicht mit der Polizei zusammenarbeiten? Das ist doch verdammt seltsam. Hat er nicht ebenso viel Interesse daran, die Mörderin seines Sohnes hinter Gitter zu bringen, wie Sie?«

Auf diese Frage antwortete Schäfer nicht. Stattdessen zeigte er auf die beiden Briefe, die vor ihm auf dem Tisch lagen. »Haben Sie zwei Gefrierbeutel für mich, damit ich die hier einpacken kann?«

Heloise wollte gerade protestieren, aber er bremste sie mit gehobener Hand.

»Die sind garantiert schon fettig durch die Fingerabdrücke von allerhand Leuten, aber ich will sie trotzdem untersuchen lassen. Es besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass die DNA des Absenders am Kleberand der Umschläge zu finden ist.«

Heloise hatte die Briefe bereits abfotografiert und die Bilder in ihre iCloud hochgeladen. Sie reichte ihm zwei Gefrierbeutel. Schäfer streifte sich erneut seine Handschuhe über und legte die Briefe separat in die Beutel.

»Was soll ich in der Zwischenzeit tun?«, fragte Heloise.

Schäfer stand auf und zog den Reißverschluss an einer karamellfarbenen Wildlederjacke hoch. Er fischte sein Portemonnaie aus der hinteren Hosentasche und reichte Heloise seine Visitenkarte.

»Sagen Sie Bescheid, wenn noch mehr Briefe oder mysteriöse Fotos auf Instagram auftauchen. Ansonsten würde ich vorschlagen, Sie bleiben einfach ganz ruhig und halten Augen und Ohren offen.«

Er schaute sich um.

»Haben Sie einen Freund oder irgendjemanden, der heute Nacht bei Ihnen sein kann?«

Heloise schüttelte den Kopf.

»Dann sorgen Sie dafür, dass Ihre Tür verschlossen und verriegelt ist.« Zum Abschied reichte er ihr die Hand.

»Sie haben meine Frage zu Johannes Mossing nicht beantwortet«, bemerkte sie. »Warum will er nicht mit der Polizei zusammenarbeiten?«

Schäfer zögerte einen Augenblick. Dann sagte er: »Ich glaube, er hat seine eigenen Leute auf Anna Kiel angesetzt.«

»Das meinen Sie doch nicht ernst!« Der Gedanke war so absurd, dass Heloise lachen musste. »Was glauben Sie, stellen die mit ihr an, wenn die sie finden?«

Schäfer ging Richtung Ausgang.

»Halten Sie Ihre Tür gut verschlossen«, wiederholte er und verließ die Wohnung.

Heloise trat hinaus auf den Balkon und sah ihm nach, als er kurz darauf die Straße überquerte und in einen schwarzen Opel Astra stieg, der schräg auf dem Bürgersteig parkte.

Nachdem er losgefahren war, ging sie zurück in die Küche, um die Reste ihres Abendessens abzuräumen. Ihr Kopf fühlte sich an wie ein Flipperautomat, in dem hundert Bälle gleichzeitig im Spiel waren. Die Erschöpfung legte sich über sie wie ein feuchtes Laken, sie fühlte sich kraftlos und fror.

Sie ließ den Abwasch stehen und legte sich mit all ihren Klamotten ins Bett, obwohl es draußen noch hell war. Trotzdem fand sie nur schwer Ruhe. Das Gezwitscher der Vögel schwirrte durch die Herbstluft wie verirrte Projektile. Heloise holte sich zwei Kopfschmerztabletten und spülte sie mit einem Schluck Wasser aus dem staubigen Glas auf ihrem Nachttisch herunter.

Dann rollte sie sich zusammen, zog die Knie an, drückte sich das Kopfkissen auf ihr Ohr und wartete, bis die Wellen ihres Gedankenmeeres langsam, aber sicher abebbten.

Heloise wurde von einem Geräusch geweckt. Oder war es nur die seltsame Stille in ihrer Wohnung, die sie aus dem Schlaf gerissen hatte?

Sie blieb einen Moment liegen, blinzelte schläfrig und lauschte. Zehn Herzschläge.

... *Nichts* .

Ihr fielen die Lider zu, und sie war gerade im Begriff, wieder einzudösen, als sie es ein weiteres Mal hörte. Irgendetwas bewegte sich. Ein leises Scharren.

Sie setzte sich im Bett auf.

Was war das? Kam das Geräusch aus dem Treppenhaus? Oder aus dem Wohnzimmer?

Sie schwang die Beine über die Bettkante, stellte leise die Füße auf und griff nach dem Baseballschläger, der an seinem festen Platz in der Zimmerecke stand.

In der Tür zum Wohnzimmer versuchte sie, sich im Dunkeln einen Überblick zu verschaffen. Sie konnte die Konturen im Raum erkennen, nichts wirkte ungewöhnlich oder auffällig anders als sonst.

Sie blieb stehen und lauschte.

Dann betrat sie vorsichtig das Wohnzimmer, den Schläger über der rechten Schulter erhoben, bereit, zuzuschlagen.

Niemand hier. Was ist mit der Küche?

Heloises Blick fiel auf den Lichtstrahl, der unter der Tür zum Treppenhaus in ihren Flur drang, und auf einen Schatten, der sich auf der anderen Seite der Tür bewegte. So leise, dass sie ihren eigenen Puls in ihren Ohren hörte, schlich sie über den Holzfußboden, damit er nicht knarrte.

Ihr Gesicht war nur ein paar Zentimeter vom Türspion entfernt, als es laut klopfte.

Erschrocken machte sie einen Satz nach hinten und stolperte über ihre Laptoptasche. Der Baseballschläger fiel polternd auf den nackten Holzboden. Panisch tastete Heloise im Dunkeln danach.

»Heloise?«

Die Stimme hinter der Tür ließ sie innehalten.

»Heloise, ich kann dich hören. Jetzt mach auf!«

Erleichterung, gefolgt von Wut, wallte in ihrem Körper auf. Sie stand auf und schaltete das Licht ein. Dann drehte sie den Knauf und riss die Tür auf.

»Was machst du hier mitten in der Nacht, verdammte Scheiße?« Ihre Stimme klang drei Oktaven höher als normalerweise, hysterisch und gekränkt. »Ich dachte, jemand will hier einbrechen.«

Verständnislos sah Martin Duvall sie von oben bis unten an.

»Es ist Viertel nach zehn! Hast du etwa schon geschlafen?« Er wollte ihre Wange berühren. »Du hast einen Kissenabdruck im Gesicht.«

Heloise wich seiner Hand aus.

»Was willst du?«, fragte sie und schlang die Arme um ihren Körper. Sie fror und war müde und sich nur allzu bewusst, dass ihre Klamotten vom Schlafen ganz zerknittert waren, während er in seinem maßgeschneiderten Anzug vor ihr stand und einfach nur ... gut aussah. Er sah immer so unverschämt gut aus.

Mist .

»Ich will mit dir reden«, antwortete er. »Darf ich reinkommen?«

»Nein.« Sie fasste an den Türgriff und blockierte den Eingang mit ihrem Körper.

»Ich habe hundertmal angerufen und dir geschrieben. Warum gehst du nicht ans Telefon?«

»Weil du unmöglich was zu sagen hast, was mich interessiert.«

»Heloise, ich schwöre dir, ich wusste nicht, dass die Dokumente –«

»Ist mir egal.«

»Jetzt hör mir doch mal zu!«

»Nein, du hörst mir zu«, sagte sie mit gedämpfter Stimme. »Es ist mir egal, warum du das gemacht hast. Scheißegal. Kapierst du

das? Deine Erklärung ist mir egal, und du bist mir egal. Geh nach Hause, Martin.«

»Dir ist alles egal?« Sein Blick versuchte ihren einzufangen.

Heloise nickte, ohne ihn anzusehen.

Er schüttelte den Kopf. »Das ist dir nicht alles egal.«

»Jetzt hau ab«, sagte sie und wollte die Tür schließen.

Er legte seine Hand von außen an die Tür. »Ich habe gekündigt.«

Diese Worte ließen Heloise innehalten.

»Das versuche ich dir die ganze Zeit zu sagen«, fuhr er fort.

»Du bist nicht die Einzige, die verarscht wurde. Nicht nur du wurdest ausgenutzt.«

Er klang erschöpft. Nicht resigniert oder geschlagen, nur erschöpft.

Als Heloise endlich sprach, hielt sie die Tür immer noch nur einen Spalt breit offen.

»Hast du echt deinen Job gekündigt?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weil mir endlich ein Licht aufgegangen ist, als deine Reportage am Donnerstag auseinandergenommen wurde.« Vorsichtig schob er die Tür ein paar Zentimeter auf, damit er sie besser sehen konnte.

Heloise erwiderte seinen Blick.

»Ich habe dich nicht angelogen«, sagte er. »Ich habe nichts davon gewusst.«

Für einen Moment herrschte Stille zwischen den beiden.

Dann trat sie einen Schritt zurück und öffnete ihm die Tür.

Einer seiner Schneidezähne war schief. Er war auch ein klein wenig größer und dunkler als der andere. Dieser Zahn sorgte dafür, dass Martins Gesicht nicht vollkommen symmetrisch war. Vielleicht konnte Heloise diesen Zahn deshalb so gut leiden, sein unperfektes Lächeln hatte etwas Entwaffnendes.

»Hast du darüber nachgedacht, mit dem Wissen, das du hast, an die Öffentlichkeit zu gehen?«, fragte sie, als sie am nächsten Morgen bei Kaffee und Mohnbrötchen in ihrer Küche saßen.

Martin sah aus dem Fenster, die Sonne schien ihm ins Gesicht, und er schloss für einen Moment die Augen. »Es sieht nicht so aus, als hätte ich eine andere Wahl.«

»Das wäre ja nicht unbedingt sehr karriereförderlich.«

»Wenn mir so etwas Sorgen bereiten würde, wäre ich im Ministerium geblieben.«

»Bis in welche Hierarchieebene lässt sich die Spur zurückverfolgen? Wer hat dir die Dokumente gegeben?«

»Carsten Holm«, sagte er und trank seinen Kaffee aus.

»Der Sonnenkönig?«

Carsten Holm war die rechte Hand des Wirtschaftsministers und sein Wahlkampfleiter. Ein hochgewachsener und stets sonnengebräunter Mann, der in Journalistenkreisen für seine Vorliebe für Kokain und Frauen ebenso bekannt war wie für seinen Ruf als unübertroffener Stratege. »Wie wahrscheinlich ist es, dass der Minister davon gewusst hat?«

»Er muss Kenntnis davon gehabt haben«, sagte Martin.

»Vielleicht hat er sogar die Fäden gezogen – wer weiß?«

Heloise dachte kurz über die möglichen Konsequenzen nach, falls diese Theorie sich bewahrheiten sollte. Falls der Minister die Presse tatsächlich mit gefälschten Dokumenten gefüttert hatte, um einem der größten Betriebe dieses Landes Sand ins Getriebe zu streuen – und damit dänische Arbeitsplätze zu retten –, wäre dies

der größte politische Skandal dieses Jahres. Ihm würde nichts anderes übrigbleiben, als zurückzutreten. Es sei denn, er opferte seinen Stellvertreter.

»Wie hat Carsten Holm überhaupt davon erfahren, dass wir uns kennen?«, fragte sie. »Warum hat er dich gebeten, ausgerechnet mir die Dokumente zuzuspielen?«

Martin hielt sich die Hand vor den Mund und hustete, dann stand er auf. »Darf ich mir noch einen Kaffee machen? Willst du auch noch einen?«

»Ja, danke.«

Er ging hinüber zur Kaffeemaschine und kochte zwei Espressi. Er goss Milch in den Milchschaumer und schaltete ihn an, ohne den Deckel zu schließen. Die Maschine sprang an, kleine weiße Tropfen schossen durch die Gegend und spritzten ihm auf den nackten Bauch.

Mit einem Teelöffel füllte er ein wenig Milchschaum auf Heloises Kaffee, genau, wie sie es liebte, kam zurück an den Küchentisch und reichte ihr die Tasse.

»Bitteschön.«

»Danke.« Sie nahm einen Schluck. »Martin?«

»Ja?« Er sah sie an.

»Ich habe dich was gefragt.«

»Ach, verdammt nochmal, Helo, du stellst zu viele Fragen.«

Er wand sich und lächelte sie an. »Holm weiß, dass wir uns kennen, weil ich von dir erzählt habe, okay?«

Heloise runzelte die Stirn.

»Warum hast du ihm von mir erzählt?«

»Was glaubst du?« Er breitete resigniert die Arme aus. »Weil ich verrückt nach dir bin.«

Sie blinzelte ein paarmal. »Okay ...«

Martin setzte sich vor sie und zog ihren Stuhl dichter zu sich heran. Die Stuhlbeine scharrten über den Fußboden. »Für eine Investigativjournalistin stehst du manchmal ganz schön auf dem Schlauch, weißt du das?«

Er beugte sich nach vorn, um sie zu küssen.

Heloise wusste nicht, was sie sagen sollte. Tausend Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf.

Merkst du nicht, dass du gerade in eine Sackgasse fährst?

»Wenn du mit der Geschichte an die Öffentlichkeit willst, dann sollten wir uns an die Arbeit machen«, sagte sie und richtete sich auf.

»Okay.«

Martin stand auf und verschwand für einen Augenblick im Schlafzimmer. Als er wieder zurückkam, hatte er sich fast komplett angezogen.

»Wie gehen wir vor?« Er lehnte sich an den Türrahmen und knöpfte sich das Hemd zu. »Sollen wir uns einfach hinsetzen und alles Wort für Wort durchgehen, oder wie hast du dir das vorgestellt?«

»Ich kann die Story nicht machen«, sagte Heloise. »Das muss ein anderer Journalist übernehmen.«

»Warum?«

»Ich bin zu sehr in den Fall verwickelt. Meine Glaubwürdigkeit in Bezug auf Skriver ist nicht gerade blendend, da ich schon einen Artikel über ihn geschrieben habe, der voller Unwahrheiten steckt.« Ihr Blick wanderte über seinen Körper, während er sich das Hemd in die Hose stopfte. »Und es macht mich nicht gerade glaubwürdiger, dass ich mit der Quelle vögele.«

Martin zuckte mit den Schultern. »Wenn du es so formulierst ...«

Heloise stand auf und stellte die Kaffeetassen in die Spüle auf den Turm aus dreckigen Tellern.

»Ich habe einen Kollegen, ebenfalls Investigativjournalist«, sagte sie. »Mogens Bøttger. Er ist echt gut, du kannst ihm vertrauen.«

»Okay.«

Martin ging auf Heloise zu, als sein Blick auf etwas fiel, das auf dem Küchenfußboden lag.

Er bückte sich und sammelte es auf.

»Erik Schäfer, Kriminalpolizei Kopenhagen«, las er vor und schaute Heloise fragend an. »Warum hast du die hier herumliegen?«

Heloise zögerte einen Augenblick. Dann schüttelte sie den Kopf und riss ihm die Karte aus der Hand.

»Das erzähle ich dir später. Jetzt müssen wir erst einmal sehen, ob wir Mogens in der Redaktion erwischen.«

Martin ergriff ihre Hand, als sie in den dritten Stock hinauffuhren. Als die Türen des Fahrstuhls aufglitten, ließ Heloise sie wieder los.

»Hier lang«, sagte sie und führte ihn durch den Redaktionsflur.

»Hier kommst du also jeden Tag her.« Er schaute sich um.

Heloise nickte. »Jedenfalls schaue ich fast jeden Tag einmal kurz rein, aber die eigentliche Arbeit findet draußen statt. Treffen mit Tippgebern, Abstecher in verschiedene Archive, du weißt schon. Herumschnüffeln an Orten, an denen ich nicht erwünscht bin. Die vierte Staatsgewalt, oder wie sagt man?«

Es fühlte sich seltsam an, Martin in der Redaktion zu sehen, viel intimer, als neben ihm im Bett zu liegen. Ihr war, als würde das gesamte Gebäude die Luft anhalten, als würden die Porträts der ehemaligen Chefredakteure an den Wänden ihnen nachblicken, als sie den Korridor entlanggingen.

Böttger saß zurückgelehnt an seinem Schreibtisch, die Beine überschlagen auf dem Tisch abgelegt. Er war gerade dabei, eine junge Praktikantin, die vor ihm stand und eine Akte umklammerte, mit einer Anekdote aus seinem Leben als preisgekrönter Journalist zu bezirzen. Als er Heloise kommen sah, verlor er sofort das Interesse an der jungen Frau und schickte sie weg.

Heloise blieb vor ihrem eigenen Platz stehen und schaute der Praktikantin demonstrativ hinterher, bevor sie ihren Blick auf Böttger richtete.

»Du weißt, dass du die Finger von den Praktikantinnen lassen sollst, nicht wahr, Mogens?«

»Die da? Ich bitte dich.« Er schnaubte. »Ich dachte, du würdest mir ein bisschen mehr zutrauen, Kaldan.«

Heloise beschloss, nicht weiter auf das Kollegengeläster einzugehen – ein Sport, den sie und Mogens sonst eifrig betrieben.

Stattdessen zeigte sie auf Martin, der neben ihr stand.

»Mogens, ich möchte dir Martin Duvall vorstellen.«

Böttger stand auf und reichte ihm eine haarige Pranke, so groß wie ein Baseballhandschuh.

»Hej«, sagte er. »Mogens.«

»Martin Duvall.«

»Martin ist Kommunikationschef im Wirtschaftsministerium«, fuhr Heloise fort. »Soll heißen, er war es bis gestern noch. Er hat gerade gekündigt.«

»Und?«

»Tja, es sieht so aus, als würde es in letzter Zeit im Ministerium nicht mit rechten Dingen zugehen. Etwas, was dem Minister potenziell zum Verhängnis werden könnte oder zumindest seinen sonnengebräunten zweiten Steuermann aus dem Sattel heben.«

»Ach was.« Bøttgers Gesichtsausdruck verriet, dass sein Interesse geweckt war.

»Deshalb dachte ich, dass du dich jetzt, wo ich so intensiv mit einem Fall beschäftigt bin, der eigentlich in deinen Zuständigkeitsbereich fällt, vielleicht überreden lässt, eines meiner Themen zu übernehmen.«

Bøttger kniff ein Auge zu und fixierte sie mit dem anderen.

»Worum geht es hier konkret?«

Heloise schaute kurz über die Schulter, bevor sie antwortete.

»Den Skriver-Fall.«

An der Rezeption wurde Heloise der Schlüssel für einen Firmenwagen ausgehändigt. Sie hatte Martin in Mogens' Obhut zurückgelassen, in einem Besprechungszimmer, mit einer Kanne Kaffee und einem Diktaphon. Sie kannte Bøttger gut genug, um zu wissen, dass die beiden den Raum nicht verlassen würden, ehe ihr Kollege alle erdenklichen Gedankenfetzen und kleinsten Details aus Martins hintersten Gehirnwinkeln herausgesaugt hätte.

Heloise verließ die Redaktion und ging zum Sankt Annæ Platz, wo der Ford parkte. Sie hatte versucht, Anna Kiels Mutter telefonisch zu erreichen, jedoch ohne Erfolg. Nun wollte sie sehen, ob sie die Frau stattdessen in ihrer Kneipe in Herlev antreffen würde.

Es war noch früh am Tag, und die Store Strandstræde erwachte langsam zum Leben. Das Café gegenüber der Redaktion war proppenvoll mit jungen Kerlen, die in der Sonne saßen und ihre Hipster-Smoothies tranken. Mit raschen Schritten ging sie die

Straße hinab und bemerkte Ulrich Andersson erst, als er sie einholte und sie am Arm packte.

»Geh einfach weiter«, raunte er und führte sie sanft, aber zielgerichtet die Store Strandstræde hinab.

Instinktiv schaute Heloise sich über die Schulter, folgte ihm jedoch ohne Widerstand.

»Ulrich?! Was ist los?«

Ihren Anruf vor einigen Tagen hatte sie fast schon wieder vergessen. Seit er den Dienst in der Redaktion quittiert hatte, hatte sie Ulrich nicht mehr gesehen. Schon damals, als sie noch Kollegen gewesen waren, hatte sie nicht besonders viel mit ihm zu tun gehabt. Aber sie hatte ihn als eigensinnigen und schrägen Typen in Erinnerung. Einer, der auf die Nichtraucherregeln und ethischen Richtlinien in der Redaktion pfiß und sich überhaupt immer so aufführte, wie es ihm gerade passte.

Jetzt erinnerte er sie eher an ein schales Bier. Sein spärliches, rotblondes Haar hatte er im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, er trug eine ausgebleichene New-York-Yankees-Cap, die seinen lichten Scheitel kaschierte, und seine viel zu großen Klamotten hingen an seinem knochigen Körper.

Er entdeckte die Schlüssel in Heloises Hand. »Wo steht der Wagen?«

»Gleich dort drüben«, sagte sie und nickte in die Richtung des Autos.

»Okay, lass uns 'ne Runde drehen.« Er streckte die Hand aus. Heloise umklammerte die Autoschlüssel. »Ich fahre.«

Der Schmerz durchzuckte Stefans Arm, als er das Feuerzeug anzündete. Er fluchte leise und blies den Rauch durch die Nase aus.

Eine »Fraktur des vierten Mittelhandknochens« hatte der Radiologe ihm bescheinigt und gefragt, wie es dazu gekommen war.

»Arbeitsunfall«, hatte er gesagt und sich im Stillen amüsiert. Der Gymnasiallehrer aus Risskov hatte drei Wochen zuvor seine Knochen einzeln einsammeln müssen. Er hatte die falschen Fragen gestellt ... und das schon bald bereut. Stefan war gebeten worden, sich um das Problem zu kümmern, und er hatte versucht, den Mann zur Vernunft zu bringen. Zunächst, indem er an seine inneren Dämonen appellierte, dann, indem er die Familie des Mannes bedrohte, was zunächst einen wirkungsvollen Effekt hatte.

Das funktionierte immer.

Aber Stefan hatte gespürt, dass der Mann immer noch zweifelte, und die Firma konnte es sich einfach nicht leisten, zu pokern. Es stand zu viel Geld auf dem Spiel, zu viele Leben, die wegen eines beschissenen Überläufers mit moralischen Bedenken ruiniert würden. Wer nicht mit an Bord war, wurde eben über Bord geworfen – so einfach war das.

Der Mann hatte um sein Leben gekämpft.

Wie hätte Stefan auch ahnen können, dass so ein Lauch mit solchen langen, dünnen Fingerchen sich derart zur Wehr setzen und so sauber um sich schlagen konnte? Er verpasste Stefan ein paar wilde Schläge, bis dieser ihn mit einem gut platzierten Fausthieb direkt unter den Kiefer ruhigstellte. Der Mann war wie ein defekter Liegestuhl zusammengeklappt und mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden aufgeschlagen. Stefan hatte ihn betrachtet, wie er so leblos dalag, so verwundbar. Zerbrechlich hatte er ausgesehen – wie ein frisch gelegtes Ei. Eine einzige

Berührung an der richtigen Stelle, und die Schale wäre zerbrochen.

Stefan hatte gespürt, wie ein Verlangen in ihm anwuchs. Er hätte Lust gehabt, den Kopf des Mannes in einen besonders ungünstigen Winkel zu drehen, den schmiedeeisernen Hammer aus dem Werkzeugkasten von der Ladefläche seines Pick-ups zu holen und ihn zu schwingen, bis eine Fontäne aus Blut, Hirnmasse und Schädelsplittern um ihn herum in die Luft ging, aber nein. Das wäre eine richtige Sauerei geworden, und dafür hatte er keine Zeit.

Stattdessen band er einen Strick um den Hals des Mannes, zurrte ihn fest und wartete ab.

Eine halbe Stunde später segelte er aus dem Hafen von Aarhus. Er hatte den leblosen Körper mit einer Eisenkette um den Torso über Bord gestoßen, hatte dem Mann nachgeschaut, bis er so tief in die dunkle See gesunken war, dass er ihn nicht mehr erkennen konnte.

Anfangs war der Fall durch die Medien gegangen. Doch inzwischen hatte die Polizei in Ostjütland die Suche nach dem Vermissten eingestellt, bis eventuell neue Spuren auftauchen würden. Nur die Familie des Mannes hatte noch nicht aufgegeben. Stefan hatte eine Gruppe auf Facebook gefunden, in der die Familie um Mithilfe und Unterstützung bei der Suche nach dem Vermissten bat. Hunderte von Freiwilligen streiften durch Aarhus' Straßen, durchsuchten Kellerschächte, Müllcontainer und Hafenbecken, stets in der Hoffnung, ihn doch noch zu finden. Anfangs hatte Stefan die Aktivitäten der Gruppe noch verfolgt und alle neuen Einträge und Fotos geliked, die die Familie und die Schüler des Gymnasiums geteilt hatten.

Jetzt dachte er nur noch an den Mann, wenn seine Hand schmerzte.

Er drückte seine Zigarette aus und wollte gerade eine neue aus der Packung fischen, als die Tür zur Redaktion von *Demokratisk Dagblad* aufschwang und die Journalistin auf die Straße trat.

Vor gerade mal zwanzig Minuten hatte er sie die Redaktion betreten sehen. Sie war in Gesellschaft eines Mannes gewesen – ihr Liebhaber vielleicht? Stefan hatte schon beobachtet, wie sie am

Morgen gemeinsam ihre Wohnung verlassen hatten, nicht etwa Hand in Hand, aber dennoch, auf irgendeine Weise *zusammen* .

Nun stand sie dort – allein. Sie sah stark und selbstsicher aus. Er würde es nicht genießen, ihr weh zu tun, wenn es so weit war.

Aber tun würde er es trotzdem.

Er ließ die Zigarettenschachtel zurück in die Tasche seiner Jeansjacke gleiten und folgte ihr, als sie die Store Strandstræde hinunterging. Die ganze Zeit hielt er sich ein gutes Stück hinter ihr und blieb auf der anderen Straßenseite, ließ sie jedoch nie aus den Augen. Ihre Ausstrahlung erinnerte ihn an eine alte Malerei, die auf der Rückseite seines Religionsbuches aus der Schule abgebildet gewesen war. Moses am Roten Meer. Auf dem Bild hatte das Wasser sich in der Mitte geteilt, die Wellen schienen sich Moses, der unbekümmert über den Meeresgrund spazierte, zu unterwerfen. Genauso machten nun die Menschen Platz, um der zielgerichteten Frau nicht im Weg zu stehen.

Den Mann, der plötzlich an ihrer Seite auftauchte und sie am Arm packte, erkannte er nicht sofort. Wäre nicht dieser verblüffte Ausdruck über ihr Gesicht gehuscht, hätte er ihn für einen guten Freund gehalten, denn sie verlangsamte ihre Schritte nicht, änderte nicht den Rhythmus. Unbeirrt gingen sie Arm in Arm weiter.

Stefan folgte den beiden bis zum Sankt Annæ Platz und sah, wie sie in einen dunkelblauen Ford stiegen.

Erst, als das Auto auf die Fahrbahn bog und der Mann auf dem Beifahrersitz sein Gesicht zum Fenster drehte, erkannte Stefan ihn wieder.

Er spürte seinen kräftigen Puls, während Wut und Erregung wie zwei erschreckte Vögel in seiner Brust aufflatterten.

Er zog sein Arbeitstelefon aus der Hosentasche und wählte. Der Anruf wurde nach zwei Freizeichen angenommen, jedoch nicht mit einer Begrüßung, sondern mit einer tönenden Stille.

»Hallo?«, sagte Stefan.

»Ja?«

»Hej, ich bin's. Ich sehe gerade –«

»Ich bin beschäftigt, was gibt's?«

»Es geht um die Frau. Die Journalistin.«

»Was ist mit ihr?«

»Die Polizei war gestern bei ihr zu Hause.«

Stille .

»Zuerst nur ein paar junge Streifenpolizisten – nichts Besonderes«, fuhr Stefan fort. »Aber dann ist Schäfer aufgetaucht. Er ist nicht besonders lange geblieben, aber er war da.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Sie hat gerade die Redaktion verlassen. Sie ist in ein Auto gestiegen und losgefahren ... zusammen mit Ulrich Andersson.«

Wieder herrschte ein paar Sekunden Stille am anderen Ende. Dann: »Dieser verdammte Journalist.«

»Eben.«

»Finde raus, was er ihr erzählt hat.«

Stefan krümmte die Finger seiner rechten Hand – einen nach dem anderen, bis sie zu einer Faust wurden – und schloss die Augen, als der Schmerz seinen Körper durchzuckte.

Die Stimme am anderen Ende der Leitung sagte: »Ich hatte den Eindruck, du hättest schon ein ernstes Wörtchen mit ihm geredet?«

»Korrekt.«

»Hm ... das schien ja nicht den gewünschten Effekt gehabt zu haben.«

»Offenbar nicht.«

»Wie schade.«

»Ja«, sagte Stefan. Er musste sich auf die Lippe beißen, um nicht zu grinsen. »Wirklich schade.«

Heloise öffnete ihren Gurt und drehte sich zu Ulrich Andersson um.

»Ulrich, was soll das? Was ist mit dir los, bist du auf Drogen?«

Sie hatte den Wagen an einer verlassenen Straße geparkt, die am östlichsten Punkt der Halbinsel Refshaleøen direkt am Wasser entlangführte. Sie waren von nichts anderem als Kies, Bäumen und grauschwarzem Meer umgeben. Mit knappen, abgehakten Anweisungen hatte Ulrich sie hierher dirigiert.

Rechts, geradeaus, hier abbiegen.

Mehr hatte er während der ganzen Fahrt nicht gesagt. Jetzt schaute er müde geradeaus durch die Windschutzscheibe. »Du

hast erzählt, dass sie dir geschrieben hat.«

»Anna Kiel?«, fragte Heloise. »Ja, zweimal.«

»Wie kannst du dir sicher sein, dass die Briefe überhaupt von ihr sind?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Im Prinzip bin ich mir nicht sicher. Jedenfalls noch nicht. Die Briefe sind bei der Polizei und werden auf Fingerabdrücke und DNA -Spuren untersucht. Aber sie sind von ihr unterschrieben und nehmen Bezug auf den Mord von Taarbæk.«

»Was schreibt sie?«

»Ulrich, was zur Hölle geht hier ab? Ist alles okay bei dir?«

»Erzähl mir einfach, was sie geschrieben hat.« Er wandte sich zu Heloise um und sah sie mit leerem Blick an.

»Nicht viel«, antwortete sie. »Das meiste war Kauderwelsch, rätselhaft, irgendwas mit Blumen und Lieblingszahlen. Sie schreibt, uns verbinde etwas, und dass ich ihre Geschichte aufschreiben soll.«

»Hat sie Mossing erwähnt?«

»Nur, dass er verblutet ist und dass sie es genossen hat, dabei zuzusehen.«

»Nein, ich spreche nicht über Christoffer Mossing, sondern über den Alten, Johannes. Hat sie ihn erwähnt?«

Heloise runzelte die Stirn. »Nein. Warum sollte sie ihn erwähnen?«

»Keine Ahnung, aber irgendetwas ...«, murmelte er und griff sich fahrig an den Kopf. In diesem Augenblick wirkte er verzweifelt, und Heloise konnte sehen, dass sein Hemdkragen vom Schweiß dunkel gefärbt war.

»Hat es etwas damit zu tun, dass seine eigenen Leute nach ihr suchen?«, fragte sie.

Ulrich Andersson sah auf.

»Heloise, hör mir zu.« Er packte sie an der Schulter. »Halte dich fern von diesen Menschen. Halte dich aus diesem Fall raus.«

Genervt wand sich Heloise aus seinem Griff. »Das musst du mir schon genauer erklären, Ulrich. Nichts von dem, was du sagst, ergibt irgendeinen Sinn.«

Wie aus dem Nichts materialisierte sich ein Motorrad und knatterte in hoher Geschwindigkeit an dem parkenden Auto vorbei.

Ulrichs Körper schreckte wenige Zentimeter vom dunkelgrauen Polyestersitz des Fords hoch; panisch schaute er sich um.

»Woah, entspann dich, Ulrich.« Heloise versuchte, mit einer beruhigenden Stimme zu sprechen, sich ihm wie einem verschreckten Pferd zu nähern. Sein hektischer Blick war fiebrig, sämtliche Muskeln in seinem Körper waren angespannt, bereit zur Flucht.

»Ruhig, Ulrich, hier sind nur du und ich«, sagte sie. »Nur wir zwei – du musst keine Angst haben.«

»Ich weiß nicht, was los ist, aber irgendetwas stimmt nicht.« Er sagte es wie zu sich selbst. »Ich war damals an dem Fall dran und bin den Spuren gefolgt.«

»Welchen Spuren?«

»Jetzt mag er vielleicht ein alter Mann sein, aber es gab eine Zeit, da hielt er die Fäden in der Hand.«

»Wer?«

»Mossing, verdammt nochmal. Mossing, kapierst du das nicht?«

»Johannes Mossing?«

»Er hat ihnen Geld geliehen, und wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten ...« Er begann zu lachen, ein nervöses, beinahe schon hysterisches Lachen. »Das ist wie bei *Der Pate*, Heloise, wie bei diesem verdamnten Film.«

»Wem hat er denn Geld geliehen?«

»Spielern. Zockern. Auf der Pferderennbahn.«

Heloise hatte keine Ahnung, wovon er sprach. »Pferdewetten?«

»Ja, in Klampenborg. Er hat Geld unter der Bedingung verliehen, am Gewinn beteiligt zu werden – plus Zinsen natürlich. Wir reden hier von großen Summen, Heloise, keine Pfennigbeträge. Und wenn die Leute ihre Schulden nicht bezahlen konnten ...« Er schloss die Augen und schüttelte den Kopf.

»... sind sie verschwunden.«

»Was soll das heißen?«

»Leute sind *verschwunden*«, wiederholte er. »Kapierst du, was ich dir sagen will?«

Heloise saß still auf ihrem Autositz. »Woher weißt du das?«
»Ich habe einen Tipp bekommen, als ich gerade an dem Mordfall von seinem Sohn saß.«

»Von wem?«

»Keine Ahnung. Es war ein anonymes Anruf und nur wenige Stichworte. *Geh zur Pferderennbahn, frag nach Mossing, du wirst schon sehen*. Natürlich bin ich hingefahren und habe mich umgehört, aber niemand wollte irgendwas gewusst haben. Jedenfalls wollte keiner mit mir sprechen.«

»Was hast du dann gemacht?«

»Ich kannte einen der alten Jockeys vom *Andy's*. Also habe ich ihn mir geschnappt, du weißt schon, und ihm versprochen, dass wir nur off the record sprechen.«

»Und?«

Er sah Heloise direkt in die Augen. »Der hat mir richtig üble Sachen erzählt. Sachen, die du dir nicht mal in deinen schlimmsten Albträumen vorstellen könntest.«

Heloise versuchte zu schlucken, aber ihr Mund war trocken.

»Was hat er dir erzählt?«

Ulrich schüttelte den Kopf. »Das willst du gar nicht wissen.«

»Doch«, insistierte Heloise. »Das will ich sehr wohl wissen.«

»Nein«, wiederholte er. »Wenn die rausfinden, dass ich mit dir gesprochen habe ... je weniger du weißt, desto sicherer bist du.«

»Aber was hat das Glücksspiel mit dem Mord an seinem Sohn zu tun?«, fragte Heloise.

»Das weiß ich nicht. Vielleicht gar nichts. Vielleicht will Mossing nur nicht, dass die Polizei in seinem Laden herumschnüffelt.«

Heloise dachte an Schäfers Verdacht, dass Mossing seine eigenen Leute auf Anna Kiel angesetzt hatte.

»Glaubst du, dass er die Mörderin seines eigenen Sohnes frei herumlaufen lassen würde, um seine krummen Geschäfte zu vertuschen?«

»Eins ist jedenfalls sicher«, sagte Ulrich. »Er ist total wahnsinnig. Ich bin damals direkt von der Pferderennbahn nach Hause gefahren, und noch in derselben Nacht wache ich auf, und ein Typ steht neben meinem Bett und drückt mir den verdammten

Lauf seines Revolvers in die Fresse.« Er unterdrückte einen Würgereiz. »Danach hatte ich im ganzen Rachen Schürfwunden.«

»Ach du Scheiße!« Heloise schlug sich die Hand vor den Mund.
»Wer war das? Mossing?«

»Nein, ich habe den Kerl noch nie gesehen. Dunkle Haare, kräftig gebaut. Er sagte, meine Familie kann mich von der Wand hinterm Bett abschaben, wenn ich nicht aufhöre, mich in Mossings Angelegenheiten und den Mord an seinem Sohn einzumischen.«

»Bist du nicht zur Polizei gegangen?«

»Nein. Verdammt, ich wollte mit der ganzen Kacke einfach nichts mehr zu tun haben. Ich habe den Job geschmissen und dachte, das würde helfen, aber ...« Seine Stimme brach. »Seitdem bin ich völlig im Arsch. Ich kann nachts nicht mehr schlafen, und ich nehme Pillen, um mich ...« Er suchte einen Moment lang nach Worten und ließ dann ungesagt, was auch immer er sagen wollte.
»Vergiss diesen Fall einfach, Heloise. Nimm keinen Kontakt zu Mossing auf.«

»Ja, aber ich kann doch nicht –«

»Halt dich von diesen Menschen fern, sag ich dir! Die sind wahnsinnig, verdammt Scheiße!« Er öffnete die Beifahrertür und stieg aus dem Wagen, ohne sie hinter sich zu schließen.

Heloise rief ihm nach. »Ulrich! Wo willst du hin? Komm zurück!«

Er war schon ein Stück den Kiesweg entlanggegangen. Heloise lehnte sich über den Beifahrersitz und zog die Tür zu. Sie fuhr ihm hinterher, und als sie ihn eingeholt hatte, ließ sie das Fenster herunter.

»Komm schon, setzt dich wieder ins Auto. Du musst mit der Sache zur Polizei gehen.«

Ulrich Andersson antwortete ihr nicht, sondern bog vom Weg ab und eilte über eine trockene Wiese in Richtung einer kleinen Baumgruppe.

Als Heloise ihm ein weiteres Mal nachrief, rannte er los.

Der Ball ging zum dritten Mal hintereinander ins Netz, und der Junge trat frustriert in den Sand. Eine große Staubwolke wirbelte auf. Die beigefarbenen Partikel landeten auf seinen langen Wimpern und dem krausen Haar.

Der Junge hob den Volleyball wieder auf, ging zurück auf seine Position hinter der Linie und machte sich zum erneuten Aufschlag bereit. Einen Augenblick lang schaute er ruhig geradeaus und sammelte sich. Dann warf er den Ball hoch in die Luft, stieß sich mit beiden Füßen vom Boden ab und schmetterte das Leder hart und sauber.

Der Ball flog in einem Bogen durch die Luft und landete innerhalb des Spielfeldes auf der anderen Seite vom Netz.

»Yes, der hat gegessen. Gut gemacht!« Stefan klatschte, obwohl seine Hand schmerzte.

Der Junge zuckte zusammen und drehte sich nach der Stimme um. Er kniff die Augen zusammen und hob die Hand, um die Abendsonne abzuschirmen, die tief an einem Himmel mit weichen Kumuluswolken stand.

Die meisten anderen Kinder hatten den Strandpark bereits verlassen, und mit ihnen die routinierten Fitnesssportler und Kitesurfer. Außer dem Jungen war niemand mehr auf dem Volleyballplatz. Er hatte sein Publikum bis jetzt nicht bemerkt und nickte verlegen. Dann ging er zu seiner neongrünen Sporttasche, die rechts neben dem Spielfeld im Sand lag.

Stefan sah zu, wie der Junge seine Trinkflasche und ein großes Ninjago-Badehandtuch einpackte. Er warf sich die Tasche über die Schulter und eilte über das Spielfeld, um den weißen Ball aus dem Sand aufzuheben. Dann lief er zu einem Mountainbike, das neben dem Radweg angeschlossen war. Ganz in der Nähe der Bank, auf der Stefan saß und dem Jungen zusah.

Als der Junge im Gras kniete und am Fahrradschloss ruckelte, stand Stefan auf und schlenderte mit den Händen in den Hosentaschen zu ihm hinüber, eine filterlose Kings zwischen den aufgesprungenen Lippen.

»Du spielst ziemlich gut Volleyball.«

»Danke.« Der Junge stand auf und klemmte den Ball unter den Gepäckträger.

»Wie heißt du?«

»Daniel.«

»Daniel«, wiederholte Stefan und musterte den Jungen von oben bis unten.

»Wohin willst du, Daniel?«

»Nach Hause.« Der Junge starrte auf seine Schuhe.

»Ach, wie ärgerlich.« Stefan nahm einen Zug von seiner Zigarette und spuckte den Zigarettenstummel auf den Boden. »Ich hätte da vielleicht einen Job für dich.«

»Meine Mutter wartet mit dem Abendessen auf mich.«

Stefan sah sich um. »Wohnst du in der Nähe?«

Er legte dem Jungen eine Hand auf die Schulter.

»Meine Mutter wartet auf mich«, wiederholte der Junge und schob sein Mountainbike auf den Radweg.

»In welche Klasse gehst du?« Stefan ließ nicht locker.

Er folgte dem Jungen, ohne die Hand von seiner Schulter zu nehmen.

Der Junge befreite sich aus Stefans Griff und sprang auf sein Rad. Er trat hart in die Pedale und sah sich nicht mehr um.

»Mach's gut, Daniel«, rief Stefan ihm nach.

Er schaute dem Jungen noch eine Weile nach, bis er nicht mehr als ein kleiner schwarzer Punkt am anderen Ende des Strandvej war.

Dann ging er zurück zur Bank, setzte sich, wandte den Blick einer modernen, seelenlosen Wohnung zu und wartete seelenruhig ab.

»Er war total von der Rolle. Da wurde man schon beim Zuhören irre.«

Heloise klemmte sich die Flasche fest zwischen die Knie und zog mit einem beherzten Ruck den Korken aus der Flasche. Sie ging in die Küche, griff sich zwei Weingläser und kam wieder hinaus auf den Balkon.

»Chardonnay?«

»Tausendmal ja«, antwortete Gerda, die mit ihren Essstäbchen im Takt zu Bruno Mars' *That's what I like* klickerte. Der Song dudelte aus Heloises iPhone auf dem Klappptisch vor den beiden.

»Trinken wir eigentlich zu viel – also, so ganz allgemein?«, fragte Heloise, während sie den Wein einschenkte.

»Klar.«

Die Antwort kam schnell und ohne einen Hauch von schlechtem Gewissen.

Zuweilen bedeutet Glück, eine Freundin zu haben, die dieselben Laster hat wie man selbst, dachte Heloise. Und Gerda war Heloises beste – und vielleicht sogar einzige – Freundin. Die Einzige, die ihr auf dieser Welt noch geblieben war, die sie richtig kannte. Wirklich richtig kannte.

In den ersten Jahren ihres Lebens hatten sie Tür an Tür in den *Gelben Häusern* gewohnt – eine äußerst originelle Bezeichnung für einige Reihenhäuser im Stadtteil Frederiksstaden, die, Trommelwirbel, gelb waren.

Als Sechsjährige hatten sie gemeinsam ihren ersten Schultag bestritten, Hand in Hand, beide mit Rattenschwänzen und den gleichen feuerwehrroten Schulranzen, groß wie Tiefkühltruhen, auf dem Rücken.

Vom ersten Tag an unzertrennlich.

Mit zehn hatten sie ihre erste gemeinsame Zigarette geraucht, in einem der Geheimgänge zwischen den Hecken im Kongens

Have, und während ihrer Schulzeit hatten sie sich abwechselnd in dieselben Jungs verliebt. Die Feinde der Freundin hatten sie stets enthusiastisch gehasst, ihre Familien hingegen doppelt so innig geliebt. Als Heloises Eltern in den Sommerferien vor der dritten Klasse verkündet hatten, dass sie sich scheiden ließen, hatten sie zusammen Rotz und Wasser geheult.

»Wir zwei werden uns niemals trennen«, hatte Gerda gesagt, und sie hatten es sich geschworen und Blutsschwesterschaft geschlossen. Siebenundzwanzig Jahre später hatte sich nichts daran geändert.

»Vielleicht *ist* er ja irre«, sagte Gerda und begann, den Inhalt aus ihrer *Sticks'n'Sushi* -Take-away-Box zwischen ihnen aufzuteilen: Yakitori-Sticks für Gerda, Sushi für Heloise. »Wie hieß er noch gleich?«

»Ulrich. Und ja, vielleicht ist er durchgedreht. Böttger hat erzählt, dass er lange krankgeschrieben war, Burnout oder so was.«

»Davon wird man ja noch nicht gleich irre.«

»Vielleicht war es auch kein Burnout, sondern eine Angstatacke oder Depression oder was weiß ich.«

»Noch mal: Angst macht nicht automatisch verrückt.«

Gerda arbeitete als Traumapsychologin beim Militär und warf nicht leichtfertig mit Diagnosen um sich – auch nicht aus Spaß. Wenn Heloise aus einer Gereiztheit heraus jemanden als schizophrenen Idioten bezeichnete oder herumwitzelte, wegen eines besonders anstrengenden Auftrages ein posttraumatisches Belastungssyndrom zu entwickeln, schaute Gerda sie mit hochgezogenen Augenbrauen an, was so viel hieß wie: *Du hast keine Ahnung, wovon du sprichst*.

Sie war mehrere Male nach Afghanistan und Irak gesandt worden, und Heloise wusste, dass sie sich fünf Tage die Woche in der Kaserne von Østerbro Geschichten über die Abgründe des menschlichen Daseins anhörte. Sie hatte in ihren sechs Jahren beim Militär mehr Entsetzliches gesehen und gehört als manch anderer in seinem ganzen Leben.

»Mag sein, aber er sah aus, als würde er sich vor lauter Panik in die Hosen machen. Es war offensichtlich, dass er sich in

irgendetwas reingesteigert hat, und ich konnte ihn einfach nicht beruhigen«, erklärte Heloise.

»Wovor hatte er Angst?«

Heloise hatte Gerda noch nichts von dem Mann mit der Pistole in Ulrichs Schlafzimmer erzählt. Sie wollte nicht, dass ihre Freundin sich Sorgen machte.

»Er schien den Eindruck zu haben, dass die ihm drohen sonst ...«

»Die? Wer sind ›die‹?«

»Keine Ahnung. Johannes Mossing und seine Leute wahrscheinlich.«

Heloise türmte eingelegten Ingwer auf ein Stück Crispy Ebi, tauchte das Kunstwerk in Sojasoße und verschlang es in einem Happs. Sie kaute lange, bevor sie wieder sprechen konnte.

»Ich habe herausgefunden, dass Mossing 1982 anfang, in Vollblüter zu investieren. Auf Fyn hat er ein eigenes Gestüt, und im Bildarchiv der Redaktion gibt es eine ganze Reihe Fotos von ihm auf der Rennbahn. Er hat also definitiv viel Zeit dort oben verbracht.«

»Vollblüter? Solche, die auf der Trabrennbahn in Klampenborg laufen?«

»Ja, nur dass es eine Galopprennbahn ist.«

Gerda warf Heloise einen verständnislosen Blick zu.

»Es ist eine Galopprennbahn, keine Trabrennbahn«, wiederholte Heloise. »Es gibt neun Pferderennbahnen in Dänemark, acht von ihnen sind Trabrennbahnen. Die neunte ist die Galopprennbahn Klampenborg.«

»Was ist der Unterschied? Abgesehen von der Gangart?«

»Beim Trabrennen sitzt der Jockey in so einem kleinen Wägelchen, das vom Pferd gezogen wird, beim Galopp sitzt er auf dem Rücken des Pferdes. Wie auch immer, Mossings Investitionen beweisen nur, dass der Mann sich für Pferderennen interessiert. Alles andere ist bisher nur unbewiesener Klatsch und Tratsch.«

»Aber dieser Ulrich meint jetzt, dass Mossing ein Kredithai sei und dass er die Leute, die ihre Schulden nicht bezahlen konnten, aus dem Weg geschafft hat?«

»So ungefähr.«

»Das klingt ziemlich krass.«

»Allerdings. Und nicht gerade besonders realistisch, oder?«

Gerda zuckte mit den Schultern. »Kann ich schlecht beurteilen. Ich bin jedes Mal von Neuem überrascht, in was für einer beschissenen Welt wir eigentlich leben. Während die Leute in diversen Kopenhagener Lunchbars sitzen und ihre Avocado-toast auf Instagram posten, passieren in den Wohnungen über ihnen die aberwitzigsten Sachen.«

»Na ja, nicht in allen.«

»Nein, aber in vielen.« Gerda schob ihren Teller von sich weg und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Was hat all das jetzt mit dem Mord an dem Sohn zu tun? Gehörte Christoffer Mossing auch zu dieser Pferdewettsszene?«

»Laut Polizei gab es für den Mord an ihm kein erkennbares Motiv. Sie glauben, Anna Kiel hat sich einfach ganz willkürlich einen beliebigen armen Teufel ausgesucht. Angeblich ist sie eine Psychopathin.«

»So nennt man das nicht mehr«, warf Gerda ein.

»Du weißt, was ich meine.«

»Woran wird das festgemacht?«

»An den Gutachten der Schulpsychologen. Angeblich ist sie immer sehr aggressiv und unberechenbar gewesen, seit sie so zehn, zwölf Jahre alt war.«

»Und was hat dieses Trabrennbahntheater mit dem Mord an Christoffer Mossing zu tun?«

»Galopprennbahn.«

»Ja doch.« Gerda funkelte Heloise an.

»Ich weiß nicht, ob es überhaupt eine Verbindung gibt«, antwortete Heloise. »Aber Johannes Mossing hat sich geweigert, mit der Polizei zusammenzuarbeiten.«

»Logisch, wenn er etwas zu verbergen hat.«

»Dieser Kommissar, mit dem ich gesprochen habe –«

»Der aussieht wie dieser Mafiaboss?«

»Ja. Seine Theorie ist, dass Mossing seine eigenen Leute auf Anna Kiel angesetzt hat.«

»Hm.« Gerda knabberte an ihrem kleinen Fingernagel. »Was hält die Polizei von Ulrich Anderssons Geschichte?«

»Er hat sie gar nicht eingeweiht.«

Gerda sah überrascht aus. »Warum nicht?«

»Weil er Schiss hat. Aber ich werde morgen noch mal mit ihm sprechen und versuchen, ihn zu überreden.«

»Aber wenn er so eine Scheißangst hat, warum nimmt er denn überhaupt Kontakt zu dir auf? Warum mischt er sich wieder in die Sache ein?«

»So war es ja nicht. Ich habe ihn angerufen, und ich glaube ...« Heloise wog ab, wie sie sich am besten ausdrücken sollte. »Ich glaube, er wollte mich warnen.«

Gerda band ihr dunkles Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen und musterte Heloise mit prüfendem Blick. »Aber *du* hast keine Angst, oder?«

»Ich?« Heloise zuckte mit den Schultern. »Glaubst du, es gäbe einen Grund dazu?«

»Das weiß ich nicht. Aber vielleicht sollten wir dir einen Mann suchen, der dich beschützen kann – nur für den Fall der Fälle. Einen großen, starken Mann. Groß!«, wiederholte sie und deutete mit den Händen an, *welche* Größe sie meinte.

Heloise hustete und rutschte auf ihrem Stuhl herum.

Gerda runzelte die Stirn. »Was ist?«

»Nichts.«

»Wohl. Was ist los?«

Heloise biss sich in die Wange. »Martin war heute Nacht hier.«

Gerdas Lächeln erinnerte Heloise an eine Katze, die soeben einen Kanarienvogel verspeist hat.

»Er hat seinen Job gekündigt«, fuhr Heloise fort. »Er sagt, dass er keine Ahnung hatte, dass die Dokumente gefälscht waren. Er vermutet, dass der Wirtschaftsminister oder einer seiner Leute dahintersteckt.«

»Wow, das klingt ja ziemlich verrückt!«

»Verrückt ist das Stichwort. Ich habe die Story an Böttger abgegeben, also ...« Heloise trank einen Schluck von ihrem Wein und räusperte sich. »Martin hat gesagt, dass er ... ähm ... verrückt nach mir ist.« Mit den Fingern zeichnete sie Gänsefüßchen in die Luft. »Aber ich habe keine Ahnung, was ich fühle ... Ich habe da irgendwie keinen Bock drauf, kennst du das?«

»Ganz ehrlich?«, fragte Gerda.

»Bist du das nicht immer?«

»Vielleicht solltest du mal jemanden an dich ranlassen.«

Heloise versuchte es mit einem Lachen, aber es klang mehr wie ein Grunzen. »Wovon redest du? Ich lasse doch dich an mich ran.«

»Ich meine, jemand anderen als mich. Du musst den Glauben zurückgewinnen, dass das Leben wieder gut werden kann, und vielleicht ist Martin derjenige, den du dafür brauchst. Ganz ehrlich, meine Liebe, dein Fell wird allmählich etwas *zu* dick. Lass ihn an dich ran.«

Heloise wandte das Gesicht von Gerda ab und ließ ihren Blick zur Marmorkirche schweifen. Sie atmete tief ein und wieder aus.

»Ich vermissе die gute alte Zeit«, sagte sie.

»Ich weiß.«

»Ich vermissе dieses Leben von damals, als alles noch ... einen Sinn gemacht hat.«

Gerda lehnte sich nach vorn und legte ihre Hand auf Heloises.

»Ich weiß.«

Dass Heloises Mutter vor fünf Jahren gestorben war, war traurig gewesen. Aber sie und Heloise hatten sich nie sehr nahegestanden, seit Heloise von zu Hause ausgezogen war. Und sie war lange krank gewesen, so dass es beinahe eine Erleichterung gewesen war, als sie endlich ihren Frieden fand. Doch als Heloise im folgenden Jahr auch noch ihren Vater verlor, war es, als würde eine Tiefseebombe in ihr explodieren. Die Druckwelle hatte ihre Gefühlswelt in Schutt und Asche gelegt. Trotzdem hatte sie nicht weinen können, nicht eine einzige Träne. Ganz im Gegenteil, ihr Inneres fühlte sich ausgetrocknet und leer an.

Eine glockenhelle Stimme schallte über die Straße.

»Maaaamaa! Heeeeelooo!«

Heloise und Gerda schauten über das Balkongeländer. Im vierten Stock des Hauses gegenüber guckte eine kleine sonnengebräunte Hand aus dem angelehnten Fenster.

»Hej, mein Schatz«, rief Gerda.

»Hej, Lulumaus.« Heloise winkte mit beiden Händen. »Bist du auf dem Weg ins Bett?«

»Ja. Was macht ihr da?«

»Wir essen Sushi«, antwortete Heloise.

»Wann kommst du nach Hause, Mama?«

»Wir machen nicht mehr lange«, rief Gerda.

»Okay, gute Nacht!«

»Gute Nacht, mein Schatz.« Gerda schickte einen Luftkuss über die Straße zu ihrer sechsjährigen Tochter.

»Ist Christian zu Hause?«, fragte Heloise, als das Fenster wieder zuging.

»Nein, er ist in Singapur.«

»Wer passt auf Lulu auf?«

»Oma, die Gute.«

»Ah, die gute alte Kamma«, sagte Heloise und legte sich die Hand ans Herz. »Ich glaube, ich habe sie seit Weihnachten nicht mehr gesehen. Kann das sein?«

»Hört sich richtig an.«

»Können wir nicht bald mal wieder was Schönes zusammen unternehmen, an einem Sonntag?«

Gerda nickte.

Heloise liebte es, dass sie und Gerda so nah beieinander wohnten. Sie kannte es auch nicht anders. Mit neunzehn waren beide von den Gelben Häusern in ein kleines, ungedämmtes Zimmer direkt unters Dach in die St. Kongensgade gezogen. Dort hatten sie sich jeden Abend Cowboytoasts gemacht und lange Gespräche über das Leben geführt, unter anderem, was sie als Erstes tun würden, wenn sie drei Millionen Kronen im Lotto gewannen.

Als Gerda Christian heiratete, hatte Heloise befürchtet, sie könnten wie alle anderen Ehepaare werden, hinaus in die Vorstadt in einen seelenlosen Bunker von einem Einfamilienhaus ziehen, mit Gefriertruhe im Keller und einem Dachboden voll eingepackter Erinnerungen aus ihrer Jugend, aber nein. Stattdessen hatten sie die Wohnung schräg gegenüber von Heloise gekauft. *Lulu braucht schließlich ihre Tante*, hatten sie gesagt, und Heloise hat vor lauter Freude geheult.

»Habe ich dir übrigens von dem Klienten erzählt, der sich in mich verknallt hat?«, sprudelte es aus Gerda hervor.

»Tun sie das nicht alle?«

Die Menschen wurden zu sabbernden Primaten, wenn sie Gerda begegneten. Heloise hatte das schon so oft erlebt, dass sie es nicht mehr zählen konnte. Und das lag nicht nur daran, dass Gerda unverschämt gut aussah, auf diese übernatürliche Willst-du-mich-verarschen Weise. Sondern auch daran, dass die Typen es oft nicht fassen konnten, dass sie als Psychologin arbeitete, noch dazu mit Soldaten! Wie schräg war das denn!

Und dann war da noch ihr Name, der völlig falsche Erwartungen weckte. *Gerda*. Die Menschen konnten sich in ihrer wildesten Phantasie nicht vorstellen, dass jemand, der Gerda hieß, eine glatte Zehn auf der Attraktivitätsskala erreichte. Ebenso wenig, dass jemand namens Angelina eine 225 Kilo schwere Sumoringerin mit Damenbart sein könnte.

»Nein, natürlich nicht«, widersprach Gerda. »Die meisten sind mit ihren Alpträumen von Sprengsätzen und verstümmelten Kameraden beschäftigt und haben für so etwas überhaupt keine Antenne.«

»Und was ist mit diesem Klienten, der dich will?«

»Tja, der war jetzt ein halbes Jahr bei mir in Therapie, und letzte Woche hat er mir seine Liebe erklärt.«

»Anstrengend.«

»Ja, ein wenig. Meine Klienten wissen ja nichts über mich. Die haben keine Ahnung, dass ich verheiratet bin und dass es Lulu gibt oder wie alt ich bin ...«

»Wie alt ist der Typ?«

»Jung. Zehn Jahre jünger als wir.« Gerda zog eine Schachtel Camel Lights aus der Innentasche ihrer Lederjacke und hob abwehrend die Hand, bevor Heloise etwas sagen konnte. »Ich rauche nur eine am Tag, und das steht mir wohl zu«, verkündete sie in einem Ton, der unterstrich, dass dieses Thema nicht zur Debatte stand.

Sie zündete ein Streichholz an und hielt es an die Zigarette.
»Nun hat aber dieser Klient angefangen, mich im Internet zu

stalken . Er hat mir eine lange Liebeserklärung bei Facebook geschickt. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihn zu blockieren.«

Sie nahm einen Zug, inhalierte tief und redete weiter, während der Rauch aus ihrem Mund und aus den Nasenlöchern qualmte.

»Was ist mit dir? Du bist in mysteriösen Fotos getaggt worden?« Sie streckte ihre Hand nach Heloises Handy aus. »Ich konnte das Bild nicht finden.«

»Es ist auf Instagram, der Profilname lautet *Anna Unterstrich Elisabeth Unterstrich Kiel*«, sagte Heloise.

Sie holte ein kleines Kupferschälchen vom Regal über dem Herd, kam zurück auf den Balkon und stellte es vor Gerda auf den Tisch.

»Hier, dein Aschenbecher.«

»*Unterstrich* ist doch dieser tiefergestellte Bindestrich zwischen den Wörtern?«

»Ja.«

»Unter dem Namen gibt es kein Profil.«

Heloise runzelte die Stirn. »Zeig mal her.«

Sie nahm Gerda das Handy ab und suchte nach der Benachrichtigung, die sie erhalten hatte. Sie klickte auf den Link und gelangte auf eine weiße Seite mit dem Text:

Kein Beitrag vorhanden.

»Sieht so aus, als wäre das Profil gelöscht worden. Aber ich habe einen Screenshot gemacht ... warte.«

»Glaubst du wirklich, dass Anna Kiel gestern in deiner Wohnung war?«

Heloise fand das Foto auf ihrem Handy und reichte Gerda das iPhone. »Ich habe das Foto jedenfalls nicht selbst gemacht und es ins Internet gestellt. Wer also soll es sonst gewesen sein?«

Gerda schaute sich das Bild mit gerunzelter Stirn an. Sie scheint eine Lesebrille zu brauchen, dachte Heloise.

»Das ist eine gute Frage«, sagte sie.

Dann änderte sich ihr Ausdruck. Sie sperrte die Augen ein Stückchen weiter auf und öffnete den Mund, jedoch ohne einen Laut zu sagen.

»Was ist denn?«

»Dieses Foto ...«, sagte Gerda, ohne den Blick vom Display abzuwenden. »Das ist nicht gestern gemacht worden.«

»Was meinst du?« Heloise lehnte sich zu ihr hinüber.

»Dort ...« Sie zeigte auf ein kleines rosa Viereck, das in einem der Fenster ganz unten am Bildrand zu sehen war – in dem Fenster, aus dem Lulu ihnen gerade eben zugewinkt hatte. »Das ist die Nachttischlampe, die Christian auf einer Geschäftsreise in Paris für Lulu gekauft hat, als sie noch ein Baby war. Erinnerst du dich nicht an sie? Sie hatte dieses Triumphbogen-Muster und war total süß, aber dann ...«

»... ist sie aus dem Fenster gefallen und zerbrochen.« Heloise sprach den Satz für sie zu Ende.

»Genau.« Gerda nickte und hielt ihr das Telefon hin. »Heloise, dieses Foto ist mindestens fünf Jahre alt.

Die Butter stand immer noch draußen, als Schäfer nach seiner Morgendusche wieder in die Küche kam. Er hatte vergessen, sie zurück in den Kühlschrank zu stellen, als er gegen zwei dem penetranten Grummeln aus seiner Bauchgegend nachgegeben und in der nächtlichen Dunkelheit an der Küchenspüle stehend eine dicke Scheibe Brot verdrückt hatte.

»Scheiße«, knurrte er und steckte seine Nase in die Butter. Sie war weich geworden und roch ranzig.

Er öffnete die Schranktür unter der Spüle und schmiss die Packung in den Müll.

»Mit wem meckerst du denn da, Baby?«, fragte Connie schlaftrunken, als sie den Raum betrat.

Nach 28 Jahren in Dänemark hatte ihr Dänisch immer noch diesen exotischen Klang, der in Schäfers Ohren wohligh summt. Sie hatte sich in einen weißen Bademantel gehüllt, trug Pantoffeln, und ihr ungeschminktes Gesicht funkelte dunkel wie der Sand an den Vulkanstränden ihrer karibischen Heimatinsel Saint Lucia.

»Die Butter hat die ganze Nacht draußen gestanden, und jetzt ist sie verdorben«, sagte er verärgert.

»Sie hat draußen gestanden?«

»Ja. Haben wir keine mehr?«

»Sieh doch mal in den Kühlschrank. Warum stand sie überhaupt draußen?«

Schäfer überhörte die Frage und öffnete die Kühlschranktür. Ungeduldig klapperte er mit den Einweckgläsern und den hausgemachten Marmeladen, auf der Suche nach einer Packung Butter.

»Ah!«, rief er begeistert und hielt seinen Fund triumphierend in die Luft.

Connie warf ihm einen mahnenden Blick zu. »Hat dein Arzt nicht gesagt, du sollst deinen Butterverbrauch etwas

einschränken?«

»Nein, und wenn er das getan hätte, hätte ich ihn gefeuert.«

Connie schüttelte den Kopf. Dann fiel ihr etwas ein. »Hast du daran gedacht, deinen Pass zu verlängern?«

»Ja«, antwortete Schäfer. »Beinahe. Mein Plan ist es, das als Allererstes irgendwann heute zu erledigen.«

»Erik, du Schuft.« Sie knuffte ihn zärtlich. »Der Pass ist schon seit Monaten abgelaufen, und wenn wir meine Mutter im Oktober besuchen wollen, dann musst du das jetzt regeln, sonst kommen wir hier nicht weg. Oder besser gesagt: *Du* kommst hier nicht weg.«

Erik Schäfers Schwiegermutter, ein Berg von einer Frau voller Liebe und Lebensfreude, wurde im Herbst 75 Jahre alt, und die ganze Familie sollte an ihrem Ehrentag in Jalousle auf Saint Lucia zusammenkommen.

Er und Connie versuchten, mindestens einmal im Jahr in Connies Heimat zu fliegen, und bei jedem Besuch begann Schäfer, Pläne für seine Rente zu schmieden. Die allerdings lag noch zehn, fünfzehn Jahre in der Zukunft. Diese Insel war der einzige Ort, an dem er es je geschafft hatte, den Stecker zu ziehen – oder besser, Terpentin über die Dinge zu gießen, die der Stecker mit Strom gefüttert hatte, und den ganzen Scheiß niederzubrennen.

»Ich erledige das heute, Schatz, versprochen«, sagte er.

»Danke, Baby.«

Er legte ein paar Bagels auf den Toaster, deckte den Frühstückstisch mit Tellern, Käseaufschnitt und Honig und summt dabei eine alte Dire-Straits-Melodie.

Das Handy in seiner Hosentasche klingelte.

»Hallo«, sagte er, das Telefon zwischen Ohr und Schulter gepresst, während er sich sein Bagel schmierte.

»Guten Morgen, KTU hier«, sagte eine Frauenstimme.

»Na Mensch, guten Morgen«, erwiderte Schäfer mit gekünstelter Freundlichkeit und warf einen Blick auf die Uhr über dem Herd. Es war 08.17 Uhr. »Ihr seid ja früh dran heute.«

»Du hast gesagt, es eilt.«

»Schon, aber das hat ja normalerweise nicht den gewünschten Effekt.«

Die Mitarbeiterin der KTU ging nicht auf seine Bemerkung ein. Stattdessen kam sie gleich auf den Punkt. »Wir haben die Testergebnisse, um die du gebeten hast.«

»Und?«

»Es konnten keine Fingerabdrücke von Anna Kiel in der Wohnung von Heloise Kaldan festgestellt werden.«

Schäfer ballte die Hand zur Faust. »Mist.«

Connie kam auf ihn zu, drückte ihm einen Kuss in den Nacken und signalisierte, dass sie ins Bad gehen wollte. Er zwinkerte ihr zu und griff ihr beherzt an den prallen Hintern.

Am Telefon fuhr die KTUlerin fort: »Es gibt also keine Beweise dafür, dass sie sich in der Wohnung aufgehalten hat. Allerdings haben wir DNA -Spuren an der Klebekante der Briefumschläge gefunden, und die stimmen überein.«

»Mit Anna Kiel?«

»Ja.«

»An beiden Umschlägen?«

»Ja.«

Schäfer grunzte zufrieden.

»Das ist doch schon mal gut.« Er biss von seinem Bagel ab.

»Okay, wir haben also einen DNA -Abgleich, aber keine Fingerabdrücke«, fasste er schmatzend zusammen und atmete tief durch die Nase ein.

»Ja und nein.«

»'tschuldigung?«

»Ich habe nicht gesagt, dass wir gar keine Fingerabdrücke zuordnen konnten. Ich sagte nur, dass die, die wir gefunden haben, nicht Anna Kiel gehören.«

Schäfer runzelte die Stirn. »Sondern?«

»Einem Typen namens ...«

Schäfer hörte, wie sie auf einer Tastatur herumklickte.

»Duvall.«

»Duvall?«

»Ja. Martin Duvall.«

Schäfer lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Der Name sagte ihm nichts.

»Was haben wir über ihn?«

»Er hat letztes Jahr wegen Körperverletzung gesessen. Dreißig Tage ohne Bewährung.«

»Gut«, sagte Schäfer. »Das guck ich mir mal an. Sonst noch was?«

»Im Moment nicht.«

»Wärst du so lieb und schickst mir so schnell wie möglich eine Mail mit den Ergebnissen?«

»Schon erledigt«, sagte sie.

Schäfer bedankte sich und legte auf. Einen Augenblick lang saß er da, trommelte mit den Fingern auf dem Küchentisch und dachte nach. Er hörte das Rauschen des Wassers aus dem Badezimmer, und als ihm der Duft von Connies Apfelsinenshampoo in die Nase stieg, schaute er wieder auf die Uhr. Er hatte eine gute Stunde bis zur ersten Besprechung auf dem Präsidium.

Er stand auf und ging ins Badezimmer.

Die Tür gab beim zweiten Klopfen nach. Nicht mehr als ein paar Zentimeter, aber genug, dass Heloise sich traute, sie noch ein Stückchen weiter aufzuschieben.

Sie schob ihren Oberkörper durch die Tür.

»Hallo?«

Stille.

Sie konnte die sonnengelben Nike-Schuhe sehen, die er am Tag zuvor getragen hatte.

»Ulrich?« Heloise betrat vorsichtig die Wohnung. »Bist du hier?« Sie hatte der Personalabteilung des *Ekspressen* seine Adresse entlocken können, indem sie die Kollegenkarte ausgespielt und – wahrscheinlich vor allem deshalb – sich eine schamlose Lüge über eine Zusammenarbeit aus dem Ärmel geschüttelt hatte. »Eine exklusive Reportage über die Kronprinzessin, die wir gemeinsam schreiben – ich darf nicht mehr verraten, als dass es sensationell wird. Ulrich und ich treffen eine entscheidende Quelle heute bei Ulrich zu Hause, aber ich habe seine Adresse verlegt, also ...«

Heloise hatte es geschaudert angesichts ihrer eigenen Dreistigkeit, und sie war verblüfft, dass man ihr die Geschichte einfach so abkaufte. Ob Anna Kiel ein ebenso leichtes Spiel gehabt hatte, ihre Adresse herauszufinden?

Sie ging ein paar Schritte weiter in die Wohnung hinein.

Von irgendwoher drang ein Geräusch zu ihr, und als sie langsam auf dieses Geräusch zuing, kam ihr der Gedanke: Was, wenn sie Ulrich gerade bei etwas Privatem überraschte?

Angeekelt schnitt sie eine Grimasse und versuchte, das Bild aus ihrem Kopf zu verdrängen. Sie trat lauter auf, um mit ihren Schritten auf sich aufmerksam zu machen und rief erneut:

»Ulrich? Bist du hier? Ich bin's – Heloise!«

Sie schaute ins Wohnzimmer.

Es war leer.

Nicht nur, weil Ulrich nicht da war – das Zimmer war äußerst spärlich möbliert und wirkte nicht sehr einladend. Heloise öffnete die Tür zu einem Raum, in dem ein ungemachtes Doppelbett stand. Ein beißender Geruch von Rauch und Schweiß hing in der Luft, trotz des Ventilators, der über dem Bett rotierte.

Heloise zog an einer Metallschnur, daraufhin verstummte das Geräusch und der Ventilator wurde langsamer, bis er schließlich stehenblieb.

Ihr Blick fiel auf den Nachttisch mit einem vollen Aschenbecher und einer Pillenschachtel. Sie nahm die Schachtel und las *Dramamine – The Original Formula* auf dem Etikett. Es verriet außerdem, dass das Medikament gegen Übelkeit helfe und die am häufigsten auftretende Nebenwirkung starke Müdigkeit sei. Das passte gut zu Ulrichs Auftreten am Tag zuvor, dachte Heloise. Er hatte erwähnt, dass er schlecht schlief, und da das Medikament auf seinem Nachttisch stand und nicht etwa in einer Reisetasche lag, schloss Heloise, dass er die Pillen wegen der Nebenwirkungen einnahm und nicht zu ihrem eigentlichen Zweck.

Heloise ging durch die Küche zurück ins Wohnzimmer und wieder zurück in den Flur.

Warum hatte Ulrich seine Wohnung verlassen, ohne die Wohnungstür ordentlich zu verschließen? Das ergab keinen Sinn, nachdem er gestern so paranoid gewirkt hatte,

Heloise zog ihr Telefon aus der Tasche und wählte seine Nummer. Das Freizeichen ertönte leicht zeitversetzt zu dem Remix von Queens *We will rock you*, das plötzlich von irgendwoher durch die Wohnung schallte.

Heloise hielt das Telefon ein Stück vom Ohr weg, während sie dem Gesang folgte.

We will, we will rock you!

Sie durchquerte die Küche – das Lied wurde lauter – und blieb vor der Badezimmertür stehen, die sie bei ihrer bisherigen Wohnungsinspektion nicht beachtet hatte. Die Tür war angelehnt, und sie konnte ein Waschbecken und ein graues Handtuch an einem Haken an der gegenüberliegenden Wand entdecken.

We will, we will rock you!

Heloise gab der Tür einen leichten Stoß, langsam glitt sie auf.

Sie schrie nicht. Für einen kurzen Moment war ihr Mund wie ein perfekt kreisrundes »O« geformt, doch kein Laut kam heraus. Stumm musterte sie den Raum, während sich ein eisiger Schauer von ihrem Nacken aus über die Nervenbahnen bis in ihren Hinterkopf ausbreitete.

Ein Schemel war umgefallen und lag auf den weißen Marmorfliesen. Blut tropfte auf den Boden und breitete sich in dünnen Rinnsalen in den Fugen aus.

We will, we will rock you!

Ulrich Anderssons lebloser Körper hing schlaff an einem Seil, das an einem Rohr an der Decke befestigt war, während Freddie Mercurys Stimme aus seiner Hosentasche brüllte.

»Was hast du vor?« Lisa Augustin schaute zu Schäfer, als er die Handbremse anzog. »Warum halten wir hier?«

»Ich muss kurz was erledigen. Dauert nur einen Augenblick.«

Er öffnete die Autotür und war im Begriff, eine Massenkarambolage unter Renn- und Lastenradfahrern auszulösen, als er den Fahrradweg überquerte.

Die Glastür glitt automatisch auf, er betrat das Bürgeramt und fischte seinen abgelaufenen Pass aus der hinteren Hosentasche. Er war ganz verbogen, weil Schäfer den ganzen Vormittag lang auf ihm gesessen hatte.

»Hej!«, rief er beschwingt. Die neue Spur in den Ermittlungen bescherte ihm eine gute Laune, wie er sie schon seit Monaten nicht mehr gehabt hatte. Er verspürte einen Rausch, eine innere Spannung, die sich immer dann bemerkbar machte, wenn ein Fall langsam Form annahm.

Obwohl sein Gruß von den Wänden des beinahe menschenleeren Lokals widerhallte, schenkte ihm die Frau hinterm Schalter keinerlei Aufmerksamkeit. Schäfer lehnte seinen mächtigen Oberkörper über ihren Service-Tresen und sah sie eindringlich an. Tja, da musste er sich wohl in Geduld üben.

Ein Kasten Bier, zwei Kästen Bier, drei Kästen Bier ...

»Bitte«, blaffte die Dame genervt, ohne aufzusehen.

Schäfer setzte sie höflich über sein Anliegen in Kenntnis, woraufhin sie eine große Nummer daraus machte, ihm zu demonstrieren, dass sie ihren Hintern nur in dem Tempo bewegte, das sie für richtig hielt, und dabei keinerlei Rücksicht auf ihn oder seinen Job nahm.

Normalerweise hätte er eine solche Einstellung mit lauten Flüchen quittiert, doch stattdessen lächelte er mit zusammengebißenen Zähnen. Connie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, ihm dieses unverschämte Auftreten abzugewöhnen und

ihm stattdessen eine für Dänen sehr untypische Freundlichkeit beizubringen.

Lächeln, Baby. Einfach lächeln.

»Haben Sie das Formular richtig ausgefüllt?«, schnarrte die Dame ihn an.

»Jepp, hier ist es.«

Schäfer schob das Dokument und seinen alten Pass über den Tresen zu ihr.

Sie tippte demonstrativ langsam auf ihrer Computertastatur. Mit einem Finger.

Klick ... klick ... klick ...

»Keine Eile, ich habe Zeit«, sagte Schäfer und grinste.

»Sehen Sie in die Kamera.«

Sie drückte auf den Auslöser, und sein fleischiges Gesicht tauchte vor ihr auf dem Bildschirm auf. Er lehnte sich über den Schalter und betrachtete das Bild. Das angestrengte Lächeln erinnerte an jemanden, der kurz davor war, sich die Zähne bleichen zu lassen.

»Noch mal. Mund zu!«

Schäfer tat wie ihm geheißen.

»War's das?«, fragte er.

»Ja.«

»Vielen Dank, gnädige Frau. Einen schönen Tag wünsche ich Ihnen noch.« Zum Abschied trommelte er mit den Handflächen auf den Tresen, wandte sich um und ging Richtung Ausgang.

Gereizt verließ er das Gebäude und knallte beim Einsteigen die Autotür hinter sich zu.

Augustin betrachtete ihren Kollegen und hob fragend eine Augenbraue.

»Was wolltest du da drin?«

»Sichergehen, dass ich dieses Scheißland mit all seinen beschissenen Schreibtischhengsten bald verlassen kann.«

»So, und jetzt beruhigen wir uns wieder.« Augustin klopfte ihm solidarisch auf die Schulter, und er schwenkte zurück auf die Fahrbahn.

Er bog rechts in die Nørre Søgade ein und stöhnte genervt, als der Verkehr sich stockend an den Schwanenbooten

vorbeischlängelte und die Autos von Joggern mit neonfarbenen Schweißbändern überholt wurden.

Schäfers Telefon klingelte, und es knackte in der Freisprechanlage. Er nahm den Anruf entgegen, und Heloise Kaldans Stimme ertönte.

»Schäfer? Er ... er ist tot«, stammelte sie. »Sie müssen sofort kommen. Beeilen Sie sich!«

Sie gab ihm die Adresse auf Amager durch und legte auf.

»Jetzt kommt schon, verdammt nochmal«, brüllte Schäfer die anderen Autos an, während er mitten auf der Fahrbahn wendete. »Macht Platz!«

Dann schaltete er die Sirene an.

Heloise saß auf einem Hocker neben Ulrichs Schuhregal und hatte sich an eine Jacke gelehnt, die über ihr an einem der Haken hing. Sie konnte seinen Schweiß in dem Stoff riechen und hatte plötzlich das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Sie beugte sich vornüber, ließ den Kopf zwischen ihren Knien hängen und atmete mehrmals tief ein, um die Unruhe in ihrem Magen und die Bilder aus ihrem Kopf zu verscheuchen.

Langsam stand sie auf und ging zur Badezimmertür. Sie schaute in den Raum und sah Schäfer in der Hocke unter Ulrichs Leiche kauern. Er trug einen Mundschutz und einen Schutzanzug aus Plastik, blaue Schuhüberzieher und weiße Latexhandschuhe. Bei seiner Ankunft hatte er Heloise gebeten, dasselbe anzuziehen.

Blitzlicht zuckte im Raum auf, sobald der Polizeifotograf abdrückte. Ein Bild vom schwarzen Schemel, eins von der schiefen Klobrille, vom Blut auf dem Boden, von Ulrichs lilafarbenen Füßen, die unbeweglich in der Luft hingen.

Neben Schäfer stand eine junge Frau. Sie hatte Heloise begrüßt, als sie mit Schäfer bei Anderssons Adresse angekommen war. Sie war blond und hatte kräftige, durchtrainierte Arme. Schäfer hatte seine Kollegin als Lisa Augustin vorgestellt.

Die Kommissarin beugte sich über den Spülkasten und fischte mit einer langen Pinzette etwas dahinter hervor. Mit der anderen Hand griff sie nach einer Plastiktüte, schüttelte sie mit einer routinierten Handbewegung auf und legte ihren Fund hinein.

»Die Haut ist an dieser Stelle punktiert«, sagte Schäfer, an Lisa Augustin gewandt, und zeigte mit der Spitze seines Kugelschreibers auf Ulrichs Fußsohle.

Heloise brachte es nicht über sich, noch einmal in Ulrichs verzerrtes Gesicht zu sehen, und betrachtete ihn nur von seinem Brustkorb abwärts.

»Von hier stammt das Blut«, fuhr Schäfer fort. »Wenn es Selbstmord war, dann hat er am Fuß geblutet, bevor er den Schemel weggestoßen hat.«

Augustin schüttelte den Kopf. »Am Schemel ist aber kein Blut.«

»Wie ist er dann hier raufgekommen?« Schäfer stand auf und schaute sich um. »Hier ist der Schemel, das Klo, der Badewannenrand ...« Er zeigte auf die Dinge, während er sie aufzählte. »Wenn er am Fuß geblutet hat, als er ins Badezimmer kam, dann müsste es Blutspritzer oder Abdrücke auf dem Boden geben oder auf dem Gegenstand, von dem er gesprungen ist.«

»Gibt es aber nicht«, sagte Augustin.

»Er kann sich die Wunde ja wohl schlecht hinterher zugezogen haben.«

»Vielleicht hat er noch um sich getreten, während sich die Schlinge um seinen Hals zuzog.«

»Reue in letzter Sekunde?«

»Ja, das passiert doch immer. Der Körper kämpft automatisch ums Überleben.«

»Und dann? Hat er sich an etwas gestoßen und sich ein Loch in den Fuß gehauen, bevor er das Bewusstsein verloren hat?«

Lisa Augustin zuckte mit den Schultern.

»Okay, wie könnte das passiert sein?«, fragte Schäfer und sah sich um. »Was hätte er aus dem Abstand noch treffen können?«

Augustin musterte die Leiche. »Wie lang sind seine Beine?«

»Ungefähr so lang wie meine.« Schäfer streckte einen seiner Stampfer aus.

Die beiden Kriminalbeamten standen einen Augenblick lang stumm im Badezimmer und sahen sich um.

Dann schüttelte Schäfer den Kopf. »So, wie er jetzt hängt, kann er nichts mehr berührt haben. Nicht aus der Höhe.«

Heloise spürte einen warmen Hauch im Nacken, und als sie sich umdrehte, schlug ihr ein Duft entgegen, den sie als Pierre Cardin Aftershave wiedererkannte. Der Duft erinnerte sie an das Badezimmer in ihrem Elternhaus. Sie hatte immer in den mikrofonähnlichen Glasflakon mit der konvexen Spiegelfläche gesungen, in dem ihr Gesicht so verzerrt wurde, dass ihre Nase ganz überdimensional war. Eine Art vormoderner Snapchat-Filter.

Ein freundlich aussehender Mann mit einem dichten Schnauzbart à la Schulze und Schultze stand hinter ihr. Er gab ihr mit einer höflichen Geste zu verstehen, dass er an ihr vorbei wollte. »Darf ich?«

Die Stimme des Mannes ließ Schäfer aufblicken, und er entdeckte Heloise.

»Kaldan!«, bellte er. »Raus!«

Heloise duckte sich weg und tat, als würde sie ins Wohnzimmer gehen. Doch sie blieb im Flur stehen, außer Sicht-, jedoch in Hörweite.

»Na, was haben wir denn hier?«, hörte sie den Mann mit dem Schnauzbart fragen. Schäfer begrüßte ihn freundschaftlich, nannte ihn Oppermann, und Heloise konnte am Fachjargon hören, dass er der Rechtsmediziner war.

Sie ging einen Schritt näher an die Tür, doch im selben Moment steckte Lisa Augustin den Kopf aus dem Badezimmer und schaute sie an.

Heloise zuckte zusammen.

»Setzen Sie sich bitte ins Wohnzimmer und warten dort, bis wir hier fertig sind.«

Widerwillig nickte Heloise.

Sie ließ sich auf dem harten Sofa nieder, das einsam mitten im Raum stand.

Erst als die meisten Polizisten und die Spurensicherung die Wohnung verlassen hatten und Ulrich Anderssons Leiche von der Decke geschnitten und in einem Leichensack abtransportiert worden war, gesellten sich Schäfer und seine junge Kollegin zu ihr.

»Wie geht's Ihnen?«, fragte Schäfer und steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen, ohne sie anzuzünden.

Heloise nickte.

»Wir wollten gerade raus in den Garten.«

»Soll ich mitkommen?«

»Jepp.«

Heloise nickte ein weiteres Mal und stand auf.

Kurz darauf saßen sie im Polizeipräsidium. Heloise war schon oft hier gewesen, aber das einzige Mal, dass sie so etwas Ähnliches wie ein Verhör erlebt hatte, war, als sie in der Oberstufe einen Teil ihrer Jahreshausarbeit abgeschrieben hatte und ins Büro des Rektors zitiert wurde.

Nun saß sie in einem stickigen Raum ohne Fenster Schäfer und seiner Kollegin Lisa Augustin an einem mit schwarzem Linoleum überzogenen Tisch gegenüber und berichtete von ihrem Gespräch mit Ulrich am Vortag.

»Soweit wir wissen, waren Sie die Letzte, die ihn lebend gesehen hat. Ihre Aussage über Ihr Treffen kann also wichtig für die weiteren Ermittlungen sein«, erklärte Lisa Augustin. »Ich muss Sie darüber belehren, dass Sie hier als Tatverdächtige vernommen werden. Das bedeutet, dass Sie das Recht haben zu schweigen, und Sie dürfen einen Anwalt hinzuziehen, falls Sie das wünschen.«

Heloise runzelte die Stirn. »Als *Tatverdächtige* ?«

»Wenn wir Sie als Zeugin vernehmen würden, hätten Sie weniger Rechte, es ist also auch in Ihrem Sinne. Natürlich sind Sie erst einmal keine Hauptverdächtige für uns, aber wir können zum jetzigen Zeitpunkt nicht ausschließen, dass sich das noch ändert. Wenn wir Sie nicht ordnungsgemäß über Ihre Rechte belehren würden, könnte nichts von dem, was Sie heute aussagen – sofern Sie das wollen – vor Gericht verwendet werden. Das haben wir hiermit erledigt.«

»Entschuldigen Sie, aber sind wir uns nicht einig, dass es sich hier um einen Selbstmord handelt?« Heloise schaute die beiden Kommissare abwechselnd an.

Schäfer und Augustin sagten nichts, sondern sahen Heloise abwartend an.

Heloise holte tief Luft und begann zu berichten. Sie erzählte von den Briefen und ihrem ersten Anruf bei Ulrich aus dem Restaurant

am Kongens Nytorv. Sie erzählte von der Nachricht, die sie auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen hatte, und dass er unangemeldet vor der Redaktion aufgetaucht war.

Schäfer und Augustin hörten zu, ohne sie zu unterbrechen, während sie Ulrichs Spekulationen über Johannes Mossings Geschäfte darlegte. Erst als sie von dem Mann mit der Pistole erzählte, ergriff Schäfer das Wort.

»Konnte er den Mann beschreiben?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Dunkelhaariger, kräftiger Typ.«

»Herkunft?«

»Weiß nicht. Dänisch, würde ich sagen.«

»Wann fand laut Ulrich diese Begegnung statt?«

»Irgendwann im Jahr 2015 . Ein paar Monate nach dem Mord an Christoffer Mossing.«

»Warum hat er sich nicht bei der Polizei gemeldet?«

»Er sagte, er hätte Angst gehabt.«

»Hm.« Schäfer biss sich auf die Unterlippe.

»Er hatte wirklich Angst«, versicherte Heloise. »Er sah ganz anders aus als damals, als er noch bei der Zeitung gearbeitet hat. Und er wirkte ziemlich paranoid.«

»Hätten Sie sich nicht denken können, dass er selbstmordgefährdet war?«, fragte Augustin.

Heloise sah sie an und ließ sich von dieser Unterstellung nicht beirren.

»Ich fand, er wirkte ziemlich verrückt, aber ich hätte nicht gedacht, dass er nach Hause geht und sich das Leben nimmt.«

»Er war nicht verrückt«, sagte Schäfer.

Heloise richtete den Blick wieder auf ihn.

»Und wir können auch nicht mit Sicherheit davon ausgehen, dass er sich das Leben genommen hat«, fuhr er fort. »Was er Ihnen über Johannes Mossing erzählt hat, ist uns nicht neu.«

»Ja aber ...«, setzte Heloise an, während sie die beiden Kommissare abwechseln ansah. »Warum läuft er dann noch frei herum?«

»Weil wir in all den Jahren, in denen die Gerüchte über Johannes Mossing die Runde gemacht haben, keinen einzigen

Beweis gefunden haben, der diese Vorwürfe untermauern würde.«

»Was ist mit der Galopprennbahn? Ulrich sagte, dass er mit jemandem gesprochen hat –«

»Wir haben jeden einzelnen Stein umgedreht«, sagte Schäfer seelenruhig. »Wir haben Johannes Mossing seit den 90 ern einmal im Jahr in Verhöre gezerrt, bis sein Anwalt irgendwann in den Nullerjahren dieser ›Schikanen‹, wie er es nannte, einen Riegel vorgeschoben hat. Fakt ist, Johannes Mossing ist ein erfolgreicher Unternehmer, der saubere Geschäfte führt und in seiner Freizeit Pferderennen besucht. Er bewegt sich in renommierten Kreisen, ist mit einer Klassefrau verheiratet, besitzt einige schicke Häuser, und sein Sohn ist tot.« Schäfer hob resigniert die Arme. »Mehr haben wir nicht.«

»Bis das Gegenteil bewiesen ist, oder was?«

Schäfer bestätigte es mit einem Kopfnicken. »Genau.«

Heloise starrte für einige Sekunden vor sich her. Dann sagte sie: »Wenn Johannes Mossing wirklich derjenige ist, für den Sie ihn halten, und wenn Ulrich bedroht wurde, weil er seine Nase zu tief in diese Sache gesteckt hat – und vielleicht sogar deswegen ermordet wurde ... Wie wahrscheinlich ist es dann noch, dass der Mord an Christoffer Mossing die willkürliche Tat einer Verrückten war?«, fragte sie. »Vielleicht hat Anna auch etwas herausgefunden, was sie nicht wissen sollte. Vielleicht haben Mossings Leute sie ebenfalls bedroht?«

Für einen Augenblick herrschte Stille im Raum, und Heloise beschlich das merkwürdige Gefühl, dass Schäfer und seine Kollegin ihr etwas verheimlichten.

»Was ist?«, hakte sie nach. »Habe ich etwas übersehen?«

»Vielleicht sich selbst«, erwiderte Augustin. Sie war aufgestanden und lehnte nun mit dem Rücken an der Wand des Verhörzimmers.

»Wie, mich selbst?« Heloise runzelte die Stirn und schaute zu Schäfer, der schweigend dasaß.

Sein Blick ruhte aufmerksam auf ihr.

»Was haben Sie mit der ganzen Sache zu tun?«, fuhr Augustin fort. »Eine Mordverdächtige schreibt Ihnen Briefe und tut so, als wüsste sie Persönliches über Sie. Und jetzt ist Ulrich Andersson

tot. Möglicherweise, weil er mit Ihnen gesprochen hat. Trotzdem behaupten Sie, Anna Kiel nie getroffen zu haben und keine Ahnung zu haben, warum sie Kontakt zu Ihnen sucht.«

»Behaupten?« Heloise spürte die Wut in ihrem Körper brodeln. »Ich behaupte nicht einfach nur irgendetwas. Ich habe Anna Kiel nie getroffen. Außerdem können die Briefe ja auch von einer anderen Person verschickt worden sein.«

»Anna Kiels DNA wurde an den Umschlägen gefunden«, sagte Schäfer.

Heloise starrte ihn an.

»Wer ist Martin Duvall?«

Die Frage prallte wie eine Abrisskugel in ihren Magen.

»Wir haben seine Fingerabdrücke in Ihrer Wohnung gefunden«, erklärte Schäfer.

Heloise brauchte ein paar Sekunden, um sich zu sammeln.

»Warum haben Sie Martins Fingerabdrücke in Ihrer Datenbank?«

»Er ist letztes Jahr verurteilt worden.«

»Verurteilt?«

»Ja.«

»Weshalb?«

»Wegen Körperverletzung.«

»Körperverletzung?«, wiederholte Heloise fassungslos.

»Er bekam dreißig Tage ohne Bewährung, weil er seinem Opfer vier Zähne ausgeschlagen hat.«

Heloise ließ sich in ihrem Stuhl zurückfallen. »Also hat er eine Gefängnisstrafe abgesessen? Wollen Sie mir das gerade sagen?«

Schäfer nickte langsam. »Sie kennen ihn also?«

»Ja.«

»In welchem Verhältnis stehen Sie zueinander?«

»Er war eine meiner Quellen für verschiedene Reportagen, und wir ... treffen uns.«

»Sind Sie ein Paar?«

»Nein. Nein, nicht richtig.«

»Haben Sie ihn jemals gewalttätig erlebt?«

Heloise zögerte. Sie dachte an jenen Abend, nachdem sie im Bistro Royal gegessen hatten. Erinnernte sich, wie er ihre Hände auf den Rücken gedreht und festgehalten, sie gegen die Wand

ihres Schlafzimmers gedrückt hatte, während er ihren Slip herunterzog ...

Hatte er eine Grenze übertreten? Hatte ihr das wirklich gefallen? Hatte sie die Druckstellen an ihren Handgelenken am nächsten Morgen als Souvenir von einer Nacht mit hartem Sex betrachtet oder als Spuren einer ... Misshandlung?

Schäfer fuhr fort, bevor Heloise auf seine Frage antworten konnte. »Kann es sein, dass Martin Duvall in der Sache mit drinsteckt?«

Heloise wurde schwindelig. Sie schloss die Augen. »Ich, ich glaube nicht –«

»Kann er dieses Foto von Ihrem Balkon aus gemacht haben?«

»Nein.« Heloise schaute auf. »Ich kannte ihn noch nicht, als das Foto gemacht wurde.«

»Wie bitte?« Schäfer legte den Kopf schräg und Augustin setzte sich wieder an den Tisch.

Heloises Hand zitterte, als sie ihr Telefon aus der Jackentasche zog.

Anna besuchte Nick am Vormittag. Über Airbnb hatte sie eine kleine Wohnung auf der Avenue de la Liberté gebucht, die ironischerweise ganz in seiner Nähe lag.

Sie hatte Nick nicht erzählt, dass sie nach Paris kommen würde, und als sie ihn auf einer der Stahlbänke sitzen sah, war sein Gesicht zusammengefallen wie ein missglücktes Soufflé. Er hatte jemand anderes erwartet, und Anna hatte beinahe Mitleid mit ihm. Beinahe.

»Ich will Zugang zu den Dateien«, verlangte sie.

»Nein. Noch nicht. Das hatten wir so nicht abgemacht.«

»Wenn ich dir helfen soll, dann gibst du mir, was ich haben will. Sonst haben wir keine Abmachung mehr.«

Sie war davon ausgegangen, dass er protestieren würde, und hatte sich verschiedene Drohungen zurechtgelegt. Aber er akzeptierte die Bedingungen. Er hatte schon längst aufgegeben, das sah sie ihm an. In seinem Körper regte sich kein Fünkchen Widerstand mehr.

Er gab ihr den Namen der Website und das Passwort und sagte: »Pass auf dich auf, ja?«

»Es kann nicht mehr lange dauern«, antwortete sie und nannte ihm die Nummer des Prepaid-Telefons, das sie sich angeschafft hatte.

»Ich komme nicht mehr hierher zurück. Wenn dich das nächste Mal jemand kontaktiert, dann ist es Heloise. Dann rufst du mich sofort an, ist das klar?«

Er nickte.

»Glaubst du, sie kommt?«, fragte er.

»Sie kommt.«

Am Haupteingang der Rechtsmedizin war keine Menschenseele zu sehen. Das Gebäude lag im Frederik V's Vej zwischen dem Kopenhagener Rigshospital und dem Fælledpark. Normalerweise war das Foyer vollgestopft mit Medizinstudenten, aber heute war es so dunkel und still, dass Schäfer seinen eigenen Atem hören konnte, als er durch die dunkelbraun gemauerte Eingangshalle auf den Fahrstuhl zuing.

Im ersten Stock kam er an einer Reihe kitteltragender Laboranten vorbei, die unter Mikroskopen Gewebeproben untersuchten. Er nickte den bekannten Gesichtern unter ihnen im Vorbeigehen zu, bevor er den Durchgang zum hinteren Teil der Etage überquerte und die Tür zum Obduktionssaal aufschob.

Die Luft war kühl, der Geruch nicht so überwältigend wie sonst. Die meisten Seziertische waren leer, die Vormittagsleichen bereits in den Kühlraum im Keller verlegt worden. Doch jede noch so kleine Andeutung von Tod blieb in den Kleidern und Haaren hängen, sobald man diese Hallen betrat; manchmal als ein klarer, mineralischer Rostgeruch, andere Male in Form eines üblen Gestanks nach verrottenden Äpfeln. Beides konnte man mit Wasser und Seife abschrubben, aber an schlechten Tagen roch man, als hätte man in einer Tonne mit altem Fisch gerührt, die wochenlang in der Sonne gestanden hatte. Dann bedurfte es mehr als nur einer Dusche, um diesen Gestank wieder vom Leib zu kriegen.

Er ging an den ersten vier der insgesamt fünf Sezierbereiche vorbei. Sie waren allesamt mit einem großen Waschbecken aus Stahl und einer Dockingstation ausgestattet. Vor dem hintersten und größten Bereich blieb Schäfer stehen.

»Hej«, sagte er und trat, die Hände in den Hosentaschen, einen Schritt auf den Obduktionstisch zu.

»Da bist du ja«, sagte der Abteilungsleiter und Chefarzt der Rechtsmedizin John Oppermann freundlich und kratzte sich mit seiner Schulter den Schnauzbart. Seine Hände steckten bereits in Gummihandschuhen.

»Wir wollten gerade loslegen.«

Schäfer und Oppermann waren nicht gerade das, was man Freunde bezeichnen würde, denn sie verbrachten privat keine Zeit miteinander. Aber sie waren sich sympathisch. Die Arbeit hatte sie beide in die Katastrophen- und Kriegsgebiete dieser Erde geführt, weit weg von ihrem sicheren Ententeich in Nordeuropa. Gemeinsame Erinnerungen, sowohl gute als auch – oder vor allem – schlechte, hatten die beiden Männer zusammengeschweißt.

Im Jahr 2000 waren sie beide im Kosovo gewesen, um im Auftrag der Vereinten Nationen Leichen zu obduzieren und zu identifizieren, nachdem die NATO die Serben rausgeschmissen hatte. Dort unten hatten Miloševićs Massengräber auf sie gewartet – ein Anblick, der Schäfer immer noch heimsuchte, wenn er nachts die Augen schloss.

Schäfer betrachtete Ulrich Anderssons Leiche auf dem Obduktionstisch, während der Assistent der Rechtsmedizin ihm die Kleidung vom Leib schnitt und jedes Stück in eine eigene Plastiktüte legte. Anderssons Gesicht war bläulich angelaufen und geschwollen, die Zunge, die aus seinem Mund hing, wirkte ungewöhnlich groß. An den Füßen, Beinen, Händen und Armen hatten sich bereits dunkle Leichenflecken gebildet, der Rest des Körpers war bleich.

Wenn Schäfer einer Obduktion beiwohnte, war ihm die Todesursache meistens egal. Es hatte selten etwas zu bedeuten, ob die Person auf den Tisch gestürzt, erwürgt oder mit einem abgesägten Jagdgewehr erschossen worden war. Das Einzige, was ihn interessierte, war die Todesart. War es ein natürlicher Tod, ein Unglück, ein Selbstmord oder Mord? Er machte den Job inzwischen schon lang genug, um zu wissen, dass der erste Eindruck manchmal falsch sein konnte.

In der folgenden Stunde sah Schäfer dabei zu, wie Ulrich Andersson mit einem Y-förmigen Schnitt am Brustkorb

aufgeschnitten wurde, wie seine Organe entnommen wurden und eins nach dem anderen gründlich untersucht wurde.

»Das Gesicht ist zyanotisch mit zahlreichen punktförmigen Blutungen«, erklärte der Chefarzt seinem Assistenten. Dann winkte er Schäfer näher an den Obduktionstisch.

»Das konnte man bei der schwachen Beleuchtung am Fundort nicht sehen, aber hier ist es deutlich zu erkennen: punktförmige Blutungen in den Augen und auf den Augenlidern. Und hier – siehst du?«

Mit dem kleinen Finger zeigte er hinter die Ohren der Leiche.

»Sie sind auch in der Mundschleimhaut. Wenn man sich selbst mit einem gewissen Abstand zum Fußboden erhängt hat, so dass die Füße den Boden nicht berühren, wie es bei dem Toten auf ersten Blick der Fall zu sein schien, dürften solche Blutungen nicht auftreten«, erklärte Oppermann. »Wenn ihm stattdessen eine Schlinge um den Hals gelegt und gezogen wurde, nehmen wir einmal an, von einer anderen Person, dann werden die Venen abgeschnürt, in denen das Blut vom Kopf zurück ins Herz fließen soll. Die Arterien pumpen jedoch weiterhin Blut in den Kopf. Das heißt, der Druck im Kopf nimmt zu, und die kleinen Blutgefäße, die Kapillaren, platzen. Dadurch entstehen diese punktförmigen Blutungen, die du hier siehst.«

Schäfer nickte.

»Wenn man sich aber erhängt«, fuhr Oppermann fort, »liegt auf dem Strick so viel Gewicht, dass Venen und Arterien gleichzeitig abgeklammert werden und solche Blutungen gar nicht erst auftreten.«

»Das heißt, die siehst du normalerweise nicht bei Toten, die sich erhängt haben?«, fragte Schäfer und kratzte sich am Hals.

»Tja, es gibt natürlich Fälle, da haben Leute sich an Türklinen erhängt und liegen dann noch halb auf dem Boden. Da können ähnliche punktförmige Blutungen entstehen. Aber wenn der Tote frei in der Luft baumelt, passiert das nicht.«

Schäfer trat einen Schritt zurück, als Oppermann Anderssons Skalp mit einem Schnitt von Ohr zu Ohr entlang der Haarlinie freilegte und ihm die Haut über den Schädel zog, so dass sich sein Gesicht umstülpte. Dieser Prozedur hatte Schäfer schon einige

Male beigewohnt, und jedes Mal musste er an Wendepuppen im Rotkäppchenkostüm denken, die zum Wolf werden, wenn man ihnen das Kleid über den Kopf stülpt. Aus der einen Perspektive betrachtet, ist sie friedlich und lieb, aus der anderen ein schauderhaftes Monster.

Der Rechtsmediziner griff nach einer Knochensäge, die so geformt war, dass sie weiches Hirngewebe schonte, und sägte den Schädel auf. Ulrich Anderssons Gehirn wurde entnommen, der blaue Strick um seinen Hals wurde entfernt, beides wurde untersucht.

»Am Hals ist sehr deutlich eine dunkle Furche zu erkennen, in Form eines umgedrehten V, wo der Strick festgezurrte wurde«, protokollierte Oppermann in sein Diktaphon. »Doch es gibt noch eine weitere Spur am Hals, eine Hautabschürfung direkt unter dem Abdruck des Stricks.«

Er nahm ein Skalpell und begann vorsichtig, die Muskulatur an Anderssons Hals Schicht für Schicht abzutragen und so seine Luft- und Speiseröhre freizulegen.

Schäfer wartete geduldig das Ende der Obduktion ab, bis Oppermann seine Handschuhe in den Müll warf.

»Und, wie lautet das Urteil, Doc?«

Der Chefarzt der Rechtsmedizin seifte sich am Stahlwaschbecken die Hände gründlich ein.

»Es besteht kein Zweifel«, sagte er. »Wir haben die punktförmigen Blutungen, die Hautabschürfungen am Hals, Gewebsblutungen um den Kehlkopf und einen Bruch an Schildknorpel und Zungenbein. Das hat sich der Tote nicht selbst durch Erhängen in seinem Badezimmer zugezogen.«

»Also war es Mord.«

»Die Todesursache ist vermutlich Erdröseln mit einem Strick. Also Mord, ja.« Oppermann nickte.

»Gut, ihr schickt mir dann den Obduktionsbericht, sobald er fertig ist«, sagte Schäfer. Er klopfte Oppermann freundschaftlich auf die Schulter und ging Richtung Ausgang. Obduktionen waren nie das, was die breite Masse sich darunter vorstellte. Viele amerikanische Filme machten dem dänischen Publikum vor, dass Ergebnisse der Rechtsmedizin stets der Öffentlichkeit zugänglich

gemacht würden. Jedes Mal, wenn eine bekannte Persönlichkeit in den USA den Löffel abgab, hielten die Medien den Atem an, während sie gebannt auf die Obduktionsberichte warteten. Sobald sie vorlagen, wurden alle Details während der besten Sendezeit auseinandergenommen. Allerdings ging man in den USA viel offener mit diesen Dingen um. Im Vergleich dazu war Dänemark eines der zurückhaltendsten Länder der westlichen Welt. Das war einer Mischung aus Politik und Moral geschuldet, und so war es schon immer gewesen. Obduktionsberichte wurden ausschließlich der Polizei überlassen. Niemand sonst durfte Einsicht in die Unterlagen nehmen. Sobald Schäfer die Ergebnisse einer Obduktion erhielt, bestimmte er allein, wer Zugang zum Bericht bekam und wer nicht.

»Wenn man in Betracht zieht, wie viel Mühe der mutmaßliche Täter sich gegeben hat, um es wie einen Selbstmord aussehen zu lassen, ist es kein besonders clever ausgeführter Mord«, rief Oppermann Schäfer nach. »Der Täter hätte den Mord leicht vertuschen können, wenn er sich ein bisschen intensiver mit der Sache auseinandergesetzt hätte.«

Schäfer schaute über seine Schulter. »Also reden wir von einem Amateur?«

»Das kann ich nicht beurteilen. Aber Rechtsmediziner ist er schon mal nicht, so viel ist sicher.«

Zurück auf dem Präsidium, informierte Schäfer den Polizeidirektor über Oppermanns Ergebnisse. Es wurde ein Ermittlungsteam zusammengestellt, zu dem neben Schäfer und Augustin die Kollegen Lars Bro und Nils Petter Bertelsen gehörten, die bereits in einer anderen Abteilung der Kriminalpolizei als Partner zusammenarbeiten.

»Gut«, sagte Schäfer und trommelte ein paarmal auf die Kante des großen Tisches im Besprechungszimmer, in dem sich alle versammelt hatten. »Ich komme, wie ihr bereits wisst, direkt von der Rechtsmedizin, und der gute Oppermann hat gesprochen: Wir haben es mit einem Mordfall zu tun.«

»Woran macht er das fest?«, fragte Nils Petter Bertelsen.

»Die Verletzungen, die am Opfer gefunden wurden, stimmen nicht mit denen eines Selbstmordes durch Erhängen überein. Alles deutet darauf hin, dass er erdrosselt und später aufgehängt wurde.«

»Gibt es Verdächtige? Ein Motiv?«

»Wenn er Journalist beim *Ekspressen* war, wird es sicher einige geben, die ihn am liebsten aufgeknüpft hätten«, warf Lars Bro mit einem schiefen Grinsen im Gesicht ein.

Schäfer ignorierte seine Bemerkung. »Wir wissen, dass das Opfer, Ulrich Andersson, seit längerem krankgeschrieben war. Wir wissen auch, dass er am Tag vor seinem Mord Kontakt zu einer ehemaligen Kollegin vom *Demokratisk Dagblad* hatte, Heloise Kaldan. Oppermann geht davon aus, dass er mindestens 12 Stunden in seinem Badezimmer gehangen hat, bevor wir ihn runtergeschnitten haben, und Heloise Kaldan hat ausgesagt, ihn am Vortag gegen Mittag getroffen zu haben. Also wurde er vorgestern irgendwann zwischen 12 und 22 Uhr getötet. Kaldans Aussage zufolge war er 2015 für die Berichterstattung zum Taarbæk-Mord zuständig und hat seine Nase in Johannes Mossings Geschäfte an der Klampenborg Galopprennbahn gesteckt. Da hat er wohl die eine oder andere Frage zu viel gestellt. Jedenfalls wurde er damals in seiner Wohnung von irgendeinem Gorilla mit einer Waffe bedroht.«

Lars Bro sah Schäfer mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Aber das ist ja schon eine Weile her. Warum sollten die Geschehnisse von vor ein paar Jahren jetzt noch relevant sein?«

Schäfer weihte sie in Heloise Kaldans Verwicklung in den Fall ein und erzählte von den Briefen, an denen Anna Kiels DNA gefunden worden war, von Martin Duvall und dem alten Foto auf Instagram.

»Diese Kaldan scheint ein wesentlicher Teil in dem Puzzle zu sein«, fasste Augustin zusammen. »Wir müssen herausfinden, wie sie ins Bild passt.«

»Aber verdächtig ist sie nicht?«, fragte Nils Petter Bertelsen.

»Nicht zum jetzigen Zeitpunkt«, sagte Schäfer und zog die Plastikfolien mit den Briefen aus der Akte. »Heute Vormittag ist noch ein weiterer Brief gekommen.«

Augustin sah auf. »Noch einer?«

»Japp«, sagte Schäfer.

»Kaldan rief an, als ich gerade aus der Rechtsmedizin kam. Ich habe den Brief auf dem Rückweg bei ihr abgeholt.«

»Gib mal her«, sagte Augustin und schnippte ungeduldig mit den Fingern.

Schäfer reichte ihr eine Plastikfolie.

Liebe Heloise,

warum hast du keine Kinder? Ich weiß, warum ich keine habe, aber was ist mir dir? Dir muss diese Frage andauernd gestellt werden, und du musst deshalb die Antwort einstudiert haben, denn so jung bist du ja auch nicht mehr.

Nicht mehr so jung. Nicht mehr so ... fruchtbar.

TICK . TACK . TICK . TACK . TICK . TACK .

Meine Mutter. Sie war keine gute Mutter.

Vielleicht vererbt sich das. Meine eigene Uhr hat jedenfalls nie getickt.

Vielleicht wurde ich schon kaputt geboren.

Vielleicht bin ich ihretwegen so geworden.

Es gibt so viel, das ich dir erzählen muss.

Da mir deine Gegenwart entrissen ist, so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten, einen süßen Hinweis auf dich selbst.

Anna Kiel

»Das ist ja ziemlich garstig, oder?« Augustin sah von dem Brief auf. »Oder bin ich einfach nur empfindlich? ›Hey – du bist alt und dabei zu verwelken und hast wahrscheinlich deine Chance verspielt, Kinder zu kriegen?«

»Wie alt ist denn diese Kaldan?«, fragte Bertelsen.

»Sie ist 36«, antwortete Schäfer. »Mit anderen Worten, ein junger Hüpfer.«

»Ein junger Hüpfer? Komm, jetzt hör aber auf, mit solchen Steinzeitbegriffen um dich zu werfen«, sagte Augustin.

»Du hast recht«, erwiderte er trocken. »Das ist ziemlich garstig.«

»Hat Heloise etwas zu den Entwicklungen im Fall Andersson gesagt?«, fragte Augustin.

»Du meinst dazu, dass es sich um Mord handelt?«

»Ja.«

»Das habe ich ihr noch nicht erzählt.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht will, dass sie sich unnötig Sorgen macht, und weil ...« Schäfer zuckte mit den Schultern. »Die Sache soll noch nicht raus an die Presse, bevor wir wissen, womit wir es zu tun haben.«

Zunächst sagte niemand etwas. Dann unterbrach Lars Bro die Stille. »Wer übernimmt was?«

»Ihr zwei kümmert euch um Ulrich Anderssons Kollegen und Freunde. Hört euch mal um, ob Andersson noch mit jemand anderem als mit Heloise über Mossing Junior und Senior gesprochen hat«, ordnete Schäfer an. Er nahm Anderssons Autorenfoto, das im *Ekspressen* unter seinen Artikeln abgedruckt war, aus der Akte und schob es über den Tisch.

»Nehmt das Bild und dreht mal eine Runde an der Galopprennbahn. Schaut mal, ob sich da oben jemand an ihn erinnern kann. Wir wollen wissen, mit wem er gesprochen hat und welche Informationen diejenigen ihm geliefert haben.«

»Und wir zwei?«, fragte Augustin.

»Du darfst gern wieder bei der Exfrau vorbeischaun.«

Augustin zog eine Grimasse und sträubte sich. Sie und Schäfer waren am Vortag bei Ulrich Anderssons Ex auf Amager vorbeigefahren. Die Kinder der beiden, eine Siebenjährige und ein Neunjähriger, hatten mit ihren wilden, rostroten Locken am Wohnzimmertisch gesessen und Nudeln mit Hackfleisch gegessen, während auf dem viel zu großen Fernsehbildschirm eine alte Folge *Hannah Montana* lief. Die Kinder hatten nicht

einmal aufgeschaut, als Anderssons Exfrau Schäfer und Augustin hereingebeten hatte.

Sie hatte die beiden Kommissare in die Küche geführt, wo sie ihr die tragische Nachricht überbracht hatten. Lautlos waren ihr die Tränen übers Gesicht gelaufen, vor Schreck hatte sie den Mund weit aufgerissen und die beiden Polizisten ängstlich angestarrt, während die Lachkonserve aus dem Fernseher und Miley Cyrus' künstliche Stimme die Situation mit absurden Geräuschen untermalt hatten.

»Was soll ich den Kindern sagen?«, hatte sie mit kehliger Stimme gefragt. »Wie soll ich ihnen erklären, dass ihr Vater Selbstmord begangen hat? Wie sollen sie mit diesem Wissen weiterleben?«

Nun würde also Augustin ein weiteres Mal nach Amager fahren und der Frau mitteilen, dass sich der Vater ihrer Kinder doch nicht selbst erhängt hatte. Die Kinder würden stattdessen mit dem Wissen weiterleben, dass ihr Vater einen noch viel grauenvolleren Tod erlitten hatte.

»Und du?«, fragte Augustin. »Was machst du?«

Schäfer stand auf und richtete seinen Gürtel.

»Ich glaube, ich muss mal ein Wörtchen mit Mossing reden.«

Wenn man die Sekunden zwischen einem Blitz, der im Zickzack über den Himmel zuckt, und dem darauffolgenden Donnergrollen zählt, kann man abschätzen, wie viele Kilometer das Unwetter noch entfernt ist. Heloise wandelte diese Theorie ein wenig ab: Je kürzer der Abstand zwischen den Sonnenstudios wurde, desto weiter weg befand man sich von Kopenhagens pulsierendem Zentrum.

Sie parkte den Wagen vor einem dieser Studios, der Nummer zwölf auf ihrem Weg von der Innenstadt in den Vorort. Die Hauptstraße in Herlev hatte sie sich wie eine dieser niedlichen Einkaufsmeilen in den kleinen Provinzstädten vorgestellt. Doch vor ihr lag eine zweispurige Fahrbahn, flankiert von Neubauten, die nach Seniorenheimen aussahen, und einer typischen Vorstadtladenzeile: eine Pizzeria, drei Damenfriseure, zwei Kioske, das Sonnenstudio und die *Laterne*. Heloise hatte versucht, die Öffnungszeiten der Kneipe über Google herauszufinden, aber der Laden hatte keine Website, was wohl daran liegen mochte, dass sein Publikum nicht gerade zu den iPhone-Internetsurfern gehörte. Es war kurz vor vierzehn Uhr, und Heloise ging davon aus, dass die Frühschoppen und Mittagsbiere längst ausgeschenkt worden waren.

Die *Laterne* war eine Eckkneipe, das Interieur stilverwirrt. Orangebraune Bierbänke standen in einer Stube mit rustikal anmutenden schweren Deckenbalken, und auf den Tischen standen Blumen, die eher an Grabschmuck erinnerten. Von der Decke hing eine norwegische Flagge, und in der Ecke hinter der Eingangstür stand eine amerikanische Rockabilly-Jukebox neben einem lebensgroßen Pappaufsteller von Tom Jones.

Heloise überflog die Titel der Jukebox und musste über diese vorhersehbare Mischung lächeln: Big Fat Snake, Smokey, Bonnie Tyler, Dodo & the Dodos. Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit

auf den älteren Herren mit Ziegenbart und nikotingrauer Haut, der am Ende der Bar saß und eine Bierflasche umklammerte. Außer ihm war niemand im Lokal, auch nicht hinterm Tresen.

»Hej ...« Er nickte Heloise zu. »Du siehst aus, als wärst du neu hier.«

Heloise lächelte ihm zu. »Ich suche nach der Besitzerin.«

»Jonna?«

»Ja. Jonna Kiel. Ist sie hier?«

Der Mann stand auf und ging um den Tresen herum. Er öffnete eine Tür, die nach hinten führte, und rief: »JONNA !«

Eine heisere Stimme schallte zurück. »WAS ?«

»Du hast Kundschaft«, rief der Mann und schlurfte zurück zu seinem Barhocker.

Heloise hörte, wie in einiger Entfernung ein Glas oder eine Flasche umfiel. Kurz darauf tauchte eine dürre Frau mit kurzen, hennaroten Haaren an der Hintertür auf. Sie trug türkisfarbene Kreolen in den Ohren, und ihre Haut war eine Mondlandschaft aus Aknenarben.

»Brauchst du was?«, fragte sie den Ziegenbart.

»Du hast Kundschaft«, wiederholte er und nickte in Heloises Richtung.

»Jonna Kiel?«, fragte Heloise.

Die Frau legte den Kopf in den Nacken, bis es aussah, als würde sie Heloise durch ihre Nasenlöcher betrachten.

»Wer sind Sie?«

»Sind Sie Jonna Kiel?«

Die Frau nickte kurz und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Mein Name ist Heloise Kaldan, ich bin Journalistin und arbeite für *Demokratisk Dagblad* .«

»Hui, das klingt ja toll!« Die Frau grinste. »Sind wir für die *Kneipe des Jahres* nominiert?«

Sie und der Ziegenbart schnaubten amüsiert.

»Nein, aber ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen«, sagte Heloise und trat an die Bar.

»Solange Sie was bestellen, können Sie mich fragen, was Sie wollen«, sagte die Frau und zeigte auf die Flaschen hinter sich.

»Dann müssen wir nur noch abwarten, ob ich auch drauf antworte.«

Heloise zuckte mit den Schultern und betrachtete die Auswahl.

»Dann nehme ich ein Mineralwasser.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Tss tss tss. Ich glaube, das können Sie besser ...«

»Na dann ... ein kleines Bier vom Fass.«

Heloise setzte sich an die Bar, und Jonna Kiel zapfte ihr ein Bier.

»Das macht 500 Kronen«, sagte die Frau mit einem herausfordernden Lächeln und stellte das Glas so schwungvoll vor Heloise ab, dass der Schaum über den Rand und auf den Tresen schwappte.

Ihre Blicke trafen sich.

Die Frau zuckte mit den Schultern, als wolle sie sagen: *Bezahl oder vergiss es*.

Heloise zog einen 500 -Kronenschein aus ihrem Portemonnaie und legte ihn vor sich auf den Tresen. »Ich möchte Ihnen gern ein paar Fragen über ihre Tochter stellen.«

Sämtliche Farbe wich aus dem Gesicht der Frau. Auch das spöttische Grinsen, das sie eben noch aufgesetzt hatte, war verschwunden.

»Meine Tochter?«, fragte sie leise.

»Ja. Anna.«

Die Frau blinzelte nervös. »Haben Sie sie gefunden?«

Heloise schüttelte rasch den Kopf. »Nein.«

Die Frau schloss die Augen und atmete schwer. Heloise konnte nicht einschätzen, ob sie erleichtert oder verärgert war. Vielleicht sowohl als auch.

Als die Frau die Augen wieder aufschlug, nickte sie leicht. Dann nahm die den Geldschein langsam von der Bar. Heloise glaubte für einen Augenblick, dass Jonna Kiel sie bitten würde, zu gehen, aber sie schwieg.

»Wann haben Sie das letzte Mal von ihr gehört?«, fragte Heloise.

Unsicher zuckte die Frau mit den Schultern.

»Hatten Sie Kontakt zu ihr, seit sie von der Polizei gesucht wird?«

Die Frau antwortete nicht, also versuchte Heloise es erneut: »Können Sie sich erinnern, wann Sie Anna zuletzt gesehen haben?«

»Ich ... ich weiß nicht. Das ist lange her.«

Heloise überlegte, wie sie die Sache angehen sollte, und beschloss, es mit der Wahrheit zu versuchen. »Ich bin hier, weil Anna mir Briefe geschrieben hat.«

Die Frau sah auf und schüttelte verwirrt den Kopf. »Briefe?«

»Ja.«

»Was hat sie denn geschrieben?«

»Sie schreibt, dass sie und ich miteinander verbunden sind.«

Die Frau musterte Heloise fragend, als würde sie nach etwas Greifbarem suchen – nach einer konkreten, physischen Ähnlichkeit. »Wie meint sie das?«

»Ich hatte gehofft, dass Sie mir das sagen könnten.«

»Du siehst ihr nicht ... Sie sehen ihr nicht ähnlich«, sagte die Frau. »Sie passen gar nicht zu ihr.«

»Wer passt denn zu Anna? Was für Freunde hatte sie?«

»Sie hatte nie richtige Freunde, glaube ich.«

»Hat sie nie mit jemandem ihre Zeit verbracht?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nur mit Kenneth.«

»Wer ist Kenneth?«

»Ein Junge, mit dem sie zur Schule gegangen ist. Er war ein paar Klassenstufen über ihr. Behindert.«

»Behindert?«

»Ja, er saß im Rollstuhl. Irgendwas mit einem Autounfall. Anna hat ihn immer durch die Gegend geschoben, und sie haben fast jeden Tag miteinander verbracht. Haben zusammengehockt und Bücher gelesen, sich heimlich Zettel geschrieben und so was.«

»Waren sie ein Paar?«, fragte Heloise.

»Die Frau zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht.«

»Aber als Kinder waren sie befreundet?«

»Ja.«

»Wie war Anna damals?«

Die Frau starrte ins Nichts und sagte lange kein Wort.

»Ihre Lehrer meinten, sie wäre ein merkwürdiges Kind«, sagte sie schließlich. »Sie war in sich gekehrt, wütend. Ich hatte viele Probleme mit ihr und musste oft zu Gesprächen in die Schule kommen.«

»Weshalb war sie wütend?«

Die Frau drehte sich um, nahm die Schachtel Zigaretten, die auf der Kasse lag, und zündete sich eine an. Sie nahm drei tiefe Züge, bevor sie antwortete.

»Ihr Vater war kein guter Vater. Er hat uns verlassen, als sie noch ganz klein war.« Sie stülpte die Unterlippe nach vorn und blies eine dünne Rauchsäule in den Raum. Dann zuckte sie resigniert mit den Schultern. »Vielleicht war sie deshalb so wütend.«

»Was ist mit Ihnen?«

»Was meinen Sie?«

»Waren Sie eine gute Mutter?«

Die Frau warf Heloise einen trüben Blick zu. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Haben Sie Kinder?«, fragte sie.

Heloise schüttelte den Kopf.

»Dann wissen Sie auch nicht, wie schwierig das ist.« Sie schnipste die halb aufgerauchte Zigarette in ein Glas Wasser auf dem Tresen. »Man gibt alles, um für sein Kind die beste Mutter zu sein – aber ob ich gut genug war? Keine Ahnung. Aber Frank ist einfach abgehauen. Hat uns sitzenlassen. Ich habe unserer Tochter immerhin ein Dach über dem Kopf und ein Bett zum Schlafen gegeben.«

»Hatten Sie ein enges Verhältnis?«

»Anna und ich?«

»Ja.«

Gedankenversunken schaute die Frau an Heloise vorbei. »Nein, eher nicht.«

»Warum nicht?«

Sie antwortete nicht direkt auf die Frage. »Ich glaube, ich habe sie tatsächlich nicht mehr gesehen, seit sie von zu Hause ausgezogen ist.«

»Wann war das?«

»Als sie sechzehn war.«

Heloise sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Und seitdem haben Sie Anna nicht gesehen?«

Die Frau schüttelte den Kopf.

»Und Christoffer Mossing? Haben Sie eine Idee, warum Anna ihn getötet hat?«

»Ja.«

Heloise schaute sie aufmerksam an.

»Die Polizei sagt, sie ist verrückt geworden. Bekloppt im Kopf.«

»Sie glauben also auch, dass sie sich einfach nur ein zufälliges Opfer ausgesucht hat?«, hakte Heloise nach. »Dass sie einfach durchgedreht ist?«

»Vielleicht.«

»Sagt Ihnen die Leichenblume etwas?«

»Die was?«

»*Leichenblume*«, wiederholte Heloise. »Anna erwähnte in einem ihrer Briefe eine Leichenblume.«

»Meinen Sie ein Grabgesteck?«

Unwillkürlich beäugte Heloise die »Dekoration« auf den Tischen.

»Nein, sie hat nichts mit Beerdigungen zu tun. Die Leichenblume ist eine Pflanze, die vor allem auf Sumatra wächst.«

Jonna Kiels Gesicht war ausdruckslos.

»Diese Pflanze lockt Käfer in ihre Blüte, weil sie wie ein Kadaver riecht«, erklärte Heloise. »Sagt Ihnen das was?«

Jonna Kiel rümpfte die Nase und schüttelte angewidert den Kopf.

Heloise entschied sich für eine andere Strategie. »Wie lange gehört diese Kneipe schon Ihnen?«

»Die habe ich 1997 übernommen. Sie hat meinem Vater gehört, und nachdem er gestorben ist, habe ich die Fackel weitergetragen.« Symbolisch hob sie eine Bierflasche.

»Was haben Sie vorher gemacht?«

»Vor der *Laterne*?«

»Ja.«

»Ich hatte eine Reinigungsfirma. *Kiel Cleaning*. «

»Haben Sie die verkauft, als Sie die Kneipe übernommen haben?«

»So in etwa.«

»Und ihr Exmann, was hat der gemacht?«

»Frank? Alles Mögliche. Er war nie zu Hause.«

»Hatte er keinen Job?«

»Doch, er hatte viele Jobs: Elektriker, Kellner, Automechaniker, er hat sogar Hunde ausgeführt. Wie gesagt, er war selten zu Hause.«

»Haben Sie viel gestritten?«

Jonna Kiel setzte ein Grinsen auf. »Nur, wenn wir uns am selben Ort aufhielten.«

»Gab es Gewalt in Ihrer Beziehung?«

Sie zündete eine neue Zigarette an. »Was spielt das für eine Rolle?«

»Ich überlege nur, ob Anna davon beeinflusst worden sein könnte. Hat sie vielleicht hin und wieder etwas mitgekommen, wenn es zwischen Ihnen und Ihrem Ex etwas ... grober zugging? Oder haben Sie sie geschlagen? Vielleicht mal die Kontrolle verloren?«

Mit hängenden Mundwinkeln schüttelte Jonna Kiel den Kopf.

»Ist zwischen Ihnen und Frank etwas vorgefallen, das erklären könnte, warum Anna sich so entwickelt hat?«, hakte Heloise nach. »Warum sie so schwierig wurde?«

»Ich weiß nicht ...«, antwortete Jonna Kiel. »Sie hatte es einfach nicht leicht, glaube ich.«

»Haben Sie etwas unternommen, um ihr zu helfen?«

Einen Augenblick lang war es still zwischen ihnen. Der Ziegenbart rutschte unruhig auf dem knirschenden Leder des Barhockers herum.

»Ich habe mich darum gekümmert, unsere Rechnungen zu bezahlen«, wiederholte Jonna Kiel. »Ich habe dafür gesorgt, dass sie Klamotten am Leib und ein Dach über dem Kopf hatte.«

»Ja, das sagten Sie bereits«, erwiderte Heloise tonlos.

Die Frau starrte sie mehrere Sekunden lang an. »Anna hatte es nicht leicht im Leben ... na und? Wir anderen hatten es auch nicht leicht.« Sie nickte in Richtung des Mannes am Ende der Bar. »Wir haben alle unsere Päckchen zu tragen, aber wir rennen nicht durch die Gegend und schneiden irgendwelchen Leuten die Kehle durch. Anna ist nicht normal. Sie ist krank, kapiert?«

Heloise schwieg.

Als Jonna Kiel erneut das Wort ergriff, klang ihre Stimme wie ein dumpfes Hallen in einer leeren Wohnung.

»War ich eine gute Mutter?« Sie machte ein schnaubendes Geräusch mit den Lippen. »Vielleicht nicht. Aber ich habe mein Bestes gegeben.«

Als sie wieder im Auto saß, googelte Heloise die Telefonnummer der Herlev Schule und rief im Sekretariat an.

»Gesamtschule Herlev, Sekretariat, Sie sprechen mit Marianne, was kann ich für Sie tun?«

»Hej, mein Name ist Heloise Kaldan. Ich hoffe, Sie können mir helfen. Ich suche nach einem ehemaligen Schüler Ihrer Schule.«

»Um wen geht es denn?«

»Ich weiß weder seinen vollen Namen, noch in welchem Jahrgang er war, aber er heißt Kenneth.«

»Kenneth?«

»Ja. Er hat seinen Abschluss wahrscheinlich 2004 gemacht, plus minus ein Jahr.«

»Oh, das wird schwierig.«

»Haben Sie kein digitales Schülerverzeichnis?«

»Doch, aber das wurde nur bis zurück zum Jahr 2006 digitalisiert. Alle Schüler, die vorher ihren Abschluss gemacht haben, sind in einem analogen Archiv registriert, und zwar alphabetisch nach Nachnamen. Das bedeutet, ich müsste alle Klassenlisten des mutmaßlichen Zeitraums durchgehen, um einen Kenneth zu finden. Und da wird ohne Zweifel mehr als ein Kenneth in dieser Liste auftauchen. Wie sollen wir wissen, ob es der richtige ist?«

»Da haben Sie wohl recht«, lenkte Heloise ein. »Damit möchte ich natürlich nicht Ihre Zeit vergeuden.«

Die Frau am anderen Ende der Leitung lachte halb verlegen, jedoch zustimmend.

»Haben Sie etwas dagegen, dass ich selbst vorbeikomme, und die Listen durchsehe?«, fragte Heloise.

»Oh.« Die Frau räusperte sich. »Ich glaube nicht, dass ich die Befugnis ...«

»Es wird nicht lange dauern. Ich verspreche Ihnen, niemand wird merken, dass ich überhaupt da gewesen bin.«

»Nein, das geht nicht. Wenn Sie noch mehr Informationen über den Schüler hätten, dann könnte ich vielleicht –«

Heloise fiel wieder ein, was Jonna Kiel ihr erzählt hatte.

»Ich weiß nur, dass er im Rollstuhl gesessen hat.«

»Ah«, rief die Sekretärin, plötzlich ganz munter. Heloise konnte sie fast vor sich sehen, wie sie vor Begeisterung die Hände zusammenschlug. »Das hört sich an, als würden Sie Kenneth Vallø suchen.«

»Kennen Sie ihn?«

»Natürlich! Sie etwa nicht?«

»Nein, ich –«

»Kenneth Vallø, von *ScanCope* .«

»Das sagt mir nichts.«

»*ScanCope*«, wiederholte die Sekretärin, als wartete sie darauf, dass bei Heloise der Groschen fiel. »Dieses Start-up.«

»Okay«, sagte Heloise. »Habe ich noch nie gehört.«

»Sie kommen nicht aus Herlev?«

»Nein, Kopenhagen.«

»Ah, daran wird's wohl liegen. Kenneth Vallø ist eine Art Lokalheld für uns.«

»Ein Held?«

»Ja, der neue Sportplatz, den die Schule vor ein paar Jahren bekommen hat? Er hat das Geld dafür gespendet. Die große Bronzeskulptur auf dem Markt und die Gestaltung der neuen Bibliothek? Das hat alles Kenneth Vallø finanziert.«

»Ach was«, sagte Heloise. »Das ist ja großartig. Wie kommt das?«

»Er ist einfach ein feiner Kerl.«

»Hört sich ganz danach an. Aber woher hat er so viel Geld?«

»Er hat *ScanCope* vor ein paar Jahren an eine internationale Firma verkauft – eine chinesische, glaube ich. Ich weiß nicht mehr, wie viel er dafür bekommen hat, aber es war sehr, sehr viel Geld. Ein dreistelliger Millionenbetrag, soweit ich weiß.«

Beeindruckt piff Heloise durch die Zähne.

»Und ich glaube, er ist wirklich stolz auf seine Heimat«, fuhr die Sekretärin am anderen Ende der Leitung fort. »Er hat seine Wurzeln nicht vergessen«, sagte sie mit deutlichem Er-ist-einer-von-uns-Stolz.

»Das muss auch wirklich toll sein, seiner Heimatstadt etwas zurückgeben zu können«, sagte Heloise. »Wie lange arbeiten Sie schon an der Schule?«

»Seit fast sechs Jahren.«

»Gibt es jemanden im Kollegium, der Kenneth noch aus seiner Schulzeit kennt?«

»Nein, leider nicht. Die damalige Sekretärin ist leider letztes Jahr verstorben, und auch der Rest der Truppe wurde in den letzten Jahren durch neue Gesichter ersetzt. Was möchten Sie denn wissen? Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen.«

»Kenneth hatte eine Freundin, als er noch Schüler war«, sagte Heloise. »Sie haben wohl nach der Schule immer viel Zeit miteinander verbracht.«

»Darüber weiß ich leider nichts«, entschuldigte sich die Sekretärin. »Aber ich kann mir vorstellen, dass er nichts dagegen hat, mit Ihnen zu sprechen. Er ist ein sehr zuvorkommender Mann.«

»Kennen Sie ihn persönlich?«

»Nein, aber ich kenne Leute, die ihn kennen, und jemanden, der im selben Viertel wohnt. Sie sagen alle, dass er unglaublich nett ist.«

»Im selben Viertel?«

»Ja, er besitzt ein großes Haus hier in Herlev.«

Heloise war überrascht. Der Mann hatte mehrere Millionen auf dem Konto und wohnte trotzdem in Herlev?. Er war wohl wirklich ein echter Kenny from the block.

»Kenneth hatte, wie schon erwähnt, eine Freundin, die mit ihm zusammen zur Schule gegangen ist.« Heloise nahm den Faden wieder auf. »Ich vermute mal, dass sie für ordentlich Gesprächsstoff gesorgt hat. Anna Kiel heißt sie. Sagt Ihnen der Name etwas?«

Am anderen Ende der Leitung wurde es still.

»Hallo?«, fragte Heloise. »Sind Sie noch da?«

»Ja«, sagte die Frau. Ihre Stimme klang einen Moment lang nicht mehr nach einer gutgelaunten Stepford Wife.

»Sie kennen Anna Kiel?«

»Nicht persönlich. Aber ich habe natürlich von ihr gehört.«

»Dann wissen Sie auch, dass wegen Mordes nach ihr gefahndet wird?«

»Ja.«

»Das genaue Gegenteil von einer Lokalheldin, was?«

»Diese Frau hat mit unserer Stadt nichts zu tun.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Heloise trocken. Am Erfolg anderer labte man sich gern, aber mit denen, die es vermässelt hatten, wollte man nichts zu schaffen haben. »Der Grund, warum ich Anna Kiel erwähne, ist lediglich, dass sie und Kenneth Vallø sehr gute Schulfreunde gewesen sind.«

»Wollen Sie mir sagen, dass Kenneth Vallø mit ... mit *der* befreundet war?«

»Ja. Ich weiß, dass Sie damals nicht an der Schule gearbeitet haben, aber ich kann mir vorstellen, dass Anna Kiels Geschichte überliefert wurde.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Und?«

»Was und?«

»Was wird über sie erzählt?«

Die Sekretärin blieb einen Augenblick lang stumm. Dann sagte sie: »Entschuldigen Sie, wie sagten Sie, war Ihr Name?«

»Ich heiße Heloise Kaldan und ich bin Journalistin bei *Demokratisk Dagblad* .«

»Journalistin?« Die Stimme der Frau sprang zwei Oktaven nach oben, und Heloise konnte fast durch die Leitung spüren, wie sich der Puls der Sekretärin beschleunigte. »Oh, ich glaube, ich darf gar nicht –«

»Keine Sorge«, warf Heloise ein. »Ich habe nicht vor, Sie namentlich in einem Artikel zu erwähnen oder überhaupt Bezug auf unser Gespräch zu nehmen. Ich recherchiere gerade für eine Reportage und rufe nur an, weil ich Informationen zu –«

Bevor Heloise ihren Satz beendet hatte, fiel ihr auf, dass sie in eine stumme Leitung sprach.

Sie unterdrückte ein Seufzen und drückte auf Wahlwiederholung. Geduldig wartete sie eine volle Minute, doch niemand nahm ihren Anruf entgegen.

Sie gab auf.

Stattdessen googelte sie *ScanCope* und *Kenneth Vallø*. Eine Unmenge an Treffern führte sie zu Zeitungsberichten über einen Mann, der von einem Tag auf den andern absurd reich geworden war.

Heloise klickte auf den obersten Link und las die sechs Jahre alte Reportage. Richtig: Eine chinesische Firma hatte sämtliche Aktien von Valløs Firma aufgekauft, die er mit eigenen Händen aufgebaut hatte.

Sie überflog den Text und scrollte bis ans Ende der Seite. Unter dem Artikel tauchte ein Foto von einer Party auf, auf der die Börsennotierung der Firma gefeiert wurde. In der Mitte des Bildes war ein Mann zu sehen, bei dem es sich um Kenneth Vallø handeln musste. Abgesehen von dem Rollstuhl, in dem er saß, wies nichts darauf hin, dass er körperlich eingeschränkt war. Er saß aufrecht wie ein Tänzer des königlichen Balletts, sein Oberkörper sah gesund und muskulös aus, der Blick war stark und selbstbewusst. Um ihn herum standen Menschen, strahlende Männer in schicken Anzügen, die ihm die Hände entgegenstreckten, um ihn zu beglückwünschen.

Hinter ihm – direkt hinter seiner rechten Schulter – stand Anna Kiel.

Heloise atmete scharf ein.

Annas helles Haar rahmte das schmale Gesicht mit den großen blauen Augen ein. Sie hatte volle Lippen und eine kleine, feine Himmelfahrtsnase, die ihr einen jungen, fast schon kindlichen Ausdruck verlieh, obwohl sie auf diesem Bild mindestens 25 Jahre alt sein musste.

Das war das einzige Foto, auf das Heloise während ihrer Recherche gestoßen war, auf dem Anna Kiel nicht apathisch wirkte. Sie lächelte breit, die blauen Augen leuchteten und fixierten Kenneth Vallø.

Sie sah stolz aus, beinahe glücklich.

Okay, sie und Vallø waren also nicht nur Schulfreunde gewesen. Ihre Freundschaft hatte bis ins Erwachsenenalter fortgedauert. Ob sie wohl mehr als Freunde gewesen waren? Ein Liebespaar? Konnte ein von der Hüfte abwärts gelähmter Mann überhaupt Sex haben?

Heloise rief Morten Munk an, der ihren Anruf nach nur einem Freizeichen mit einem theatralischen »You may speak« beantwortete.

»Hej, ich bin's«, sagte Heloise. »Kannst du eine Adresse für mich rausfinden?«

»Hast du's schon bei der Auskunft versucht?«

»Haha, sehr witzig. Der Typ heißt Kenneth Vallø und wohnt in Herlev. Suchst du mir die Adresse raus?«

»Gib mir eine Sekunde«, sagte Munk und legte auf, ohne sich zu verabschieden.

Heloise blieb noch einen Moment im Auto sitzen, bis Munks Nachricht eintrudelte.

Das Haus war eines der oberen Mittelklasse. Ein Haus, das in Dänemarks größeren Provinzstädten von Leuten bewohnt wurde, die einer gutbezahlten Arbeit nachgingen, Typ Zahnarzt in Vejle Fjord oder Anwalt in Sønderborg. Es war hübsch, großzügig und von Wert, jedenfalls im Vergleich mit den anderen Eigenheimen im Viertel. Aber es war nicht die Art von Haus, in der man wohnte, wenn man ein Vermögen von 300 Millionen Kronen oder mehr besaß.

Heloise hatte bereits einige Unternehmer in Kenneth' Liga interviewt. Als Teenager hatte sie auch einen oder zwei Jungs gedatet, die ein »von« im Namen trugen. Jungen, die in Villen direkt am Meer aufgewachsen waren. Heloises Erfahrung nach würden Leute, die nur halb so viel Geld hatten wie Kenneth Vallø, niemals auf einen Tennisplatz und einen privaten Badesteg verzichten.

Doch auf Valløs Grundstück gab es nichts dergleichen.

Heloise bog in die gepflasterte Auffahrt ein, die zu der eingeschossigen Backsteinvilla führte, und parkte vor dem Haus.

Sie stieg aus dem Wagen, ging zur Haustür und drückte auf den Klingelknopf. Durch die Tür drang lautes elektronisches Vogelgezwitscher, und eine junge Frau öffnete die Tür. »Ja bitte?«

»Hej, ich suche Kenneth Vallø. Ist er gerade zu Hause?«

Die Frau erkundigte sich nicht nach Heloises Namen oder Anliegen, sondern bat sie mit einem breiten Lächeln herein.

»Er ist in der Küche«, sagte sie und begleitete Heloise durch das Haus.

Kenneth Vallø saß am Küchentisch. Vor ihm stand ein klassisches dänisches Mittagessen – Kräuterhering, hartgekochte Eier und eine Schüssel hausgemachter Leberpastete.

Heloise lief sofort das Wasser im Mund zusammen, und ihr Magen reagierte mit leisem Knurren auf den Duft der noch warmen

Pastete und des frisch gebackenen Brotes.

»Oh, bitte entschuldigen Sie, ich störe Sie beim Essen«, sagte sie und blieb mitten im Raum stehen.

Kenneth Vallø hob den Blick und lächelte. »Hej.«

»Hej, mein Name ist Heloise –«

»Kaldan«, sagte er und streckte die Hand aus. »Ich weiß. Ich bin Kenneth.«

Heloise sah ihn verblüfft an und nahm zögernd seine Hand.

»Sind wir uns schon einmal begegnet?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Sie von ihrem Autorenfoto wiedererkannt.«

»Meinem Autorenfoto?«

»Ja. Sie sind Journalistin, nicht wahr?«

»Ja ...«

»Na, kommen Sie schon, setzen Sie sich.«

Er zeigte auf den leeren Stuhl gegenüber.

»Ich will Sie auf keinen Fall beim Essen stören«, sagte sie und war drauf und dran, wieder zu gehen. »Vielleicht kann ich einfach später wiederkommen?«

Heloise wunderte sich selbst über ihre Bemühung, nicht anmaßend zu erscheinen. Normalerweise machte es ihr nichts aus, ihre Informationsquellen zu stören, weder während einer Mahlzeit, in den Ferien oder bei Beerdigungen. Das gehörte zu ihrem Job – und führte dazu, dass einige Menschen Journalisten für lästige Aasgeier hielten. Doch sie hatte damit nie ein Problem gehabt.

Warum also jetzt?

War es der Rollstuhl, der sie verunsicherte? War es eine falschverstandene Rücksichtnahme auf einen Menschen mit Handicap? Woran auch immer es lag, Kenneth Vallø hatte etwas an sich, das Heloise ausbremste.

»Nein, absolut nicht, seien Sie nicht albern«, sagte er. »Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten?«

Heloise stellte fest, dass der Tisch für zwei Personen gedeckt war. Ihr Blick fiel auf die Frau, die ihr die Tür geöffnet hatte.

»Ja, aber ich will Ihnen ja nicht Ihren Platz ...«

»Nun setzen Sie sich endlich«, sagte die Frau fröhlich und schob Heloise den leeren Stuhl zu. »Ich habe ohnehin noch was zu erledigen.«

Sie rückte den Stuhl für Heloise zurecht. Heloise bedankte sich und nahm Platz.

Die Frau verließ die Küche und ließ Heloise mit Kenneth Vallø allein.

»Ist das Ihre Freundin?«, fragte Heloise und nickte in die Richtung, in die die Frau verschwunden war. Kenneth Vallø ließ den Kopf von Seite zu Seite wippen, was wohl »Ja und nein«, bedeuten sollte.

»Miriam ist meine Assistentin«, sagte er. Er fixierte Heloise mit seinem Blick und betrachtete sie einen Moment lang schweigsam. Dann sagte er: »Woran denken Sie?«

»Nichts. Oder doch, ich frage mich, warum jemand wie Sie in Herlev bleibt.«

»Anstatt wohin zu ziehen?«, fragte er. »Nach Luxemburg? In die Provence?«

»Oder Rungsted ...«

Er lachte. »Rungsted? Was in aller Welt soll ich denn in Rungsted?«

»Keine Ahnung«, sagte Heloise und griff nach dem Brotkorb, den er ihr reichte. »Wohnen da nicht alle reichen Leute?«

Sie nahm sich eine Scheibe Roggenbrot. Die Mitte war immer noch ein bisschen feucht und lauwarm, das Brot duftete wunderbar malzig.

»Ich bin hier geboren und aufgewachsen«, sagte Kenneth Vallø. »Meine Familie wohnt gleich um die Ecke, genau wie die meisten Menschen, die mir lieb sind. Hier, probieren Sie den Hering, der ist gut«, sagte er und schob Heloise das Porzellanschälchen zu. »Ich sehe keinen Grund, das alles aufzugeben. Sie etwa?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Nicht, wenn Sie es so formulieren. Aber die meisten, die ich kenne, träumen davon, im Lotto zu gewinnen – oder ersatzweise ein Start-up zu gründen, das man für eine Fantasillion an die Chinesen verkaufen kann –, damit sie endlich von hier wegkommen. Das alte Leben hinter sich zu lassen, raus aus der Stadt, in der man geboren wurde.«

Sie belegte ihr Brot und schnitt es in der Mitte durch.

»Mm. Das schmeckt richtig gut.«

»Nicht wahr? Es ist das Brot. Miriam ist gelernte Bäckerin. Sie müssten ihre Himbeerschnitten probieren.«

Heloise lächelte. Himbeerschnitten? Vallø hatte sie wegen ihres Backtalents als Assistentin ausgewählt? Ganz bestimmt.

»Dann muss ich die wohl mal kosten«, sagte sie und biss noch einmal von ihrem Heringbrot ab.

»Also, was führt Sie zu mir, Heloise Kaldan?«, fragte Kenneth Vallø und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Ich gehe davon aus, dass Sie nicht hier sind, um für einen Artikel über die Start-up-Branche zu recherchieren.«

»Wie kommen Sie darauf?«

Er lächelte und zuckte mit den Schultern. »Bloß geraten«, sagte er und griff nach einem Bier, ohne den Blick von Heloise abzuwenden.

Es zischte, als er die Lasche an der Dose nach oben zog.

Heloise zögerte einen Augenblick. Dann sagte sie: »Ich mache eine Reportage über Anna Kiel.«

Vallø nickte. In seinem Gesichtsausdruck war keine Veränderung zu merken, sein Blick war weiterhin offen und einladend.

Heloise kniff die Augen zusammen und betrachtete ihn misstrauisch.

»Wieso habe ich den Eindruck, dass Sie nicht überrascht sind?«

»Wahrscheinlich, weil es stimmt. Es überrascht mich nicht. Jeder Journalist, der sich selbst und seinen Beruf ernst nimmt, sollte sich für Annas Geschichte interessieren. Es lohnt sich, über sie zu schreiben.«

»Aber wussten Sie, dass ich Sie aufsuchen würde?«

»Es verwundert mich zumindest nicht.«

»Warum nicht?«

»Das habe ich Ihnen doch gerade erklärt.«

»Ich weiß, jeder Journalist, der seinen Beruf ernst nimmt ... Aber ich frage Sie: Wussten Sie, dass gerade *ich* Sie besuchen würde?«

Er nahm einen Schluck von seinem Bier und wischte sich mit dem Handrücken den Schaum vom Mund. Dann stellte er die Dose wieder vor sich ab.

»Nein. Aber ich habe es für möglich gehalten.«

»Warum?«

»Weil sie mit Ihnen sprechen wollte.«

»Anna Kiel?«

»Ja.«

»Woher wissen Sie das?«

Er lächelte, antwortete jedoch nicht.

»Warum ich?«, fragte Heloise.

»Das kann ich Ihnen nicht beantworten.«

»Können Sie nicht oder wollen Sie nicht?«

Kenneth Vallø lachte leise und zuckte leicht mit den Schultern.

»Was macht das für einen Unterschied?«

Heloise legte ihr Besteck ab und schob den Teller ein Stück von sich weg. »Sie waren Freunde, Anna und Sie?«

»Wir sind immer noch Freunde. Beste Freunde.«

Heloise sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Sie sind also mit einer Mörderin befreundet?«

»Anna ist keine Mörderin. Sie ist ... missverstanden worden.«

»Sie ist eine Mörderin.«

»Das ist eine Frage der Interpretation.«

»Wohl kaum. Da gibt es nichts dran zu rütteln, und man kann es auch schwer aus einem anderen Blickwinkel betrachten. Anna Kiel hat Christoffer Mossing kaltblütig ermordet. Sie ist eine Mörderin. Punkt.«

»Ich glaube, das werden Sie eines Tages anders sehen.«

»Haben Sie mit der Polizei gesprochen?«

»Natürlich. Mehrmals. Erik Schäfer, guter Mann.«

»Was wollte er von Ihnen wissen?«

»In welchem Verhältnis Anna und ich zueinander standen. Wann ich sie das letzte Mal gesehen habe. Ob ich ihre Flucht finanziert habe. So etwas.«

»Und?«

»Und was?«

»Haben Sie ihre Flucht finanziert?«

»Ach, kommen Sie.« Er lächelte nachsichtig. »Glauben Sie wirklich, ich würde einer – wie sagten Sie gleich – gesuchten Mörderin dabei helfen, der Polizei zu entkommen?«

»Ja.«

Sein Lächeln erlosch. »Und Sie glauben wirklich, dass ich damit hausieren gehen würde, wenn es so wäre?«

Heloise faltete die Hände im Schoß. »Sie haben also Kontakt zu ihr.«

Er sagte nichts. Lächelte nur ein warmes, leichtes Lächeln, während er den Blick über den Tisch wandern ließ, als würde er sich überlegen, welche Köstlichkeit er als Nächstes probieren sollte.

»Nun, wenn Sie das nächste Mal mit ihr sprechen, richten Sie ihr bitte aus, dass sie mich anrufen soll. Ich habe keinen Bock mehr auf diese kryptischen Briefe, die sie mir schickt. Ich geh davon aus, dass Sie von diesen Briefen wissen?«

Er lächelte. »Warum sagen Sie das?«

»Was?«

»Dass Sie die Briefe kryptisch finden.«

»Weil darin nur seltsames Zeug steht.«

Er lächelte immer noch. »Vielleicht. Aber vielleicht liegt es an Ihnen, und Sie haben die Briefe falsch gelesen.«

»Falsch? Inwiefern?«

»Tja, keine Ahnung«, sagte er und schüttelte den Kopf. Er drückte auf einen Knopf an der Armlehne seines großen Rollstuhls und rollte nach hinten vom Tisch weg. Er bedeutete Heloise, aufzustehen.

Das Mittagessen war offiziell beendet.

»Aber vielleicht haben Sie recht«, sagte er, als er sie an der Haustür verabschiedete. »Vielleicht sollte Anna Sie besser anrufen. Wer weiß? Gut möglich, dass Sie schon bald von ihr hören.«

Bevor Heloise nach Herlev gefahren war, hatte sie Schäfer den dritten Brief überlassen.

Nun saß sie wieder an ihrem Schreibtisch in der Redaktion und betrachtete das Foto, das sie mit ihrem iPhone von dem Brief gemacht hatte. Sie fühlte sich vom Wortlaut des Briefes sonderbar getroffen, als würde Anna Kiel sie verhöhnen. Gleichzeitig hatte sich ihr gegenüber noch ein anderes Gefühl eingeschlichen, ausgelöst durch die Treffen mit Annas Mutter und Kenneth Vallø.

Das war ungewöhnlich für Heloise.

Ihr Gerechtigkeitssinn schlug Alarm, wenn ein Gewalttäter zu einer zu milden Strafe verurteilt wurde. Einerseits wusste sie, dass Rehabilitation das Einzige war, was funktionierte. Amerikanische Methoden à la *Three strikes and you're out* führten eher zu mehr Gewalt, die Kriminellen stumpften ab. Andererseits fand sie das dänische Strafrecht manchmal deutlich zu mild: Man gab den Übeltätern einen mahnenden Klaps auf die Finger, verhängte kurze Aufenthalte in komfortablen Zimmern. Das war ein Hohn gegenüber den Opfern, die man bei dem eifrigen Versuch, das Los der Strafgefangenen zu verbessern, oft genug vergaß. Ein Teil von Heloise hätte es vorgezogen, alle Mörder und Vergewaltiger in ein tiefes, schallisoliertes Loch zu werfen, es mit einer schweren Metallplatte zu verschließen und zu vergessen, dass sie je existiert hatten. Das war keine politisch korrekte Einstellung, aber ein Ausdruck ihrer Empörung und ihres Zorns.

Doch bei Anna war das irgendwie anders. Bei ihr verspürte sie den Wunsch, zu verstehen, was diese Frau dazu gebracht hat, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen.

Sie wählte Schäfers Telefonnummer.

»Hallo?«

»Hej, hier ist Heloise.«

»Was ist?«

»Ich wollte nur wissen, ob ... Kenneth Vallø, Sie wissen schon ...«

»Was ist mit ihm?«

»Ich habe ihn heute besucht.«

»Sie haben ihn besucht? Warum?«

»Um Anna besser zu verstehen. Ich habe auch mit ihrer Mutter gesprochen.«

»Tut mir leid, das sagen zu müssen«, meinte Schäfer, »aber Sie vergeuden nur Ihre Zeit damit, mir hinterherzudackeln.«

»Ich weiß, dass Sie bereits mit ihm gesprochen haben. Aber das Komische ist: Ich hatte das Gefühl, er hat auf mich gewartet.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es war, als wüsste er, dass ich komme. Ich glaube, er hat immer noch Kontakt zu Anna.«

»Ich weiß, dass die beiden eng befreundet waren. Aber wir haben alle seine Konten und seinen Mailverkehr überprüft und sogar sein Haus durchsucht. Wir haben nichts gefunden.«

»Sie haben immer noch Kontakt«, wiederholte Heloise.

»Das kann gut sein. Aber wir können es nicht beweisen.«

»Wie bezahlt sie ihre Rechnungen?«

»Hä?«

»Annas Rechnungen. Sie muss ja irgendwo schlafen, sie muss essen. Wie bezahlt sie das?«

»Sie ist jetzt seit mehreren Jahren auf der Flucht. Und ja, falls sie nicht gerade an der Straßenecke steht und bettelt, wird sie wohl von irgendwoher Geld haben. Aber sie kann sich auch einen Job besorgt haben. So etwas kommt vor. Menschen, die auf der Flucht sind, schneiden sich die Haare ab, ändern ihren Namen in irgendetwas Internationales wie Maria oder Michelle und arbeiten schwarz in einem Strandcafé in Umba Umba.«

»Oder sie hat einen steinreichen Freund, der ihr Geld schickt.«

»Oder sie hat einen steinreichen Freund, der ihr Geld schickt«, räumte Schäfer ein. »Wenn sie ein Postfach, eine Adresse oder einen Treffpunkt vereinbart haben, dann kann das sein. Dann kann er ihr Bargeld in einem Brief oder einem Paket zukommen lassen.«

»Müsste sie da nicht ihren Ausweis vorzeigen, um so eine Sendung entgegenzunehmen?«

»Wahrscheinlich schon. Aber man kommt leichter an einen gefälschten Führerschein, als die meisten Menschen glauben. Der Durchschnittsbürger kann den Unterschied zwischen einem echten und einem gefälschten Ausweis nicht so leicht erkennen.«

Heloises Bürotelefon klingelte. Auf dem Display stand die Nummer des Empfangs in der Redaktion.

»Können Sie einen Moment dranhängen?«, bat sie.

Sie stellte Schäfer in die Warteschleife und nahm den anderen Anruf entgegen.

»Kaldan hier.«

»Ich habe einen Anruf für dich.«

»Danke, stell ihn durch.«

Für einige Sekunden war es still in der Leitung.

»Hallo?«, sagte schließlich eine Männerstimme.

»Hej«, antwortete Heloise. »Hier ist Heloise Kaldan. Mit wem spreche ich?«

»Sind Sie heute in Herlev gewesen?«

»Wie bitte?«

»Sie waren heute in der *Laterne*.«

»Und Sie sind?«

»Frank Kiel.«

Heloise blinzelte überrascht. »Annas Vater?«

»Ja.«

Hektisch schob Heloise das Dokumentenchaos auf ihrem Schreibtisch zur Seite, fand einen Kugelschreiber in der Unordnung und schlug ihr Notizbuch auf. »Wie kann ich Ihnen helfen, Frank?«

»Sie haben mit meiner Exfrau gesprochen.«

»Hat sie Ihnen das erzählt?«

Er setzte zu einem Lachen an, das zu einem Husten wurde.

»Nee. Wir reden nicht mehr miteinander.«

»Woher wissen Sie dann meinen Namen?«

»Hat mir ein Vögelchen gezwitschert.«

Der Ziegenbart, dachte Heloise.

»Also, wie kann ich Ihnen helfen, Frank?«

»Sie können mir verraten, was Sie mit Jonna besprochen haben.«

»Wir haben über Anna geredet.«

»Warum?«

»Weil ich mir ein besseres Bild von ihr machen will.«

»Sie haben Jonna erzählt, dass Anna Ihnen Briefe schreibt.«

»Das stimmt.«

»Warum macht sie das?«

»Keine Ahnung«, sagte Heloise. »Genau das will ich ja herausfinden.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es kurz still. »Ich glaube, ich kenne den Grund.«

Heloise legte den Kugelschreiber weg. »Sie wissen, warum sie mir schreibt?«

»Ich glaube, ich kann Ihnen helfen.«

»Okay, Frank, erzählen Sie mir, was Sie wissen.«

»Nein, nicht so«, sagte er. »Nicht am Telefon. Können wir uns treffen?«

»Sind Sie in Dänemark?«, fragte Heloise. »Ich dachte, Sie leben in Grönland.«

»Schon seit Jahren nicht mehr.« Der Mann zögerte einen Moment. »Können wir uns heute Abend treffen?«

Heloise willigte ein und kritzelte die Adresse, die er ihr nannte, auf einen Zettel.

Sie beendete das Gespräch und nahm das Gespräch mit Schäfer wieder auf.

»Raten Sie mal, wer mich gerade angerufen hat! ... Hallo? Schäfer?«

Doch am anderen Ende der Leitung war niemand mehr.

Schäfer trat auf eine vertrocknete Krabbenschere, die einer Möwe vom Rungsteder Hafen aus dem Schnabel gefallen sein musste. Er ging den Steg entlang auf eine prächtige Bavaria Yacht zu – ein Segelboot im obersten Preissegment, das am Ende des Anlegers vertäut lag. Er war selbst vor vielen Jahren gesegelt, und jedes Mal, wenn ihm der Geruch von Salzwasser und Meeresluft in die Nase stieg, vermisste er sein altes, schäbiges Holzsegelboot. Aber es war eine Menge Arbeit, es instand zu halten, weshalb Schäfer sich schließlich dem Lebensmotto seines Großvaters geschlagen gab: *Das Einzige, was einem ein noch besseres Gefühl gibt, als sich neue Dinge anzuschaffen, ist, den ganzen Scheiß wieder loszuwerden*.

Johannes Mossing saß an Deck seiner Yacht in der Hocke, mit dem Rücken zum Anleger, so dass er Schäfer nicht gleich bemerkte. Er war gerade dabei, das Schiff entweder zu vertäuen oder die Taue zu lösen. Er trug die klassische Uniform der Oberschicht: gelbes Poloshirt, helle Leinenhosen und karamellfarbene Segelschuhe. Schäfer grinste vor sich hin und schüttelte den Kopf. Vorurteile, dachte er. Sie werden einfach immer wieder bestätigt.

»Wollen Sie gerade in See stechen oder haben Sie schon wieder angelegt?«, erkundigte er sich.

Johannes Mossing drehte sich nach der Stimme um und schob die Sonnenbrille auf die Stirn.

»Ich mache gerade wieder fest«, sagte er und kehrte Schäfer wieder den Rücken zu.

»Das ist ein verdammich flotter Kahn«, sagte Schäfer. Breitbeinig warf er sich vor dem Schiff in Pose und stemmte die Arme in die Seiten. »Das muss ich Ihnen lassen.«

»Was führt Sie zu mir, Inspektor Schäfer«, fragte Mossing, immer noch ohne aufzublicken.

»Erster Hauptkommissar nennt sich der Spaß jetzt.«

»Ach.« Mossing drehte sich um und schenkte Schäfer ein säuerliches Lächeln. »Wurden Sie degradiert?«

»Nein, ganz und gar nicht. Polizeireform, Sie wissen schon. Neue Dezernate, neue Titel, aber die Arbeit bleibt die gleiche: Arschlöcher, die das Gesetz brechen, hinter Gitter zu bringen.«

Die beiden Männer starrten sich einen langen Moment lang fest in die Augen.

»Was wollen Sie?«, fragte Mossing und sprang vor Schäfer auf den Anleger.

»Ich habe ein Problem, bei dem Sie mir vielleicht helfen können. Ein Mann wurde vorgestern ermordet. Ein Journalist.«

Mossing sagte nichts.

»Ulrich Andersson. Sagt Ihnen das was?«

»Sollte es?«

»Er wurde stranguliert und danach in seinem Badezimmer aufgehängt. Ein Mord, der als Selbstmord getarnt werden sollte.«

»Was für eine Sauerei.«

»Ja«, sagte Schäfer und kratzte sich hinterm Ohr. »Das Interessante an der ganzen Sache ist, dass er wenige Stunden vor seinem Tod gesagt hat, er fühle sich von Ihnen bedroht.«

Mossing gluckste. »Was für ein Unsinn.«

»Er sagte, dass er vor einigen Jahren von einem Mann in seiner Wohnung besucht wurde, der ihm einen Revolver in den Hals gesteckt hat. Zu der Zeit schrieb er gerade an einem Artikel über Christoffer.«

Das Grinsen verschwand aus Mossings Gesicht, als der Name seines Sohnes fiel.

»Lustigerweise hat der Journalist dieselben Geschichten über Ihre Geschäfte auf der Galopprennbahn gehört wie ich«, fuhr Schäfer fort. »Und als er den Gerüchten auf den Grund gehen wollte, wurde ihm mit Gewalt gedroht.«

»Das klingt ja alles ganz aufregend«, sagte Mossing und ging den Steg hinauf. »Aber ich fürchte, Sie haben zu viele Filme gesehen.«

Er ging Richtung Parkplatz, Schäfer folgte ihm. »Dann gehe ich davon aus, dass ich Sie nicht zu einem Gespräch aufs Präsidium

locken kann?«

»Sie können meinen Anwalt bei Orleff & Plessner anrufen, wenn Sie noch weitere Fragen an mich haben«, sagte Mossing und setzte sich in seinen schwarzen Range Rover. »Ich vermute, Sie haben seine Nummer noch?«

Schäfer legte eine Hand auf die offene Autotür und beugte sich zu Mossing.

»Früher oder später werde ich deine dreckigen Geschäfte auffliegen lassen.« Schäfers kumpelhaftes Smalltalkgesicht war verschwunden. »Du glaubst vielleicht, dass du damit durchkommst. Aber irgendwann wird dein Kartenhaus zusammenfallen. Und dann wanderst du hinter Gitter. Für so einen alten Knaben wie dich könnte das schnell bedeuten, dass du den Rest deines Lebens im Knast verbringst.«

Mossing sah ihn ausdruckslos an. Dann kräuselten sich seine Mundwinkel zu einem Lächeln, und er warf Schäfer einen herausfordernden Blick zu. Dann schnalzte Mossing mit der Zunge, schüttelte den Kopf, wie ein Lehrer, der einen trotteligen Schüler vor der ganzen Klasse bloßstellt.

»Wie immer liegen Sie vollkommen falsch, *Hauptkommissar* Schäfer.« Er drehte den Zündschlüssel um, und der Motor sprang an. »Mein Kartenhaus ist ziemlich solide. Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen. Ich möchte den Rest des Tages mit meiner Gattin genießen.«

Er lehnte sich nach vorn zum Türgriff, um sie zuzuziehen, doch hielt noch einen Moment inne.

»Wie geht es eigentlich Ihrer Schokoladenbraut? Connie hieß sie, nicht wahr?«

Der Klang ihres Namens ließ Schäfers Herz einen Schlag aussetzen.

»Meine Güte, was für eine exotische Schönheit Sie sich da geangelt haben«, fuhr Mossing fort und piffte anerkennend.

»Passen Sie bloß gut auf sie auf. Nicht, dass jemand sie Ihnen noch wegschnappt.«

Eine urmenschliche Wut brodelte in Schäfer auf. »Woher kennen Sie den Namen meiner Frau?«

Mossing zuckte unbekümmert mit den Schultern. »Man informiert sich eben.«

»Sie halten sich von ihr fern, ist das klar?« Schäfer schlug mit der Faust gegen die hintere Autotür, woraufhin Johannes Mossing laut auflachte.

»Schönen Tag noch, Schäfer.« Mossing zog die Fahrertür zu und trat aufs Gas.

Der Wagen beschleunigte so rasant, dass die Kieselsteine auf dem Parkplatz in alle Richtungen spritzten, an einem roten Porsche Cayenne abprallten und Schäfer in eine Staubwolke hüllten.

Schäfer sah Mossing nach, bis der Wagen auf den Rungsted Strandvej bog und davonraste.

Dann fluchte er laut und trat gegen eine leere Coladose.

Der Himmel, der am Vormittag noch blau gewesen war, war jetzt von apokalyptisch schwarzen Wolken bedeckt, die sich über Kopenhagen entluden und in weniger als zwanzig Minuten die Straßen überschwemmten. Es war der dritte Wolkenbruch in zwei Monaten, und das Abwassersystem der Stadt war nicht für diese gewaltigen Wassermassen ausgerichtet. Die Gutachter der Versicherungen hatten alle Hände voll zu tun.

Durch den Regen waren einige Blütenblätter abgerissen und Stängel umgeknickt worden, doch im Großen und Ganzen sah der Botanische Garten durch den Regenschleier herrlich fruchtbar aus, feucht, grün und schön.

Die Tropfen trommelten auf das Dach des Palmenhauses, in dem die Temperatur 35 Grad betrug. Heloise streifte sich die nasse Jeansjacke von den Schultern und sah sich um. Sie war auf der Suche nach *Amorphophallus Titanum*.

Der Leichenblume.

Ihre Recherchen hatten nicht nur ergeben, dass es ein Exemplar dieser Pflanze hier, mitten in Kopenhagen, gab, sondern dass diese auch gerade blühte – bereits zum dritten Mal in vier Jahren. Ein botanisches Wunder nannten es die Experten, denn die Pflanze stand normalerweise nur jedes zehnte Jahr in voller Blüte. Es schien ihr gutzugehen, hier im Norden, so weit von ihrer indonesischen Heimat entfernt. Oder vielleicht gab es hier einfach mehr Insekten, die sich vom Verwesungsgestank anziehen ließen, dachte Heloise.

Sie hatte Fotos von der Pflanze im Internet gesehen. Die Leichenblume war mehrere Meter hoch, die Blütenblätter waren dunkellila. Der gigantische, hellgelbe Blütenstempel ragte allerdings nicht mehr in die Höhe, sondern hing schlaff nach unten.

»Sie kommen ein bisschen zu spät.«

Heloise drehte sich nach der nasalen Stimme um und sah einen jungen, schlaksigen Kerl in einem dunkelgrünen Mitarbeitershirt. Der Junge deutete mit einem Kopfnicken auf die Pflanze. »Die ist schon verblüht.«

»Ja, das sehe ich.« Heloise lächelte. »Sieht ziemlich fertig aus.«

»Sie hätten letzte Woche vorbeikommen sollen, da sah sie noch richtig schön aus.«

Schön?

Das war nicht unbedingt die Beschreibung, die Heloise gewählt hätte. Faszinierend, ja. Groß, gewaltig und krass, ja. Aber schön? Dieses botanische Monster? Niemals.

Sie trat näher an die Blume heran, lehnte sich über sie und atmete vorsichtig ein. Sie runzelte die Stirn, atmete tiefer ein und wandte ihren Blick wieder dem Jungen zu.

»Die riecht ja nach nichts.«

»Nein, nicht mehr«, sagte er. »Sie stinkt nur nach Verwesung, wenn die Blüte sich öffnet und ihre Temperatur auf menschliche Körpertemperatur ansteigt.«

»Menschliche Körpertemperatur?«

»Ja, um die 37 °. Dann verdampfen die chemischen Schwefelverbindungen in der Pflanze und verteilen sich im Regenwald. Dadurch werden Aaskäfer und Fliegen angezogen, die landen dann auf dem Blütenstempel und krabbeln in Richtung Gestank und Wärme.

Heloise zog eine Grimasse. »Widerlich.«

»Nein, überhaupt nicht widerlich. Das ist genial.«

»Genial?«

»Aber ja! Das zeigt doch, wie intelligent und gerissen diese Pflanze ist. Ziemlich bewundernswert, oder nicht?«

»Hm.« Heloise trat einen Schritt zurück. »Ich finde das irgendwie makaber.«

»Aber die Pflanze kann ja nichts dafür, dass sie so geschaffen wurde. Sie hat es sich ja nicht ausgesucht, nach Leichenhaus zu stinken. Sie spielt nur die Karten aus, die ihr von der Natur zugeteilt wurden. Es geht ums Überleben.«

»Okay.« Heloise warf ihm ein nachsichtiges Lächeln zu. »Ich stehe eher auf Tulpen, aber so hat eben jeder seine Vorlieben.«

Der Junge trat näher an die Pflanze heran. Er strich sich sein langes Haar hinters Ohr und Heloise konnte die Halterung eines Hörgerätes an seiner Ohrmuschel erkennen.

»Tulpen sind hübsch, aber ziemlich gewöhnlich«, sagte er. Heloise wunderte sich über seine gekränkte Stimme.

»Jedes Jahr blühen Millionen von ihnen. Das ist nichts Besonderes. Aber diese Pflanze hier ...« Zärtlich strich er über den schlaffen Blütenstempel, der aus der Pflanze hing. »Sie ist einzigartig.«

Heloise kniff die Augen zusammen. Anscheinend wurden nicht nur Aaskäfer von den Dämpfen der Leichenblume in den Bann gezogen. Dem Jungen würde ein bisschen frische Luft guttun. Und vielleicht eine Liebesbeziehung zu einem Menschen.

Sie dankte ihm für seine Zeit und ging wieder hinaus in den Regen.

An der Treppe vor dem Palmenhaus stand ein kleiner Kaffeewagen auf drei Rädern. Heloise kaufte einen Cappuccino und spazierte hinunter zum Teich. Mitten auf der weißen Holzbrücke blieb sie stehen und betrachtete die Regentropfen, die auf den Seerosenblättern tanzten wie Maiskörner in einer heißen Bratpfanne. Ihre Kleider und Haare wurden klitschnass und klebten an ihrem Körper.

Vor ihrem geistigen Auge tauchte immer wieder Ulrichs verzerrtes Gesicht auf, und sie blinzelte ein paarmal, um das Bild zu verscheuchen. Schäfer hatte gesagt, dass die Obduktionsergebnisse noch nicht vorlägen. Heloise war beunruhigt. Warum hatte sie Ulrich warnen wollen? Sie glaubte immer weniger an einen Selbstmord, das ergab keinen Sinn. Er war aus dem Weg geschafft worden, weil er einer Sache auf die Spur gekommen war – doch was für eine Sache war das? Und warum hatte Anna Kiel Christoffer Mossing ermordet? War das wirklich nur eine willkürliche Tat, wie die Polizei ihr verklickern wollte? Und Johannes Mossing schien mit beiden Fällen in Verbindung zu stehen.

Und Martin?

Heloise kannte ihn noch nicht gut genug, um mit Sicherheit ausschließen zu können, dass er irgendwie in der Sache mit drinhing. Die letzten Wochen waren der Beweis dafür, dass sie so gut wie nichts über ihn wusste. Plötzlich schienen lauter Gewalttäter in ihr Leben getreten zu sein.

Ihr Blick fiel auf eine Entenmutter, die mit ihren Entenküken auf die Brücke zu schwamm, um unter ihr Schutz vor dem Regen zu suchen. Eines der kleinen gelbbraunen Daunenknäuel war von den anderen abgehängt worden und gab nun sein Bestes, um seine Schar wieder einzuholen.

Was wollte Anna ihr mitteilen?

Was wollte sie ihr zeigen?

Alles schien zum gleichen Puzzle zu gehören, doch keines der Teile, die Heloise bisher gefunden hatte, wollte so recht zu den anderen passen.

Sie beobachtete noch, wie das kleine Entlein zu seiner Mutter zurückfand, dann machte sie kehrt und verließ den Garten durch den Ostausgang.

Als Schäfer zurück aufs Präsidium kam, war Lisa Augustin allein im Büro. Sie saß auf dem Boden, an die Raufaserwand gelehnt, und las in einer Akte. Vor sich hatte sie Dokumente auf dem Boden ausgebreitet, und Schäfer konnte sehen, dass sie einige Stellen markiert, Anmerkungen gemacht und Kringel gemalt hatte.

»Wo sind Bro und Bertelsen?«, fragte er.

Augustin schaute kurz auf. Dann widmete sie sich wieder ihrer Akte. »In der KTU.«

»Was wollen die denn da?« Schäfer zog seine regendurchnässte Wildlederjacke aus und warf sie über die Rückenlehne seines Bürostuhls. Dann ließ er sich selbst in den Stuhl fallen, drehte sich hin und her und wartete auf Augustins Antwort.

»Auf der Klobrille von Andersson wurden Schuhabdrücke gefunden.«

»Und?«

»Nicht dieselbe Größe wie Andersson.«

Schäfer nickte. »Was für eine Überraschung. Sonst noch was?«

»Der Abdruck stammt von einem PUMA -Turnschuh in der Größe 41 – Ulrich Andersson hat 45 getragen. Mehr haben sie nicht gesagt.«

Schäfer sagte nichts.

»Alles klar?«, fragte Augustin und schob sich ihre Lesebrille auf die Stirn. »Du siehst muffig aus.«

Schäfer brummte zur Antwort.

»Hast du Mossing erwischt?«

»Mm-hm.«

»War er zu Hause?«

»Nee, am Hafen. Scheiße, die Reichen haben viele Hobbys.«

Augustin nickte. »Was hat er gesagt?«

»Das Übliche. Nichts. Er wusste von nichts und niemandem und hat mich an seinen Anwalt verwiesen. Aber der lügt. Ich weiß, dass er lügt.«

Für einen Augenblick schwiegen die beiden. Dann deutete Schäfer mit einem Kopfnicken auf Augustins Dokumente. »Was machst du da?«

»Ich schaue mir die Briefe von Anna Kiel an.« Sie zeigte auf die Kopien, die sie vor sich ausgebreitet hatte.

»Wirst du schlau daraus?«

»Nein. Das ergibt alles keinen Sinn. Was will sie von der Kaldan? Und warum ist sie so verflucht vage?« Augustin blickte beinahe wütend drein. »Warum schreibt sie nicht einfach klipp und klar, was sie will, statt so ein verschwurbeltes Zeug zu verschicken?«

»Die große Frage lautet wohl: Warum Heloise?«, fügte Schäfer hinzu. »Was will Anna Kiel ausgerechnet von ihr?«

Augustin zuckte mit den Schultern. »Sie ist eine ziemlich bekannte Journalistin und arbeitet für eine renommierte Zeitung.«

»Also will Anna Kiel sie vielleicht als Sprachrohr nutzen. Aber ist das wirklich der Grund?«

Augustin zuckte wieder nur mit den Schultern.

»Schau dir das gründlich an«, sagte Schäfer. »Und lass die Kaldan herkommen und rede noch einmal mit ihr. Hast du die Exfrau eigentlich erwischt?«

»Ja.«

»Was hat sie gesagt?«

»Nicht viel«, sagte Augustin und erhob sich mit einem angestrengten Stöhnen vom Fußboden. »Viele Tränen. Nicht so viele Worte.«

Im Küchenschrank in der kleinen Wohnung auf der Avenue de la Liberté fand Anna Teebeutel. Sie füllte den weißen Teekessel aus Emaille mit Wasser und zündete den Gasherd an. Sie setzte sich an den kleinen Esstisch und blätterte durch die Dokumente, die sie am Vormittag in der Bibliothek ausgedruckt hatte.

Der Stapel war so dick wie zwei Daumen.

Anna hatte eine detaillierte Übersicht für die Journalistin zusammengestellt, mit Daten, Namen, Informationen.

Insgesamt waren es zwölf Personen, neun davon kannte sie.

An neun von ihnen konnte sie sich erinnern.

Sie hatte den Link und das Passwort benutzt, die Nick ihr gegeben hatte. Zweimal hatte sie sich übergeben müssen. Dann war alles klar, und sie konnte nur noch abwarten. Wenn nichts geschah, musste sie einfach noch lauter und deutlicher schreien.

Aber Nick hatte gesagt, dass sie »subtil« vorgehen sollte. Genau das Wort hatte er benutzt. Eine raffinierte Andeutung sollte es sein, keine blinkende Neonreklame. Dass die Journalistin nie kommen würde, wenn sie wusste, worum es ginge.

Aber bald würde sie auftauchen.

Und dann würde es vorbei sein.

Anna packte alle Dokumente in eine gelbe Mappe und steckte sie in ihren Rucksack, der draußen im Flur hing. In der Küche pfiff der Wasserkocher.

Mit einer Tasse Tee in der Hand setzte sie sich ans Küchenfenster und schaute hinunter auf die Autobahn A86 , die an dem Hotel vorbeirauschte.

»Bald ist alles vorbei«, sagte sie laut zu sich selbst, und irgendwie entsprach das der Wahrheit.

Gleichzeitig wusste sie, dass es niemals wirklich vorbei sein würde.

Alles am Körper der Frau wurde von der Erdanziehungskraft nach unten gezogen. Sie war garantiert jünger als sie aussah, aber ihre schlaffe Haut hatte schon vor längerem die Hoffnung aufgegeben, über irgendwelchen Muskeln gestrafft zu werden.

Heloise sah ihr dabei zu, wie sie sich mit dem Charme einer Wasserleiche ein paarmal um die Metallstange schwang. Die Spitzen der kniehohen Lackstiefel waren abgenutzt, ihr Nagellack blätterte ab, und die Augen der Frau konnte man bestenfalls als apathisch beschreiben.

Heloise hatte noch nie zuvor einen Stripclub besucht, aber sie hatte als Teenager den Film *Showgirls* gesehen. Er handelte von rivalisierenden Stripperinnen, die ihre perfekten, glitzernden Körper auf Bühnen in Las Vegas räkelten. Übersexualisiert, ja, aber kurzweilig und unverblümt. Sie hatte nicht erwartet, dass eine Go-go-Bar namens *Beverly Hills*, die am Kongens Nytorv zwischen einem McDonald's und einem Mobilfunkgeschäft lag, mit einer Hollywood-Produktion mithalten könnte. Aber etwas enttäuscht war sie doch.

An der Theke saßen gerade einmal drei Leute, eine Frau mit klapprigem Körper und welkem Make-up, die wahrscheinlich hier arbeitete, und zwei Männer, beide grau und mit eingefallenen Wangen. Sie schienen jeder für sich gekommen zu sein, denn sie saßen in einigem Abstand voneinander am Tresen.

Ansonsten war der Laden leer, was Heloise nicht wunderte. Es war gerade erst halb sieben und hinter den dichten Vorhängen immer noch hell. Die Stimmung war etwa so aufregend wie ein altes Stück Brot. Nicht gerade das, was man als Publikumsmagneten bezeichnen würde.

Einer der Männer drehte sich zum Eingang um und entdeckte Heloise. Ihre Blicke trafen sich für ein paar Sekunden, dann winkte er sie zu sich.

Als sie näher trat, erhob er sich von seinem Barhocker. Er war klein, schwächling und untersetzt, und Heloise fühlte sich neben ihm ungewohnt breitschultrig.

»Frank Kiel?«, fragte sie und gab ihm zur Begrüßung die Hand. Er drückte sie mit schlappem, verschwitztem Griff. »Und Sie sind Louise?«

»Heloise. Ja.«

»Setzen Sie sich«, sagte er und klopfte auf das rote Leder des Hockers neben sich. Heloise behielt ihre Jacke an, setzte sich und kam gleich zur Sache.

»Was können Sie mir über Ihre Tochter erzählen?«

»Boah, nun mal ganz ruhig«, sagte er und deutete mit einem Kopfnicken auf ihre Tasche. »Lassen Sie uns doch erst mal was trinken. Ich hab 'nen ganz trockenen Hals.«

Heloise schaute ihn mit festem Blick an.

Er lächelte freundlich und breitete die Arme aus. »Einen Drink. Das wird Ihnen doch Ihre Zeitung sicher finanzieren, oder?«

Heloise wandte sich zur Bar. Hinter dem Tresen war kein Barkeeper zu sehen.

»Sieht nicht so aus, als könnte uns jemand bedienen«, sagte sie.

Frank Kiel drehte sich auf seinem Stuhl um und rief »Hey, June!«

Die Frau am anderen Ende des Tresens sah auf.

»Wir haben Durst.«

Die Frau stöhnte und erhob sich langsam von ihrem Platz. Sie schlurfte auf die andere Seite der Bar und blieb vor den beiden stehen.

»Was darf's sein?«

Ihr Akzent klang polnisch. Vielleicht ukrainisch.

»Zwei Cola Rum«, sagte Frank. »Doppelt Rum – den Dunklen, bitte.«

»Nein, danke, nur eine. Ich trinke nichts«, warf Heloise ein.

»Wir nehmen zwei«, wiederholte Frank Kiel und sagte dann, an Heloise gewandt: »Dann muss sie nicht gleich wieder aufstehen.«

Die Frau bereitete die beiden Drinks zu und stellte sie auf den Tresen. Frank Kiel zog sie zu sich.

»Das macht 380 Kronen«, sagte die Frau.

Frank Kiel sah Heloise auffordernd an.

Sie schüttelte leicht den Kopf, zückte ihre Visakarte und reichte sie über den Tresen.

»Wir nehmen nur Bargeld«, sagte die Frau und zeigte auf den mit Filzstift beschriebenen Zettel hinter sich, der mit Klebestreifen an dem Spiegel über der Bar befestigt worden war.

»Geldautomat finden Sie einmal die Straße runter, falls Sie nichts dabei haben.«

Heloise fand einen zusammengeknüllten 500 -Kronenschein in ihrer Geldbörse und gab ihn der Frau, die ihn in die Kasse warf, ohne den Betrag einzubongieren.

»Okay, Frank, Sie haben *mich* angerufen. Erzählen Sie mir jetzt was über Anna?«

»Was wollen Sie wissen?«

»Wann haben Sie sie zuletzt gesehen?«

Frank Kiel zuckte mit den Schultern und nahm einen Schluck von seinem Drink.

»An das Datum kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Ihre Exfrau hat mir erzählt, dass sie Anna nicht gesehen hat, seit sie von zu Hause ausgezogen ist. Das ist jetzt 17 Jahre her, sie hatte also keine besonders interessanten Informationen für mich.«

»Das könnte stimmen.«

»Soweit ich weiß, sind Sie nach Grönland gezogen, als Anna acht Jahre alt war. Ist das korrekt?«

»Ja.«

»Haben Sie sie seitdem gesehen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Letztes Jahr.«

Heloise schaute ihn für ein paar Sekunden an, ohne etwas zu sagen. »Sie haben Anna *nach* dem Mord an Christoffer Mossing gesehen?«

»Hm ... War es davor oder danach? Das weiß ich gar nicht mehr.«

»Mossing ist 2015 ermordet worden.«

»Tja, dann stimmt es wohl, was Sie sagen«, sagte er und leerte das erste Glas.

»Wo haben Sie sich getroffen?«

»In einer Bar.«

»In Kopenhagen?«

»Mm-hm.«

»Wie heißt diese Bar?«

»Ich glaube, das war im *Andy's* .«

»Die Kneipe in der Gothersgade?«

Heloise fiel wieder ein, was Ulrich Andersson ihr über seinen Informanten von der Galopprennbahn erzählt hatte. Dass er ihn aus dem *Andy's* kannte.

»Ja.«

»Gehen Sie da oft hin?«

»Tja ... ein paarmal die Woche vielleicht.«

»Sagt Ihnen der Name Ulrich Andersson etwas?«

Frank Kiel legte den Kopf in den Nacken, während er nachdachte. »Ist das der eine von ABBA ?«

Heloise schloss genervt die Augen.

»Nein, er ist Journalist. Er arbeitet beim *Ekspressen* .« Sie warf ihm einen forschenden Blick zu. »Rote Haare, Sommersprossen ...«

»Vielleicht«, sagte Frank Kiel. »Ich kenne da so viele, da hab ich ihn bestimmt auch mal getroffen.«

»Okay. Sie haben Anna also letztes Jahr im *Andy's* getroffen?«

»Ja.«

»Wann?«

»Das weiß ich nicht mehr«, sagte er und nahm sich den zweiten Drink vor.

»War es draußen warm? Hat es geschneit? Versuchen Sie sich zu erinnern.«

»Ja, es hat wohl geschneit.«

»Also war es im Winter.«

»Glaub schon.«

»Wie ist es zu dem Treffen gekommen? Hat Sie Kontakt zu Ihnen aufgenommen?«

»Ja.«

»Wie?«

Sein Blick war unstet, er schaute überall hin, nur nicht zu Heloise.

»Sie hat mir einen Brief geschrieben.«

»Einen Brief?«

»Ja, so einen, wie Sie auch bekommen haben.«

»Was stand in dem Brief?«

»Na ja, so was wie: ›Hej Papa, lange her, wollen wir uns treffen.‹ Sie wissen schon.«

»Und dann haben Sie sich im *Andy's* getroffen?«, hakte Heloise nach.

»Ja.«

»War es Ihr Vorschlag, sich dort zu verabreden?«

»Ja.«

»Wie konnten Sie ihr diesen Treffpunkt vorschlagen?«

»Was?«

»Wie haben Sie mit Anna kommuniziert?«

Frank Kiel rutschte auf seinem Stuhl umher und leerte Drink Nummer zwei. In weniger als fünf Minuten hatte er beide Gläser ausgetrunken.

»Das weiß ich nicht mehr.«

Heloise sah ihn an, ohne ein Wort zu sagen.

»Was ist?«

»Sie haben gar keinen Brief von Anna erhalten, stimmt's?«

»Doch, na klar.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»He! Ich kann Ihnen so einiges erzählen«, protestierte er.

Heloise schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht einmal, dass Sie sich überhaupt getroffen haben.«

»Natürlich haben wir das!« Frank Kiel riss die Augen weit auf. »Wenn Sie mir 500 Kronen geben, dann erzähl ich Ihnen alles, was ich weiß!«

»Nein, danke«, sagte Heloise und stand auf.

»Aber Sie haben doch so viel Kohle. Das weiß ich. Sie haben Jonna bezahlt, um mit Ihnen zu sprechen.«

Da begriff Heloise, was los war. Der Ziegenbart musste Frank Kiel von ihrem Besuch in der *Laterne* erzählt haben, und jetzt wollte er mit der Geschichte seiner Tochter Geld verdienen.

Angewidert sah sie den Mann an. Sie konnte nicht einschätzen, ob Jonna als Mutter versagt hatte, aber bei Frank Kiel war sie sicher. Sie wusste nicht, was schlimmer war: dass er seine Tochter damals im Stich gelassen hatte oder dass er jetzt versuchte, aus ihrer Situation Profit zu schlagen.

Heloise machte Anstalten zu gehen. »Ich brauche Ihre Hilfe leider doch nicht.«

Frank Kiel schnaubte, so dass ihm der Schnodder aus der Nase flog. »Wieso nicht? Was zum Teufel reden Sie da?«

»Sie haben Ihre Familie verlassen«, sagte Heloise kühl. »Sie sind abgehauen, als Anna noch ein Kind war. Sie werden mir also wohl kaum etwas Interessantes erzählen können.«

»Aber was blieb mir denn anderes übrig? Jonna, diese geistesranke Schlampe, hat uns doch alle in die Scheiße geritten. Ich musste sieben verschiedene Jobs annehmen, um uns über die Runden zu bringen, und dann kam das Angebot mit Grönland. Zuerst habe ich ja noch Kohle nach Hause geschickt, aber ...«

Die Ader an seinem Hals pulsierte, die Farbe in seinem Gesicht wechselte von Grau zu Lila. »Irgendwann hatte ich keinen Bock mehr auf ihren ganzen Scheiß. Aber keiner hat das verdammte Recht, mir vorzuwerfen, dass ich abgehauen bin. Das hätte jeder gemacht, wenn seine Alte das ganze Geld verzockt hätte.«

Heloise spürte ein Kribbeln im Bauch. Sie trat wieder einen Schritt näher an die Bar.

»Was haben Sie gerade gesagt?«

»Ich sagte, mir soll bloß keiner vorwerfen, dass ich abgehauen bin«, nuschelte er. »Sie waren nicht mit ihr verheiratet, also plustern Sie sich jetzt hier mal nicht so auf.«

»Sie haben recht«, sagte Heloise und legte ihm versöhnlich eine Hand auf die Schulter. »Und wie, sagten Sie, hat Jonna Ihr ganzes Geld verspielt?«

»Jedes Mal zum Monatsanfang war alles weg. Sie war eine verdammte Zockerin.«

»Was hat sie denn gespielt?«

»Alles Mögliche.«

»Zum Beispiel?«

Heloise setzte sich wieder zu ihm.

»Lotto, Karten. Hat in der *Laterne* immer an so einem einarmigen Banditen rumgehangen, als der Laden noch ihrem Vater gehört hat.«

»Und Pferde?«

Er hob sein Glas, legte den Kopf in den Nacken und schlürfte den letzten Tropfen durch die klingenden Eiswürfel. Dann stellte er das Glas wieder ab.

»Ja.«

»Pferdewetten?«

»Ja, sag ich doch. War doch nicht meine Schuld, dass sie sich nicht unter Kontrolle hatte.«

Heloise nahm ihr Notizbuch aus der Tasche und schlug es auf. »Frank, wissen Sie, ob Jonna jemals auf der Galopprennbahn in Klampenborg gewesen ist?«

Er starrte auf den Kugelschreiber in ihrer Hand und zögerte einen Augenblick. Er wischte sich den Rotz an seinem Ärmel ab und grinste flüchtig.

»Hatten Sie Jonna nicht 500 Kronen gegeben?«

Heloise seufzte und öffnete ihr Portemonnaie. »Ich habe nur noch 120 in bar.«

»Okay.« Er streckte die Hand aus.

Heloise gab ihm das Geld.

»Ist Jonna jemals auf der Galopprennbahn gewesen?«

»Wenn Sie mit ›jemals‹ ›ständig‹ meinen, dann ja.«

Die Stripperin hinter der Bar stierte auf das Bargeld in seiner Hand und kam näher. Sie machte eine unbeholfene Pirouette, öffnete ihren lilafarbenen Spitzen-BH und ließ zwei schwere Brüste auf den Tresen klatschen.

Frank Kiel grinste sie an, aber die 120 Kronen gab er nicht her.

Heloise ignorierte die Stripperin. »Hat Jonna jemals gewonnen?«

»Manchmal. Aber meistens hat sie verloren.«

»Über welche Summen sprechen wir hier?«

Er zuckte mit den Schultern. Manchmal hat sie 5000 Kronen in den Sand gesetzt, manchmal 10000. Später sogar noch mehr. Viel mehr.«

»Wie viel mehr?«

»Keine Ahnung. Aber das letzte Mal, als ich aus Grönland Geld geschickt habe, waren es 38000 Kronen. Zwei Monatsgehälter! Ich hatte das Geld für Anna und sie zusammengespart, damit sie das Haus abbezahlen und im Sommer etwas unternehmen konnte.«

»Hat sie das ganze Geld verspielt?«

»Schon lange vorher.« Er machte ein kehliges Geräusch und rotzte dann laut in sein leeres Glas.

»Hat sie irgendwann mal einen Mann namens Johannes Mossing erwähnt?«

»Wer soll das sein?«

»Christoffer Mossings Vater.«

Frank Kiel schüttelte den Kopf. »Kann ich mich nicht dran erinnern. Wir haben seit zweiundzwanzig Jahren keinen Kontakt mehr.«

»Und trotzdem wissen Sie noch die genaue Summe, die sie damals nach Hause geschickt haben?«

»Glauben Sie mir, wenn Sie sich 38000 Kronen vom Munde abgespart haben, erinnern Sie sich daran, wenn jemand damit seine Spielschulden bezahlt.«

Und wenn die Leute ihre Schulden nicht bezahlen können, verschwinden sie. Leute sind verschwunden, Heloise. Kapierst du, was ich dir sagen will?

Heloise biss sich auf die Lippe und rutschte ein Stück näher zu ihm. »Frank, haben Sie irgendeine Idee, warum Anna Christoffer Mossing getötet hat?«

Wieder schüttelte er nur mit dem Kopf.

»Jonna meinte, sie wäre verrückt. Psychisch krank«, sagte Heloise. »Glauben Sie das auch?«

Er sagte kein Wort.

»Sie erzählte mir auch, Anna sei ein wütendes und verschlossenes Kind gewesen.«

»Ich weiß nicht«, erwiderte er und Heloise konnte für einen Augenblick etwas Sanftes in seinem trüben Blick erkennen. »Sie war so süß, als sie klein war. Aber ...«

»Was aber?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wie Sie schon sagten: Ich habe sie im Stich gelassen. Ich habe keine Ahnung, was mit ihr passiert ist.«

Heloise verabschiedete sich von Frank Kiel und verließ die Bar, während die Barkeeperin seinen neu erworbenen Hunderter in einen Bacardi-Drink verwandelte.

Als sie vor dem Stripclub auf dem Kongens Nytorv stand, versuchte sie, Schäfer anzurufen, doch es sprang nur die Mailbox an. Sie hinterließ ihm die Nachricht, sie so schnell wie möglich zurückzurufen.

Sie steckte das Handy weg und sah sich um.

Es hatte aufgehört zu regnen.

Sie ging auf die Bredgade zu, bis sie das Geräusch von rasenden Autoreifen auf nassem Asphalt hörte. Mit aller Macht versuchte ihr Unterbewusstsein, das nagende Gefühl zu unterdrücken, das langsam Form annahm.

Die Smartphoneblitze der asiatischen Teenager erhellten den Raum jedes Mal, wenn sie auf den Auslöser drückten. Sie flüsterten sich gegenseitig etwas zu und unterbrachen die Stille mit unterdrücktem Kichern.

Heloise erkannte zwei Stammbesucher wieder, die je auf einer Bank rechts und links vom Mittelgang saßen, vornübergebeugt und mit dem Ausdruck tiefer Trauer.

Sonst war niemand in der Marmorkirche.

Der Museumswärter am Eingang zum Turm war derselbe wie in Heloises Kindheit. Bobo hieß er, und Heloise fand schon immer, dass sein Name nach Tolkien klang. Er könnte gut eine Figur aus *Herr der Ringe* sein und hatte sich seit ihrer ersten Begegnung nicht verändert. Er ähnelte einer bleichen Rosine, allerdings einer Rosine mit einem cremeweißen Toupet.

Jedes Jahr zu Weihnachten schenkte Heloise ihm eine Flasche guten Portwein. Deshalb drückte er immer beide Augen zu, wenn sie außerhalb der Turmöffnungszeiten auftauchte und von den anderen Kirchenbesuchern unbemerkt hinter der schweren Eichentür verschwand.

Als sie an seinem Tisch vorbeiging, lächelte sie ihm zu, und er erwiderte den Gruß mit einem freundlichen, verschwörerischen Gesichtsausdruck.

»Oben ist es nass«, sagte er.

Heloise nickte und ging weiter.

Sie kannte den Weg auf den Kirchturm wie die kleinen Fältchen in ihrem Gesicht. Wusste genau, welche Treppenstufen knirschten, wo sie uneben waren und wie viele Schritte es bis zu den zwölf Apostelmalereien in der Kuppel waren.

Und dann lag Kopenhagen unter ihr. Sie trat auf den schmalen Gang hinaus, der einmal rund um den Turm führte. Die Stadt

begann, in der Dämmerung zu glitzern und zu blinken. Ein wohliges Gefühl.

Sie trocknete die Bank mit ihrem Jackenärmel und setzte sich, mit Blick auf das Schloss Amalienborg und die Oper. Normalerweise hätte sie sich zu dieser Tageszeit auf die andere Seite gesetzt, um die Sonne hinter den Dächern der Stadt untergehen zu sehen, doch im Westen hingen immer noch Wolken. Hier war der Himmel viel schöner.

Sie saß lange dort und beobachtete den Flugverkehr über Amager. In kurzen Abständen sanken die Flugzeuge, eines nach dem anderen, wie Perlen auf einem Band über den lilablauen Abendhimmel auf die Erde zu, mit Kurs auf die Landebahn in Kastrup.

Heloise brauchte die Ruhe hier oben dringend, um sich zu konzentrieren und die Eindrücke der Woche zu verarbeiten. Innerhalb weniger Tage hatte sie beinahe ihren Job verloren, die Aufmerksamkeit einer gesuchten und psychisch kranken Mörderin auf sich gezogen und herausgefunden, dass deren Mutter schwer spielsüchtig war – oder zumindest gewesen war. Sie hatte Ulrich Anderssons Leiche gefunden, und jemand war in ihre Wohnung eingebrochen.

Oder doch nicht?

Auf einige Dinge konnte sie sich noch keinen Reim machen. Wer hatte das Foto von ihrem Balkon gemacht und es auf Instagram gepostet?

Egal, aus welchem Winkel sie die Sache betrachtete, ihre Gedanken führten sie immer wieder zurück zu einer Person. Martin.

Martin hatte ihr die Dokumente über den Skriver-Fall besorgt, woraufhin sie Probleme bei der Arbeit bekommen hatte. Er war just an dem Abend aufgetaucht, an dem Anna Kiels Foto auf Instagram gepostet wurde, und nun hatte ihr die Polizei auch noch erzählt, dass er eine kriminelle Vergangenheit hatte. Je länger sie darüber nachdachte, desto klarer wurde ihr, dass sie nicht mehr von ihm kannte als seine äußere Schale. Die glatte Fassade, die er der Welt zeigte.

Sie holte ihr Handy aus der Tasche.

Er ging sofort nach dem ersten Freizeichen ans Telefon.

»Hallo!«

In seiner Stimme lag eine Frische, die ein Kribbeln in Heloises Bauch hervorrief, und sie konnte hören, dass er draußen unterwegs war.

»Hi. Wo bist du gerade?«

»Auf dem Weg nach Hause. Und du?«

Heloise kam gleich zur Sache: »Warum bist du wegen Körperverletzung verurteilt worden?«

Sie konnte hören, dass er stehen blieb.

»Wie bitte?«

»Die Polizei hat nach dem Einbruch deine Fingerabdrücke in meiner Wohnung gefunden, und du warst in ihrem System gespeichert.«

Nach einer kurzen Pause antwortete er. »Ja.«

»Ja? Mehr kannst du dazu nicht sagen?«

»Was soll ich dir denn sagen?«

»Ich will wissen, warum du eine Gefängnisstrafe abgesessen hast!«

Einen Moment lang blieb er still. Dann sagte er: »Ich habe einen Typen niedergeschlagen. Ich bin nicht stolz drauf, aber du kannst mir glauben – er hat es verdient.«

Heloise runzelte die Stirn. »Verdient? Wer hat es denn verdient, dass ihm vier Zähne ausgeschlagen werden? Das musst du mir schon erklären, Martin.«

»Es spielt keine Rolle, wer –«

»Für mich spielt es eine Rolle.«

Er atmete schwer aus. Dann sagte er: »Der Typ heißt Thomas Berggren.«

»Und wer ist Thomas Berggren?«

»Er war 24 Jahre lang mein bester Freund. Bis ich herausfand, dass er meine Frau vögelt.« Jedes Wort fiel wie eine Axt auf Holz.

Ratsch. Ratsch. Ratsch.

Heloise zögerte.

»Hör mal«, sagte er. »Ich habe dir nichts davon erzählt, weil das für uns beide keine Rolle spielt. Ich habe das Gesetz gebrochen, doch das ist lange her, und ich habe meine Strafe dafür

abgesessen. Meine Frau ist jetzt meine Exfrau, und mein Freund ist mein Exfreund. Sie bedeuten mir beide nichts mehr, weniger als nichts. Ich habe damit abgeschlossen. Aber ich kann nicht behaupten, dass ich wegen der Sache ein schlechtes Gewissen habe. Oder es bereue. Wie gesagt, er hatte es verdient.«

Heloise wusste nicht, ob sie ihm glauben sollte. Sagte er die Wahrheit oder hatte er ihr in aller Schnelle eine Lüge aufgetischt? Zwischen ihnen beiden herrschte immer noch Misstrauen, und sie hatte oft genug Grund gehabt, an ihm zu zweifeln. Jedes Mal, wenn sie Antworten von ihm verlangte, purzelten die Ausreden so leicht, so unbekümmert aus seinem Mund. Konnte sie einem Mann vertrauen, der sein Brot damit verdiente, zu manipulieren und zu täuschen und der ein Meister der Rhetorik war?

»Wie kommt es, dass du deinen Job behalten hast?«, fragte sie. »Warum wurdest du nicht gefeuert, als du in den Bau musstest?«

»Weil ich der Beste in meinem Job bin.« Er versuchte nicht einmal, bescheiden zu klingen.

Heloise lehnte den Kopf an das grüne Kupfer des Turmes, schloss die Augen und überlegte, wie sie die Sache angehen sollte.

»Wo bist du?«, fragte Martin.

Heloise antwortete nicht.

»Wollen wir uns nicht einfach treffen und über die Sache sprechen? Ich komm vorbei, sag mir einfach, wo du bist.«

»Ich glaube ...«, begann Heloise und versuchte, einen Entschluss zu fassen, »... es ist besser, wenn wir uns nicht mehr sehen.«

»Was? Nein, jetzt hör doch auf, ich –«

»Ich muss eine Weile allein sein. Es ist so viel los bei der Arbeit und –«

»Heloise«, unterbrach er sie. Seine Stimme war nur noch ein dunkles Wispern. »Du musst mir vertrauen. Ich glaube, ich habe mich in dich verliebt.«

Sie lächelte traurig.

»Ich würde dir so gerne glauben«, sagte sie und schaute über die Dächer der Stadt. »Aber das kann ich nicht.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, blieb Heloise noch lange oben auf dem Kirchturm sitzen. Sie verlor jedes Zeitgefühl, während sie versuchte, die Knoten in ihren Gedanken aufzudröseln. Als die kleine Tür neben ihrer Bank aufgestoßen wurde, schrak sie auf.

Bobos runzliges Gesicht lugte aus der Tür hervor.

»Heloise«, sagte er und zeigte mit einem knöchigen, mahnenden Finger auf die Uhr über ihr. »Du kommst besser runter, es sei denn, du möchtest gerne taub werden. Es ist gleich acht.«

Heloise sprang auf und schaute erschrocken zur riesigen Bronzeuhr.

»Tut mir leid. Ich war ganz in Gedanken.«

Der Alte schüttelte den Kopf und hielt ihr die Tür auf. Sie schlüpfte an ihm vorbei und eilte die schmale Eichentreppe hinunter.

Sie hatten gerade den unteren Dachboden erreicht, als es im Uhrwerk zu knirschen und rattern begann. Die Zahnräder mahlten und knackten, und der Dachstuhl wurde vom ohrenbetäubenden Krach mehrstimmiger Glocken erschüttert.

Heloise und Bobo hielten sich die Ohren zu und liefen die weiß gekalkte Wendeltreppe hinunter. Es war so eng, dass Heloise sich an einem kleinen Nagel, der aus der Wand ragte, den Ellenbogen aufschürfte. Als sie weit genug von dem Glockengeläut entfernt waren, griff der Alte nach ihrem Arm. »Du blutest.«

Heloise verdrehte den Ellenbogen, bis sie die Wunde sehen konnte. Es war nur eine oberflächliche Schramme, trotzdem lief das Blut ihren Unterarm entlang und tropfte auf den hellen Steinboden.

»Komm mit«, sagte Bobo und winkte sie zu sich. Er zog einen Wandteppich zur Seite, und Heloise folgte ihm durch die Tür in der Wand in eine kleine Kammer.

Sie blinzelte erstaunt. »Hier bin ich noch nie gewesen!«

»Nein«, sagte er und wühlte in der Schublade einer Kommode. »Es gibt Orte in dieser Kirche, an die du noch nie einen Fuß gesetzt hast.«

»Wirklich?« Heloise war verwundert. »Ich dachte, ich wäre schon überall gewesen.«

Bobo schüttelte geheimniskrämerisch den Kopf. Dann lächelte er. »Nein, nicht überall.«

»Aber ...« Sie sah sich um. »Was gibt es denn noch alles? Ich muss die Räume sehen, die ich noch nicht kenne!«

Heloise fühlte sich, als ob ihr ein lieber Freund, den sie in- und auswendig zu kennen geglaubt hatte, plötzlich ein Geheimnis erzählt hätte.

»Setz dich, Heloise.« Bobo zeigte auf einen moosgrüngelasterten Stuhl neben einem alten Schreibtisch aus Mahagoni. »Arm ausstrecken.«

Mit seinen gelblichen Zähnen biss er die Ecke einer Plastikhülle auf und zog ein feuchtes Tuch heraus. Fürsorglich reinigte er die kleine Wunde. Dann klebte er ein Pflaster über die Schramme und strich ein paarmal drüber.

»So!«, sagte er. »Jetzt bist du so gut wie neu.«

Heloise bedankte sich mechanisch, interessierte sich aber nicht sonderlich für ihren Ellenbogen.

»Was gibt es hier noch für Räume, die ich nicht kenne?«

Bobo gluckste fröhlich. »Warum so neugierig?«

Heloise schüttelte leicht den Kopf. »Es ist mir eben wichtig.«

»Warum?«

Heloise antwortete nicht.

Bobo schaute sie mit seinen trüben Augen an, die vom Grauen Star gezeichnet waren. Sein linkes Auge war so weiß, dass Heloise sich fragte, ob er damit überhaupt noch etwas sehen konnte.

»Was ist das mit dir und dem Turm?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Ich fühl mich dort sicher und aufgehoben.«

»Den meisten wird schwindelig oder sie bekommen Höhenangst, wenn sie dort raufgehen.«

»Ich nicht«, sagte Heloise und schüttelte den Kopf. »Es ist mein Platz.«

Der alte Mann stand auf und forderte sie auf, es ihm nachzutun. Sie gingen zum Ausgang. An der schweren Tür legte er ihr eine Hand auf die Schulter, und sie sahen sich an.

»Die Kirche ist ein Ort, an dem viele Frieden finden, Heloise. Und Trost. Aber auch um die Vergebung ihrer Sünden bitten.«

Heloise sagte nichts.

»Ich habe dich schon hier in der Kirche gesehen, als du ein kleines Mädchen warst, und es ist lange her, dass du glücklich ausgesehen hast ...« Er schaute sie eindringlich an. »Worauf ich hinauswill: Hast du etwas getan, wofür du nun um Vergebung bittest? Wenn das der Fall ist, dann bin ich mir sicher, dass der Pfarrer gern mit dir sprechen wird. Was es auch ist, du kannst ihm vertrauen. Das weißt du doch, oder?«

Heloise erwiderte seinen Blick.

Einen Moment lang überlegte sie, ihm alles zu erzählen, sich weinend in seinen väterlichen Schoß fallen zu lassen. Aber die Worte wollten ihr einfach nicht über die Lippen kommen.

Stattdessen sagte sie: »Nein, Bobo. Ich suche nicht nach Vergebung. Ich bin diejenige, die vergeben sollte. Aber ich kann es nicht.«

Seit den paar Bissen Roggenbrot in Kenneth Valløs Küche hatte Heloise nichts mehr gegessen. Ihr Magen knurrte, aber sie verspürte keinen Appetit. Sie wollte nur nach Hause in ihr Bett, die Augen schließen und für einige Stunden in eine Welt versinken, in der immer noch alles möglich war. Eine Welt, in der es Männer wie Johannes Mossing nicht gab, in der die Menschen in ihrer Umgebung nicht ermordet wurden oder sich erhängten. Eine Welt, in der die einzige Post, die sie erhielt, Postkarten aus dem Urlaub und Weihnachtskarten von Verwandten und Freunden waren.

Eine Welt, in der alles noch so war wie damals.

Sie ging die Bredgade hinunter, bog rechts in die Fredericiagade ein und ging nach Hause. Der Rosenbusch, der sich um ihre Haustür rankte, stand immer noch in voller Blüte. Sie blieb stehen und tauchte ihre Nase in eine der großen, rosafarbenen Blüten. Sie atmete tief ein. Ein paar der zarten Blütenblätter fielen zu Boden. Dann schob sie den Schlüssel in die Haustür, schloss auf und ging hinauf ins oberste Stockwerk.

Als sie in der vierten Etage angekommen war, piepte das Handy in ihrer Jackentasche.

Eine Nachricht von Karen Aagaard.

»Hey! Der Schaufler hat sich anscheinend dazu herabgelassen, dir deinen Ausrutscher zu verzeihen. Mikkelsen scheint außerdem einiges daran zu liegen, dich auf gar keinen Fall zu verlieren. Gratuliere. Und übrigens: Bøttgers Artikel über den Wirtschaftsminister erscheint am Dienstag. Die Spannung steigt!«

Heloise lächelte.

Wenigstens diese Sache war vom Tisch.

Sie streifte ihre Schuhe vor der Tür ab und schloss gerade ihre Wohnungstür auf, als der Mann wie aus dem Nichts auftauchte.

Dann ging alles ganz schnell.

Bevor Heloise reagieren konnte, warf er sich von hinten auf sie, nahm sie fest in den Schwitzkasten und schob sie in ihren Wohnungsflur. Sie ließ ihre Tasche fallen und begann instinktiv, mit beiden Händen um sich zu schlagen und zu kratzen, aber ihre Schläge prallten nur an ihm ab.

Der Mann verlagerte sein Gewicht nach hinten, so dass Heloise einen Augenblick lang in der Luft baumelte. Ein glühend heißer Schmerz durchbohrte ihren Hals, und Adrenalin raste durch ihren Körper. Die Zeit schien stillzustehen, als sie da in der Luft hing und wie in Zeitlupe mit den Beinen um sich trat, während alle Geräusche um sie herum verstummten.

Er ließ sie wieder zurück auf den Boden und lockerte den Griff ein wenig – gerade genug, damit sie nach Luft schnappen konnte.

Dann drückte er erneut zu.

»Heloise«, sagte er ganz nah an ihrem Nacken. »Ich hätte dir das gern erspart, aber du wolltest ja nicht hören.«

Ihr ganzer Körper brüllte, ihre Haut, ihr Blut, ihre Muskeln schrien vor Schmerz und vor Verzweiflung.

Doch aus ihrem Mund kam kein Laut.

Der Mann zerrte sie durch den Flur in ihre Wohnung. Sie stolperte über die Türschwelle zum Wohnzimmer, ihr Bein schleifte hinter ihr her, als er sie zum Sofa schleppte und sie dort bäuchlings auf die hellgrünen Baumwollpolster warf, ohne den Griff um ihren Hals zu lockern.

Er setzte sich auf ihren Rücken, drückte seine Knie in ihr Kreuz und ein stechender Schmerz fuhr ihr durch den ganzen Körper. Sie versuchte, ihn abzuschütteln und abzuwerfen, doch für jede Bewegung von ihr drückte er härter zu.

»Du hättest dich vorsehen sollen, Heloise.«

»Stopp!« Endlich presste sie ein Wort hervor. Ihre Stimme klang, als würde sie in einen Vakuumbeutel sprechen.

Doch der Mann hörte nicht auf.

Stattdessen legte er eine Hand auf ihren Hinterkopf und presste ihr Gesicht fest in den Sofastoff, während er sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf sie legte. Ihre Lungen brannten, und es fühlte sich an, als ob ihr Kopf gleich von ihrem Körper abgerissen würde. Als ob er nicht mehr an ihrer Wirbelsäule befestigt wäre.

Dann hörte sie ein Geräusch, das sie zunächst nicht zuordnen konnte. Es klang wie der Schrei einer Möwe, eine Art Gackern. Da begriff sie, dass er lachte. Der Mann lachte. Er drückte ihr Gesicht ins Sofa und erstickte sie, und er lachte dabei.

In diesem Moment wusste sie, dass ihr Leben vorbei war.

Doch es zogen keine Bilder wie in einer Diashow an ihr vorbei, keine Bilder aus Kindheitstagen mit selbstgemachtem Rhabarbersaft und Stangentennis und Campingurlaub an der Nordsee. Keine Reue, keine unerfüllten Träume, keine Wege, die sie nicht eingeschlagen hatte.

Es war einfach nur still.

Jetzt sterbe ich, dachte sie.

Dann wurde alles schwarz.

Heloise zwang sich, aufzuwachen. Vorsichtig öffnete sie die Augen und versuchte, sich zu orientieren, aber sie konnte nichts erkennen außer verschwommenen Konturen im Dunkeln. Ihre Zunge war trocken und rau, und sie versuchte zu schlucken. Ein Schmerz schnitt wie ein Messer durch ihre Luftröhre und ihre Halsmuskulatur.

Wo bin ich?

Ihre schweren Augenlider wollten wieder zufallen, doch sie kniff sich in die Wangen, um richtig wach zu werden. Ihre Hand roch nach Ethanol, und der Geruch löste Übelkeit in ihr aus.

Sie versuchte, aufzustehen. Dann spürte sie etwas, was sie den Atem anhalten ließ, während kurze Adrenalinströme durch ihr Blut pumpeten.

Sie war nicht allein.

Jemand war dort in der Dunkelheit. Leise Atemzüge, irgendwo hinter ihr.

Langsam drehte sie sich um.

»Wer ist da?«

Sie hörte Schritte. Dann spürte sie eine Hand auf ihrer Schulter. Eine Stimme, die ihr bekannt vorkam. Tief und rau.

»Heloise.«

Sie wich seiner Berührung aus und versuchte erneut, aufzustehen, doch durch die abrupte Bewegung wurde ihr schwindelig.

»Martin? Was ... Was soll das?«

Sie fühlte sich betäubt. Vergiftet.

»Was hast du mir gegeben?«

Heloises Hand suchte nach Halt, und er packte sie am rechten Oberarm.

Dann verschwand alles um sie herum, als sie erneut in eine tiefe Dunkelheit sank.

Als sie erneut erwachte, war es hell im Raum. Es mussten einige Stunden vergangen sein, denn die nächtliche Wolkendecke hatte sich verzogen. Sie fühlte sich auch nicht mehr so benebelt. In dem hellen Vormittagslicht, das in den Raum fiel, konnte sie wieder klar sehen.

Neben ihrem Bett stand eine Maschine, die leise und regelmäßig piepte. An Heloise waren Elektroden befestigt, von einem Tropf an ihrer linken Seite lief Flüssigkeit durch einen weichen Gummischlauch in ihre Hand.

Ihre rechte Hand wurde von Martin gehalten.

Er saß mit geschlossenen Augen vornübergebeugt neben ihr, doch er schien Heloises Blick gespürt zu haben, denn er hob den Kopf und sah ihr direkt in die Augen.

Als er sah, dass sie wach war, zuckte er zusammen.

»Hey«, sagte er vorsichtig und ließ ihre Hand los, um ihr keine Angst zu machen. »Wie geht es dir?«

»Ich habe Durst«, flüsterte Heloise.

Er stand auf und nahm ein Glas von dem Tisch neben ihrem Bett. Er hielt es ihr hin und führte den weißen Trinkhalm zwischen ihre Lippen.

Heloise schlürfte das Wasser durch den Trinkhalm, schluckte, und zog eine Grimasse.

»Hast du Schmerzen?«, fragte er.

Sie nickte und versuchte, sich aufzusetzen. »Was ist passiert?«

»Rufen wir erst mal jemanden«, sagte Martin und zog an der Schnur über Heloises Bett. »Ich glaube, die Ärztin sollte erst einmal einen Blick auf dich werfen.«

»Wie bin ich hierhergekommen?«, fragte sie. »Wo ist der Mann, der mich überfallen hat?«

Martin strich ihr behutsam übers Haar.

»Sch. Seinetwegen brauchst du dir keine Sorgen mehr zu machen«, sagte er. »Die Polizei hat ihn festgenommen. Er kann dir nichts mehr tun.«

Heloise griff nach seiner Hand. Seine Fingerknöchel waren rot und aufgeschürft.

»Was hast du denn angestellt?«

Bevor er antworten konnte, ging die Tür auf, und Gerda kam herein. Heloise konnte sehen, dass sie geweint hatte. Ihre Wangen waren rot und geschwollen, und die Augen waren von den Tränen verquollen. Als sie Heloise sah, kullerten die Tränen erneut.

»Du bist wach!«, rief sie erleichtert und setzte sich auf Heloises Bettkante.

Heloise ließ Martins Hand los und nahm Gerdas. »Woher wusstest du, wo ich bin?«

»Martin hat mich angerufen und erzählt, was passiert ist.«

Heloise sah Martin verwundert an. »Aber wie ...?«

Ein flüchtiges Lächeln zuckte über sein Gesicht. »Es gibt nicht so viele beim Militär, die Gerda heißen, also ...«

Gerda ließ ihren Tränen freien Lauf, hicksend purzelten die Worte in Halbsätzen aus ihrem Mund.

»Du warst ... und ich hätte nie gedacht, dass ich ... stell dir vor, du wärest ...«

Sie lehnte sich an Heloise und schluchzte wie ein kleines Kind. Heloise legte einen Arm um sie und drückte sie sanft an sich, aber sie selbst konnte nicht weinen. Sie fühlte sich leer und ausgedörrt.

»Wer war der Kerl?«, fragte sie Martin, als Gerda sich wieder gefangen hatte. »Was ist überhaupt passiert?«

»Ich weiß nicht, wie er heißt, aber die Polizei wird noch vorbeikommen und mit dir reden.«

»Woher wusstest du, dass ich hier bin?«, fragte sie Martin.

Er und Gerda wechselten einen Blick, doch als er gerade antworten wollte, wurde die Tür zu ihrem Krankenzimmer erneut geöffnet. Eine ältere Frau in einem weißen Kittel betrat den Raum. Um ihren Hals hing ein Stethoskop wie eine überdimensional große Kette.

»Sie sind wach!«, sagte sie. Sie lächelte mit unaufdringlicher, professioneller Empathie.

Sie trat ans Bett und beugte sich dicht über Heloises Gesicht. Aus ihrer Kitteltasche zog sie eine kleine Stabtaschenlampe und leuchtete Heloise damit in die Augen.

»Können Sie mir Ihren Namen und Ihre vollständige ID - Nummer sagen?«

Heloise tat wie geheißen.

»Und wo wohnen Sie, Heloise?«

»In der Olfert Fischers Gade in Kopenhagen.«

»Wissen Sie, wo Sie sind?«

Heloise sah aus dem Fenster und erkannte die grünen Wiesen des Fælledparks.

»Im Rigshospital?«

»Das stimmt.« Die Ärztin machte die Lampe wieder aus und steckte sie zurück in ihre Kitteltasche. »Sie haben einige Verletzungen am Hals, Sie werden die nächsten Tage also noch Schmerzen haben. Wir haben ein CT gemacht, und es gibt glücklicherweise weder Blutungen im Gehirn noch am weichen Gewebe des Halses. Aber Sie haben sich wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung zugezogen. Ist Ihnen übel? Haben Sie Kopfschmerzen?«

Heloise fühlte nach. »Ja.«

»Ist Ihnen nur schwindelig, oder fühlen Sie sich auch etwas benommen?«

Vorsichtig schüttelte Heloise den Kopf. »Nicht mehr. Ich bin nur müde.«

»Erinnern Sie sich an das, was passiert ist?«

Heloise dachte nach. Doch ihre Gedanken hallten wie sonderbare Echos in ihrem Schädel wider. Was war geschehen? Woher war dieser Typ gekommen? Alles war so schnell gegangen.

»Da war plötzlich ein Mann. Ich wollte gerade in meine Wohnung gehen, als er ... Er hat mich hier gepackt.« Sie wollte sich gerade an die Kehle fassen, erschrak jedoch, als sie den Verband an ihrem Hals spürte. »Er hat zugeedrückt und ich ... Ich habe keine Ahnung, warum er von mir abgelassen hat. Ich erinnere mich nicht mehr.«

Sie sah die Ärztin, Gerda und Martin abwechselnd an.

»Es ist schwer zu sagen, ob die Erinnerungen an gestern Abend zurückkommen werden«, sagte die Ärztin. »Sie waren mehrere Stunden bewusstlos. Aber Sie werden wieder auf die Beine kommen. Sie sollten es in nächster Zeit nur etwas ruhiger angehen lassen.«

»Wann darf ich nach Hause?«

»Wir schauen erst einmal, wie es Ihnen morgen geht. Ich möchte, dass Sie mindestens noch eine Nacht hierbleiben. Ich komme heute Abend noch mal wieder und sehe nach Ihnen, ja?«

Heloise nickte.

Die Tür war noch nicht ganz hinter der Ärztin zugefallen, als es sanft klopfte.

Heloise sah auf.

Vorsichtig steckte Kommissar Schäfer seinen Kopf durch die Tür. Als er sie sah, grinste er.

»Schön zu sehen, dass Sie wohlauf sind.«

»So ganz wohlauf bin ich noch nicht«, erwiderte Heloise. Es war ihr unangenehm, von Menschen umringt halbnackt im Bett zu liegen.

»Sie wissen, was ich meine. Wach!«, sagte er. »Alles okay?«

Sie zuckte mit den Schultern.

Schäfer sah Gerda und Martin an. »Darf ich mich kurz mit Heloise allein unterhalten?«

»Ich warte draußen, ja?«, sagte Gerda und drückte Heloises Hand, bevor sie ging. Martin schenkte ihr ein besorgtes Lächeln und nickte ihr zu, dann folgte er Gerda.

Schäfer zog einen Stuhl ans Bett und setzte sich neben Heloise.

»Na, und wie geht es Ihnen wirklich? Ach verdammt, ich habe keinen Bock mehr auf dieses Gesieze. Wie geht es dir?«

Heloise versuchte zu grinsen, doch prompt tat ihr Hals weh.

»Ich habe höllische Schmerzen. Der Typ, der mich überfallen hat ... Habt ihr ihn?«

Schäfer nickte.

»Wer ist er?«

»Er heißt Stefan Nielsen. Ein richtig übler Bursche. Sein Strafregister ist länger als mein ... es ist verdammt lang.

Körperverletzung, Drohungen, Freiheitsberaubung ...«

Schäfer holte ein Foto hervor, das er in der polizeilichen Datenbank gefunden hatte.

»Das ist er. Erinnerst du dich an ihn?«

Sie setzte sich ein Stück im Bett auf und studierte das Gesicht des Mannes. Er hatte einen breiten Kiefer, ein kantiges Gesicht und schwarze Haare.

»Ulrich hat mir erzählt, dass er von einem kräftigen dunkelhaarigen Mann bedroht wurde«, sagte sie.

Schäfer nickte. »Erkennst du ihn?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe ihn nicht gesehen. Er hat mich von hinten überfallen.«

Schäfer steckte das Bild wieder ein. »Egal. Ist vielleicht besser, dass du ihn nicht gesehen hast. Dann brennt sich seine Visage nicht in deine Netzhaut ein.«

»Aber wie kannst du mit Sicherheit sagen, dass er es war, der mich überfallen hat? Wie habt ihr ihn überhaupt gefunden?«

Schäfer runzelte die Stirn. »Weißt du das nicht?«

Heloise sah ihn fragend an.

»Dein Freund, Duvall ... Er hat dich gerettet.«

Heloise blinzelte ein paarmal überrascht.

»Er ist gerade noch rechtzeitig in deine Wohnung gekommen. Du hättest diesen Stefan sehen sollen, als Duvall mit ihm fertig war. Er musste erst einmal in die Notaufnahme, um sich sein Gesicht wieder zusammenflicken zu lassen, bevor wir ihn verhören konnten. Nicht, dass er vorher ein Fotomodell gewesen wäre, aber jetzt hat er echt eine zerdepperte Fresse«, sagte Schäfer und gluckste zufrieden.

Eine Träne lief an Heloises Wange herunter.

»Martin hat mir das Leben gerettet?«

»Jepp.« Schäfer nickte.

Die Wunde klaffte quer über seiner Stirn, zog sich den Nasenrücken hinunter bis zum rechten Wangenknochen und war mit achtundzwanzig Stichen genäht worden. Außerdem war einer seiner Schneidezähne abgebrochen und eines seiner Augen blutunterlaufen.

»Meine Fresse, das steht dir aber.« Schäfer deutete auf das zermatschte Gesicht. »Tut's wenigstens weh? Also, abgesehen von deinem verletzten männlichen Stolz?«

Der Mann sagte nichts.

»Mir wär's ja ziemlich peinlich, von so einem Yuppie mit manikürten Nägeln und Bügelfalte zu Heringssalat verarbeitet zu werden.« Schäfer knallte eine Akte vor sich auf den Tisch.

»Peinlich!«, wiederholte er und zog eine mitfühlende Grimasse. Er zog den Stuhl nach hinten und setzte sich dem Mann gegenüber.

»Stefan, nicht wahr? Stefan Nielsen? Wir zwei kennen uns noch nicht, aber ich sehe, du bist Stammgast hier bei uns, du weißt also, wie der Laden läuft. Ich erinnere gern noch mal daran, dass du einen Anwalt hinzuziehen kannst und das Recht hast, die Aussage zu verweigern. Aber wenn du mir erzählst, was ich wissen will, kann es sein, dass wir uns kulant zeigen, wenn du nachher dem Haftrichter vorgeführt wirst.«

Der Mann lehnte sich in seinem Stuhl zurück und grinste friedlich.

»Klingt nicht nach einem Deal, an dem ich Interesse hätte.«

»Dann hast du also keinen Bock auf Strafmilderung?«

»Das ist mir egal. Ich bin ohnehin bald wieder draußen.«

»Da sei dir mal nicht so sicher«, sagte Schäfer. »Für diese Nummer kannst du fünf Jahre bis lebenslänglich kriegen. Es gibt Zeugen für die Tat. Du gehst in den Bau, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Und wenn wir dich auch noch für den Mord an

Ulrich Andersson drankriegen, dann sitzt du doppelt in der Scheiße. Es sei denn, wir beide einigen uns vorher auf einen Deal.«

Schäfer schlug die Akte auf und entnahm ihr ein Foto von Ulrich Anderssons Obduktion. Anderssons Oberkörper war aufgeschnitten, die dunkelroten Organe, das gelbliche Fett, die Gedärme und Sehnen waren freigelegt. Schäfer gab dem Foto einen Stoß, es glitt über den Tisch und blieb ein paar Zentimeter vor Nielsens rechter Hand liegen.

»Hier«, sagte er. »Erinnerst du dich an den? Den hast du vor ein paar Jahren mit einer Pistole bedroht – und jetzt hast du ihn erdrosselt und in seiner Wohnung im Amager Strandvej aufgeknüpft.«

»Davon weiß ich nichts.«

Aus seinem unverletzten Auge sah er Schäfer herausfordernd an. Abgesehen von seinem kaputten Gesicht wäre man nicht auf die Idee gekommen, dass er am Tag zuvor von jemandem verprügelt worden war. Fast sah es so aus, als würde ihm dieses Verhör mit Schäfer Spaß machen.

»Wo warst du am Donnerstag?«

Er zuckte mit den Schultern. »Unterwegs.«

»Genauer gesagt zwischen 12 und 22 Uhr?«

Nielsen lehnte sich wieder zurück. Er verschränkte die Hände im Nacken, streckte die Beine aus und schlug sie übereinander.

»Ich passe.«

Schäfers Blick wanderte vom Kopf des Mannes bis zu seinen Füßen. »Coole Treter«, sagte er und deutete mit einem Kopfnicken auf die roten Schuhe, die unter dem Tisch hervorlugten.

Stefan Nielsen starrte an die Decke und atmete hörbar laut aus, ansonsten blieb er stumm.

»Die Preise sind nicht mehr das, was sie mal waren, als ich noch jünger war«, fuhr Schäfer fort. »Heutzutage kostet so ein Modeschnickschnack einen Tageslohn.« Er blätterte in den Dokumenten. Dann sah er auf.

»Aus deiner Akte geht nicht hervor, womit du dein Geld verdienst.«

Nichts.

»Du hattest um die achttausend Kronen bei dir, als wir dich verhaftet haben.«

»Na und?«

»Woher hattest du die?«

»Von der Zahnfee«, sagte der Mann und grinste, so dass sein abgebrochener Zahn entblößt wurde.

»Was machst du beruflich?«

»Dies und das.«

»Dies und das? Für wen?«

»Für mich selbst.«

»Du bist selbständig?«

Stefan Nielsen nickte, als würde ihm diese Bezeichnung gefallen. »Selbständig ... genau!«

»Was machst du – als Selbständiger?«

»Ich löse Probleme.«

»Heloise Kaldan war also ein Problem, das gelöst werden musste? War Ulrich Andersson auch so ein Problem?«

Der Mann ließ seinen Blick durch das Verhörzimmer wandern, als würde er sich langweilen.

Erik Schäfer lehnte sich über den Tisch.

»Hat Johannes Mossing dich dafür bezahlt, die beiden aus dem Weg zu schaffen?«

Nielsen richtete den Blick auf Schäfer. Er grinste, sagte aber nichts.

»Was für eine Scheiße führt der im Schilde? Was verheimlicht der uns?«, fuhr Schäfer fort. »Wenn du mir hilfst, Johannes Mossing dranzukriegen und mir irgendwas lieferst, was ich gegen ihn verwenden kann, wird deine Zeit hier bei uns um einiges kürzer und gemütlicher werden.«

Das war ein Bluff. Schäfer war gar nicht befugt, ihm einen derartigen Deal anzubieten, und er hatte eine leise Ahnung, dass der Mann auf der anderen Seite des Tisches das wusste.

Nielsens Augenbrauen liefen über dem Nasenbein beinahe zusammen, während er Schäfer fragend anschaute. »Johannes ... wer?«

Er und Schäfer starrten sich lange in die Augen. Dann fletschte Nielsen die Zähne zu einem Grinsen, gefolgt von einem hellen,

gackernden Lachen.

»Okay«, sagte Schäfer und nickte verständnisvoll. »Dann machen wir es eben auf die harte Tour.«

Die Tür hinter Schäfer ging auf, und ein kurzbeiniger Mann betrat den Raum. Der Anwalt Marcus Plessner trug einen grauen Anzug, von dem Schäfer vermutete, dass er maßgeschneidert war. Denn für einen Körper wie Plessners gab es in dieser Welt keine Stangenware: Der Mann war genauso breit, wie er kurz war – ein Würfel auf zwei Beinen. Sein Haaransatz war wundersamerweise tiefer gerutscht, seit Schäfer ihn das letzte Mal gesehen hatte, und auf der einst kahlen Stirn sprossen nun dunkelbraune Haarimplantate wie Kresse.

»Lassen Sie meinen Mandanten in Ruhe«, sagte er und stellte sich auf die andere Seite des Tisches. Er legte Stefan Nielsen eine Hand auf die Schulter und musterte sein zerschundenes Gesicht.

»Ich kann für Sie nur hoffen, dass Sie damit nichts zu tun haben.« Wie immer redete Plessner so schnell, als wolle er olympisches Gold im Schnellsprechen gewinnen, und warf Schäfer einen missbilligenden Blick zu.

»Nein, leider geht diese Tat nicht auf mein Konto.«

Erik Schäfer hatte unzählige Male mit Marcus Plessner in einem Raum gesessen. Der Mann war berüchtigt dafür, Rocker, Gewalttätige und Drogendealer als arme, benachteiligte Wesen dastehen zu lassen. Das Schlimmste war, dass er sehr gut darin war, auch Richter und Geschworene davon zu überzeugen.

Schäfer hatte seine Gegenwart schon oft erdulden müssen – jedes Mal, wenn er Johannes Mossing verhört hatte. Als Mossing ihn nach einer Reihe Vorladungen wegen Schikane angezeigt hatte, hatte Plessner etwas von himmelschreiender Ungerechtigkeit fabuliert.

Für einen guten und ehrlichen Bürger wie Johannes Mossing ist diese Behandlung durch einen Beamten ein traumatisierendes Erlebnis. Es liegen keinerlei Beweise gegen meinen Mandanten vor – kein einziger! Das ist reine Schikane, und wenn das nicht umgehend aufhört, sehen wir uns gezwungen, eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Herrn Schäfer einzuleiten.

»Sie sagen kein Wort mehr, Nielsen, haben Sie mich verstanden?«, sagte Plessner. »Kein Wort ohne meine Zustimmung.«

Schäfer sah die beiden Männer abwechselnd an. »Was auch immer du tagsüber so treibst, Stefan, es scheint dir gut genug zu gehen, dass du dir sogar rechtlichen Beistand von Orleff & Plessner leisten kannst.«

»Sie sagen nichts«, wiederholte der Verteidiger.

»Ist doch witzig, dass du von Mossings Leuten vertreten wirst, oder? Von Christoffer Mossings alten Kollegen?«

»Ja, superwitzig, ich mach mir gleich vor Lachen in die Hose«, sagte Plessner ironisch. »Könnten Sie bitte den Raum verlassen? Ich möchte mit meinem Mandanten sprechen.«

»Ich bin sowieso fertig mit ihm.« Schäfer stand auf. »Ihr Mandant wurde wegen Mordversuchs an der Journalistin Heloise Kaldan festgenommen, und er steht unter dringendem Verdacht, Ulrich Andersson getötet zu haben.«

»Danke für die Info, auf Wiedersehen.« Plessner deutete mit einem Kopfnicken zur Tür. Schäfer hatte die Türklinke schon in der Hand, als er sich noch einmal umdrehte. »Ich schicke noch einen Kriminaltechniker zu Ihnen.«

Plessner schenkte Schäfer einen misstrauischen Blick.

»Wieso?«

»Wir brauchen noch Abdrücke von diesen Schuhen.« Schäfer zeigte auf Nielsens Pumas. »Sieht aus wie Größe 41, und das könnte aus zwei Gründen ein echtes Problem für Ihren Mandanten sein. Erstens wurde ein Abdruck von ganz ähnlichen Schuhen in Ulrich Anderssons Wohnung gefunden ...«

Plessner schnaubte genervt. »Und zweitens?«

Schäfer öffnete die Tür. »Na, Sie wissen doch, was man über Männer mit kleinen Füßen sagt.«

Gleich in der Frühe war Gerda in Heloises Wohnung gegangen, um frische Kleidung für ihre Freundin einzupacken. Unterwäsche, einen Kapuzenpulli, eine Jogginghose, Heloises grüne Lieblingssneaker und eine Jeansjacke. Sie hatte die Sachen im Krankenhaus abgeliefert und Heloise gefragt, ob sie noch bleiben sollte.

»Nein, hau schon ab. Es geht mir gut«, hatte Heloise gesagt, und es war nur ein bisschen gelogen.

Körperlich ging es ihr schon besser. Ihr Kehlkopf fühlte sich nicht mehr an, als hätte ihn jemand in einen Mixer gesteckt, und ihr Schädel war auch nicht mehr so schwer wie eine Bowlingkugel. Die Oberärztin hatte die Entlassungspapiere unter der Bedingung unterschrieben, dass Heloise die nächsten Tage zu Hause in ihrem Bett verbringen würde.

Aber Heloise hatte Angst, allein nach Hause zu gehen. Nein, keine Angst – den Schuh würde sie sich nicht anziehen. Sie hatte keine *Lust*, allein in ihrer Wohnung zu sein.

Nicht heute. Noch nicht.

Schäfer hatte angerufen und erzählt, dass der Mann, der sie überfallen hatte, auch wegen des Mordes an Ulrich verhaftet worden war.

Also doch Mord.

Heloises Gespür hatte sie nicht getäuscht. Ulrich war umgebracht worden. Und zwar von demselben Kerl, der sie überfallen hatte.

Der Gedanke ließ sie erschauern.

Schäfer hatte erzählt, dass der Mann dem Haftrichter vorgeführt worden war, der nach der Anhörung Untersuchungshaft für ihn angeordnet hatte. Aber war er der Einzige dort draußen, der ihr an den Kragen wollte? Gab es noch andere, die sich in dunklen Ecken verbargen, bereit, sich auf sie zu stürzen, sobald sie ihnen

den Rücken zukehrte? Würde sie sich je wieder sicher fühlen können?

Sollte sie die ganze Geschichte lieber auf sich beruhen lassen?

Heloise nahm die Tasche, die Gerda ihr gebracht hatte, mit ins Bad und war froh, aus den Krankenhausklamotten herauszukommen. Sie ließ das kalte Wasser in die hohle Hand laufen und spritzte es sich ins Gesicht. Dann sah sie sich im Spiegel an.

Kopf hoch, Brust raus, befahl sie ihrem Spiegelbild.

Reiß dich zusammen.

Im Aufzug drückte Heloise auf den Knopf fürs Erdgeschoss und spürte das Ziehen im Magen, als der Lift sich in Bewegung setzte. Jedes Mal, wenn sich die Türen öffneten, traten neue Patienten in die klaustrophobisch machende Metallkabine. Einer hatte einen Tropf dabei, ein anderer hatte einen großen Verband am Kopf. Ein Mann mit gelber Haut und aufgequollenen Beinen stieg zu und ein kleines Mädchen ohne Haare, das Heloise ein freundliches Lächeln schenkte.

Heloise erwiderte ihr Lächeln, doch als sie den Aufzug verließ, spürte sie, dass sie nie weniger an einen Gott geglaubt hatte als in diesem Moment.

Sie lief durch den Eingangsbereich und die große Schwingtür hinaus ins Freie. Unter dem grauen Vormittagshimmel wehte ein starker Wind ihr die Haare aus dem Gesicht. Martin wartete auf sie, wie er es versprochen hatte. Heloise ging zum Auto und setzte sich auf den Beifahrersitz.

»Hej!«

Er beugte sich zu ihr rüber und küsste sie. »Freust du dich auf zu Hause?«

»Ja«, sagte Heloise. »Vor fünf Minuten noch nicht, aber jetzt schon.«

Mit offenen Fenstern fuhren sie über die Fredensbro zu Heloises Wohnung. In nur wenigen Tagen hatten sich die Blätter an den Bäumen orangebraun verfärbt, und in der Luft lag eine knackige Frische, die letzte Woche noch nicht da gewesen war.

Es war Herbst geworden.

Sie parkten vor dem Rosenbusch an ihrer Haustür. Martin hielt ihre Hand, als sie gemeinsam die Treppe ins Dachgeschoss hinaufstiegen.

Heloise schloss auf und sah sich in der Wohnung um.

»Man sieht gar nicht, dass etwas passiert ist«, sagte sie. »Es ist sogar ordentlicher als vorher.«

»Gerda ist hier gewesen und hat aufgeräumt und sauber gemacht.«

Heloises Blick fiel auf einen Strauß violetter Blumen auf dem Wohnzimmertisch. Sie las die Karte, die daneben lag. Es war ein Gruß aus der Redaktion, unterzeichnet von Karen Aagaard, von Mogens Bøttger und den anderen Kollegen aus der Investigativabteilung.

Heloise lächelte vor sich hin. Sie legte die Karte wieder auf den Tisch und sah sich um.

»Mein Teppich ist weg.« Sie zeigte auf die nackten Dielen unter dem Sofatisch, unter dem eigentlich ein blaugemusterter marokkanischer Berberteppich lag.

»Ja.« Martin legte die Arme um sie. »Den konnten wir leider nicht mehr retten.«

»Habt ihr ihn weggeschmissen?«

»Ja.«

»Warum?«

Er kratzte sich am Kinn und betrachtete sie. »Willst du das wirklich hören?«

»Ja«, sagte Heloise. Sie konnte sich an nichts mehr erinnern, von dem Zeitpunkt an, als der Täter ihr sein Knie in den Rücken gedrückt hatte, bis sie im Rigshospital aufgewacht war und Martin ihre Hand gehalten hatte. »Ich muss es hören. Ich muss wissen, was passiert ist.«

»Also gut«, sagte Martin und führte sie an der Hand hinaus in die Küche. »Auf dem Teppich war Blut, deswegen mussten wir ihn wegwerfen.«

»Blut von dem Typen?«

»Ja.«

»Wie bist du an dem Abend eigentlich hier reingekommen? Warum warst du überhaupt hier?« Heloise setzte sich an den

Küchentisch.

»Nach unserem Telefonat musste ich dich einfach sehen.«

Martin öffnete den Kühlschrank und holte eine Flasche Mineralwasser heraus. Er nahm ein Glas vom Regal über dem Waschbecken und schenkte ihr ein.

»Hier, trink. Du brauchst viel Flüssigkeit.«

Widerwillig nahm Heloise einen Schluck.

»Du bist also hierhergekommen, sagst du?«

»Ja, weil ... Ich weiß, dass du Angst davor hast, jemanden an dich ranzulassen. Dass es dir schwerfällt, mir zu vertrauen. Aber da ist doch etwas zwischen uns, oder? Das fühlt sich doch richtig an?«

Sie antwortete nicht.

»Also bin ich hergekommen, obwohl du meintest, dass wir uns nicht mehr sehen sollten. Ich wusste, dass es dir anders gehen würde, sobald wir uns gegenüberstehen.«

Heloise nickte leicht.

»Als ich herkam, war die Haustür unten nur angelehnt, also bin ich reingegangen, ohne zu klingeln. Als ich oben angekommen bin, habe ich ihn gesehen. Deine Tür stand offen, und er ...« Martin hielt inne. Er strich sich über die Lippen und musste ein paarmal schlucken. »Er hat auf dir gesessen, dein Gesicht ins Sofa gedrückt und ... er hat gelacht.«

Heloise sah ihn an, sagte aber nichts.

»Dieses verdammte Schwein hat gelacht, und da bin ich ausgerastet. Ich hab ihn von dir runtergezerrt und habe auf ihn eingeschlagen. So lange, bis ich nicht mehr konnte. Ich ... ich weiß tatsächlich nicht mehr, was danach genau passiert ist. Aber irgendwie habe ich ihn mit dem Kabel von deiner Stereoanlage gefesselt und dann die Polizei gerufen. Schäfer ist mit einer ganzen Horde Polizisten hier aufgetaucht. Dann kam ein Krankenwagen, nein, zwei Krankenwagen, glaube ich ... Jedenfalls waren hier plötzlich jede Menge Sanitäter. Sie haben dich weggefahren, der Typ wurde in Handschellen abgeführt, und dann wurde ich noch hier an diesem Küchentisch vernommen.«

Heloise sah, dass er zitterte, obwohl er versuchte, es zu verbergen. Sie biss sich auf die Lippe. »Geht's dir gut?«

»Mir ? Du wurdest überfallen und fragst *mich* , ob es *mir* gutgeht?«

»Das muss doch auch für dich furchtbar gewesen sein.«

Er nickte. »Mir sind echt viele Fragen durch den Kopf gegangen. Ich habe der Polizei alles erzählt, was ich wusste, aber mir hat niemand irgendwas erzählt.«

Heloise schluckte. Der Hals tat ihr immer noch weh.

»Was willst du denn wissen?«

»Wer war der Typ?«

»Er heißt Stefan Nielsen.«

»Kannst du ihn?«

Vorsichtig schüttelte Heloise den Kopf. »Nein. Aber Schäfer hat mir erzählt, dass er nicht nur mich überfallen, sondern vermutlich auch den Journalisten Ulrich Andersson umgebracht hat.«

Martin blinzelte ein paarmal. »Ulrich Andersson? Vom *Ekspressen* ?«

Heloise nickte. »Kannst du ihn?«

»Nein, aber heute Morgen stand in der Zeitung, dass er in seiner Wohnung ermordet wurde.«

»Ich habe ihn gefunden.«

Martin riss die Augen auf.

»Die Polizei geht davon aus, dass es derselbe Täter war, der auch bei mir war«, fuhr Heloise fort.

»Ach du Scheiße. Was will denn dieser Psychopath von dir?«

»Ich bin gerade dabei –«

Sie wurde vom Klingeln ihres Telefons unterbrochen. Die Nummer war unterdrückt, und Heloise nahm den Anruf mit einem einfachen »Hallo?« entgegen.

Es knisterte in der Leitung, danach war es kurz still. Und dann:

»Heloise?«

Aus irgendeinem Grund ließ die heisere Frauenstimme am anderen Ende der Leitung Heloise erschauern. Martins und ihre Blicke trafen sich.

»Mit wem spreche ich?«

»Du weißt ganz genau, mit wem du sprichst.«

»... Anna?«

»Mm-hm.«

»Anna Kiel?«

»Sag ich doch, dass du es weißt.«

Heloise spürte, wie die Wut in ihr hochkochte. Sie hatte die Nase voll. »Warum kontaktieren Sie mich andauernd? Was wollen Sie von mir?«

Die Stimme war freundlich, fast schon höflich. »Ich bin nicht diejenige, die etwas von dir will.«

»Was reden Sie da? Und warum kontaktieren Sie mich?«

»Das will ich dir gern erzählen. Aber du musst zu mir kommen, wenn du mehr erfahren willst.«

»Zu Ihnen kommen? Ich weiß ja nicht mal, wo Sie sind. Ich weiß ja nicht mal, wer Sie sind.«

»Ich bin bei ihm.«

»Bei wem?« Heloise rief frustriert in den Hörer. »Auf wen haben Sie es abgesehen?«

»Wenn du die ganze Geschichte hören willst, dann musst du zuerst mit ihm sprechen. Du bist die Einzige, die diese Geschichte aufschreiben kann. Die Einzige, der er diese Geschichte erzählen wird.«

»Wissen Sie was?« Heloise schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich interessiere mich gar nicht mehr für Ihre Geschichte. Finden Sie jemand anders, den Sie damit nerven können. Ich bin fertig damit.«

Die Stimme am anderen Ende blieb unverändert ruhig. »Es ist nicht nur *meine* Geschichte. Es ist auch deine, Heloise. Wenn du deine Geschichte abschließen willst, dann musst du jetzt zu mir kommen.«

Heloise runzelte die Stirn.

»Ich versteh nicht ...«

»Er wartet auf dich.«

»Wer wartet auf mich? Mossing?«

»Es bleibt nicht mehr viel Zeit, du musst dich beeilen.«

Dann klickte es in der Leitung. Darauf folgte ein Tuten.

Heloise starrte das Telefon in ihrer Hand an. »Sie hat aufgelegt!«

»Wer war das?« Martin stand dicht vor Heloise. Sie schaute zu ihm auf. »Was ich da neulich am Telefon gesagt habe ...«

Martin nickte. »Dass es besser ist, wenn wir uns nicht mehr sehen?«

»Ja«, sagte sie. »Das habe ich nicht so gemeint.«

Er sah sie an und lächelte. »Ich weiß.«

Dann erzählte sie, was passiert war, seitdem sie Anna Kiels ersten Brief erhalten hatte.

»Das musst du dir anhören!«

Lisa Augustin hievte den Bücherstapel mit Schwung auf den Schreibtisch. Dabei kippte ein Plastikbecher mit kaltem Kaffee um, und eine braune Lache breitete sich auf ihrem Schreibtisch aus.

»Shit!«

»Willst du mir eine Geschichte erzählen?« Schäfer schaute fragend von der Akte auf. Er hatte gerade die Tatortfotos von Christoffer Mossings durchschnittener Kehle studiert.

Augustin wedelte fieberhaft mit den Händen vor dem automatischen Handtuchspender an der Wand, doch der Automat spuckte jedes Stück Papier einzeln aus, in provozierend langsamem Tempo.

»Ja, eine Anekdote aus dem dunklen Mittelalter«, sagte sie, während sie den Kaffee wegwischte. Sie warf Schäfer einen selbstzufriedenen Blick zu, und er verschränkte die Hände im Nacken und lehnte sich zurück.

»Ich höre.«

»Die Geschichte spielt in Paris, Anfang des zwölften Jahrhunderts.« Sie warf das nasse Papierknäuel in den Mülleimer und band ihre Haare zu einem Dutt zusammen.

»Wir begegnen einem jungen Mädchen, niemand Geringerem als die Nichte von Fulbert, dem damaligen Subdiakon von Notre Dame.«

»Subdiakon?«

»Ja, das ist so eine Art Hilfspriester.« Sie sah Schäfer an.
»Egal, die Nichte von Fulbert sucht nach Antworten auf die Frage nach der menschlichen Existenz –«

»Wie man das eben so macht«, warf Schäfer ein.

»– und geht ihrer Familie damit auf die Nerven, dass sie unterrichtet werden will. Schon bald wird klar, dass es nur einen Lehrer in der Stadt gibt, der ihr die Ausbildung geben kann, die sie

sich wünscht, nämlich den Philosophen und Theologen Pierre Abélard.«

Augustin lief vor ihrem Schreibtisch auf und ab, während sie erzählte.

»Das Mädchen bekommt also Unterricht bei diesem Abélard, und der entdeckt nach kurzer Zeit, dass sie unglaublich begabt ist. Sie hat beinahe das gleiche intellektuelle Niveau wie die Gelehrten in der Kirche. Und obwohl er zwanzig Jahre älter ist als sie, ist er total fasziniert von ihr und fühlt sich zu ihr hingezogen.«

»Oh, oh, das klingt nicht gut.«

»Genau. Eins-zwei-boom! Sie haben eine wilde Affäre, und jedes Mal, wenn ihre Eltern glauben, dass sie über die großen Fragen des Lebens philosophiert und ihren Intellekt stimuliert, wird sie so richtig durchgevögelt.«

»Ach was.«

»Und das war zu der Zeit ein absolutes No-Go. Schließlich waren sie nicht verheiratet.«

»'tschuldigung.« Schäfer reckte seinen Zeigefinger in die Luft. »Ist die Story noch lang, dann würde ich mir nämlich ein kühles Bier und einen Eimer Popcorn holen.«

Augustin ignorierte ihn und erzählte weiter. »Die beiden halten ihre Beziehung geheim, doch als das Mädchen schwanger wird, checkt die Familie, dass die beiden gebumst haben. Sie wird aus der Kirche geschmissen, als Strafe für ihre Sünden. Sie und Abélard ziehen in die Bretagne, wo sie den gemeinsamen Sohn auf die Welt bringt, und irgendwann – ich weiß nicht mehr wann genau – gehen sie zurück nach Paris, um dort zu heiraten.«

»Und dann leben sie glücklich bis ans Ende ihrer Tage?«

»Nicht ganz. Denn eines Nachts bricht der Onkel des Mädchens in Abélards Haus ein und überfällt ihn im Schlaf. Er hat ihm nicht verziehen, Schande über die Familie gebracht zu haben. Also kastriert er ihn – Schwanz ab.«

Schäfer schnitt eine Grimasse und legte eine schützende Hand in seinen Schritt.

»Abélard überlebt und zieht in ein Kloster nördlich von Paris, um dort als Mönch im Zölibat zu leben – er hat ja auch nicht mehr

so viele andere Möglichkeiten. Er überredet das Mädchen, als Nonne in ein Kloster in der Nähe zu ziehen.«

»Und dann?«

»Und dann beginnt eine etwa zwanzigjährige Liebeskorrespondenz.«

»Eine was?«

»Eine Liebeskorrespondenz. Sie schreiben sich lange, intensive Liebesbriefe, und auf diese Weise lebt ihre Liebe weiter, bis die beiden viele Jahre später sterben. Sie werden nebeneinander auf irgendeinem Friedhof in Paris begraben, und ihre Briefe werden publiziert und analysiert und von Historikern und Romantikern verschiedener Epochen unter die Lupe genommen.«

Augustin nahm eines der Bücher von dem Stapel und wedelte damit vor Schäfers Nase herum. Ein rosa Post-it lugte aus dem Buch hervor.

»Und jetzt ...«, sagte sie. »Die Millionenfrage: Was glaubst du, wie die junge Schülerin hieß?«

Schäfer sah Augustin fragend an und zuckte mit den Schultern.

»Héloïse«, sagte Augustin. »Sie hieß Héloïse.«

Schäfer hob eine Augenbraue, sagte aber immer noch nichts.

»Über diese verbotene Liebe gibt es Unmengen an Literatur«, fuhr Augustin fort, »aber ich konnte nur ein Buch finden, in dem die bekanntesten Liebesbriefe des Paares ins Dänische übersetzt worden sind.«

Sie schlug das Buch auf und blätterte zu der Seite mit dem rosa Post-it.

Sie legte das Buch vor Schäfer auf den Tisch.

»Hier ist ein Brief von Pierre Abélard an Héloïse. Lies mal, was ich unterstrichen habe.«

Schäfer lehnte sich über den Tisch und las: »*Da mir deine Gegenwart entrissen ist, so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten, einen süßen Hinweis auf dich selbst.*«

Überrascht schaute er zu Augustin auf. »Wie hast du das gefunden?«

Augustin ließ sich selbstgefällig in ihren Bürostuhl fallen und schwang mit einem zufriedenen Grinsen die Füße auf den Tisch.

»Ich habe Annas Briefe von allen Seiten durchleuchtet, aber dieses Geschreibe scheint größtenteils Unsinn zu sein. Dann habe ich diesen letzten, immer wiederkehrenden Satz in die Suchmaschinen eingegeben, aber damit kam ich nicht weiter. Dann habe ich überlegt, den mal durch Google Translator zu jagen und Teile einzugeben. Erst habe ich es mit Englisch versucht. *Nix* . Dann Deutsch. *Nada* . Aber dann habe ich nach französischen Versionen dieses Satzes gesucht – *et voilà* !«

Schäfer grinste. »Super Arbeit!«

Er las den Satz noch einmal im Buch.

»Wie hast du die dänische Version in die Hände bekommen?«

»Ich habe einfach alle Bücher ausgeliehen, die sie in der Bibliothek zu dem Thema hatten, und angefangen zu lesen.«
Augustin zuckte mit den Schultern.

Schäfer lehnte sich zurück. »Anna Kiel beendet also alle drei Briefe an Heloise mit einem Zitat einer verbotenen Liebe aus dem Mittelalter.«

»Jepp.«

»Warum?«

»Tja, da werden wir doch mal die Journalistin fragen.«

»Aber wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie dieses Mittelalterpärchen hier kennt? Ist das nicht eher was für Geschichtsnerds?«

»Keine Ahnung«, sagte Augustin. »Aber der Name ist ja schon besonders. *Heloise* . Sie muss doch andauernd danach gefragt werden. Ich bin mit einer Isolde zur Schule gegangen, und die Leute haben sie immer nach Tristan gefragt, wenn sie ihren Namen gehört haben.«

Schäfer sah sie verständnislos an.

»Isolde«, wiederholte Augustin. »Aus Tristan und Isolde.«

Immer noch keine Reaktion.

»Das ist doch nicht dein Ernst!«, sagte sie und verdrehte die Augen. »Tristan und Isolde, das ist auch ein Liebespaar aus dem Mittelalter, so wie Abélard und Héloïse.«

»Ich hoffe, das ist jetzt kein Schock für dich«, sagte Schäfer, »aber ich habe damals noch nicht gelebt. Keine Ahnung, wer die Leute sind, von denen du da redest.«

»Der Punkt ist, dass Heloise von ihrer Namensvetterin gehört haben muss. Sie muss die Geschichte kennen. Irgendwer hat sie sicher ihr gegenüber erwähnt.«

Schäfer zog sein Telefon aus der Tasche. »Es gibt nur einen Weg, das rauszufinden.«

Heloise fuhr zusammen, als das Telefon klingelte. Sie hatte sich eine Flasche Weißwein mit Martin geteilt, als sie ihm von Anna Kiel erzählt hatte – obwohl die Ärzte ihr davon abgeraten hatten, ihre schmerzlindernden Medikamente mit Alkohol zu mischen. Sie waren auf dem Sofa eingedöst, ineinander verschlungen und erschöpft, und Heloise war in einen komatösen Schlaf gesunken. Das helle Seidenkissen, auf dem sie gelegen hatte, hatte einen Speichelfleck, und ihr Kopf fühlte sich an, als hätte jemand einen schweren Magneten daraufgelegt.

Ihr Telefon war zwischen die Sitzpolster gerutscht.

»Hallo?«, flüsterte sie, um Martin nicht zu wecken.

»Hey. Hast du geschlafen?«, fragte Schäfer.

»Nein ... Doch, ein bisschen.«

»Wie geht's dir?«

»Bisschen groggy, mein Hals tut noch weh. Ich fühl mich total zerschlagen.«

»Tut mir leid zu hören, aber das geht vorbei. Das kann ich dir versprechen.«

»Hoffentlich, wir werden sehen ... Was gibt's?«

»Wir sitzen hier gerade über dem Fall und versuchen, einen roten Faden zu finden. Irgendwas, was dich und Anna Kiel miteinander in Verbindung bringt.«

»Ja?«

Heloise fiel Annas Anruf von vor einigen Stunden ein.

»Du hast nicht zufällig einen Abschluss in Geschichte?«, fragte Schäfer. Heloise konnte ihn mit Papieren rascheln hören.

»Nein, ich habe BWL und Journalistik studiert. Warum?«

Sie setzte sich auf und rieb sich die Augen.

»Sagen dir Abélard und Héloïse etwas?«

Sie hielt mitten in ihrer Handbewegung inne und starrte in die blaue Flamme der Kerze, die auf dem Couchtisch brannte. Ein

Schmerz zuckte in ihrer Brust auf, als hätte Schäfer ihr mit seinen Worten ein glühendes Eisen aufgedrückt.

»Abélard und Héloïse?«

»Ja. Ich hatte meine Partnerin darauf angesetzt, Annas Briefe zu analysieren, und es sieht ganz so aus, als wäre ihr Abschiedsgruß ›*Da mir deine Gegenwart entrissen ist, so schick mir doch wenigstens durch deine Worte, die dich so wenig kosten, einen süßen Hinweis auf dich selbst.*‹ ein Zitat aus einem alten Liebesbrief aus dem Mittelalter, den ein Theologe an seine junge Geliebte geschickt hat. Sie hieß auch Héloïse, nur mit Akzent und diesen lustigen Tüttelchen über dem i.« Er schwieg und wartete mehrere Sekunden auf eine Antwort. »Hallo?«

»Nein«, antwortete Heloise.

»Was, nein?«

»Das sagt mir nichts.«

»Du kennst die Geschichte nicht?«

»Nein.«

»Hm, na gut.« Schäfer klang enttäuscht. »Aber ist es nicht merkwürdig, dass Anna Kiel ausgerechnet aus einem Brief von elfhundert-schieß-mich-tot zitiert, der sich an eine Heloise richtet?«

»Ja ...«

»Und du bist sicher, dass du von diesem Mittelalterpärchen noch nie was gehört hast?«

»Ja.«

»Aber irgendwas muss das doch bedeuten. Wir müssen die Sache nur aus dem richtigen Blickwinkel betrachten. Denk einfach noch einmal darüber nach, okay?«

»Okay. Gibt's sonst noch was?«

»Im Moment nicht. Und bei dir? Irgendwelche Neuigkeiten?«

»Nein«, log Heloise. Ihre Stimme klang sonderbar dumpf, sogar in ihren eigenen Ohren. Als würde sie sich selbst aus einem tiefen Brunnen sprechen hören.

»Bist du sicher?«

»Ja. Können wir später noch mal reden?«

»Na klar. Also ist alles okay bei dir?«

»Ja.«

»Bist du dir sicher? Du klingst –«

»Es geht mir gut, okay? Wir hören uns.«

Heloise legte auf. Das Telefon glitt ihr aus der Hand, sie rutschte vom Sofa, blieb auf dem Fußboden liegen und rang in kurzen, heftigen Stößen nach Luft.

Sie fühlte sich krank. Krank und kaputt, als ob ihr Inneres in tausend Stücke zerborsten wäre.

Das konnte nicht wahr sein.

Das *durfte* nicht wahr sein.

Plötzlich sah sie alles beängstigend klar vor sich, und endlich begriff sie, worum es in den Briefen ging und was sie mit Anna verband. Und sie wusste nicht, was schlimmer war: die Geschichte, die Anna Kiel mit ihr teilen wollte, oder was sie tun musste, um sie zu hören.

»Baby?«

»Mh ...« Erik Schäfer riss sich von seinen Gedanken los und sah Connie an, die am anderen Ende des dunkelroten Sofas saß.

»Sorry, Schatz, hast du was gesagt?«

Sie lachte. »Das ist das dritte Mal in den letzten zehn Minuten, dass du ganz woanders warst. Woran denkst du gerade?«

»Ach, nur an die Arbeit.« Er drückte ihren Fuß fester, der in seinem Schoß lag, und massierte ihn. »Ich bin gerade an einem Fall dran, durch den ich noch nicht ganz durchsteige.«

»Erzähl mir davon.«

Also erzählte er.

Die meisten Kollegen von Schäfer sprachen mit ihren Frauen nicht über die Arbeit. Wenn sie Feierabend machten, stopften sie die Ereignisse des Arbeitstages in eine kleine, mentale Schachtel und ließen sie im Präsidium zurück. Dann fuhren sie nach Hause in ihre Vororte, aßen Frikadellen mit Weißkohl in Rahmsoße, unterhielten sich mit ihren Frauen über Alltägliches und schauten Netflix-Serien. Erst wenn sie am nächsten Tag wieder zur Arbeit kamen, öffneten sie ihre Schachteln wieder.

So funktionierte Schäfer nicht.

Er konnte sich nicht vorstellen, sein Privatleben von seinem Job zu trennen. Und er wollte Connie auch nichts verheimlichen. Sie bekam ihn nur als Gesamtpaket, mit Haut und Haar und allem, was an Berufsschäden und Ermittlungsnarben dazugehörte.

Also erzählte er ihr alles, was ihm zu dem Fall in den Sinn kam. Trotzdem hatte er am Ende das Gefühl, dass er irgendetwas übersehen hatte.

»Es fühlt sich an, als würde ein kleiner, fieser Wurm sich durch mein Hirn graben, und ich bekomme ihn nicht raus. Es ist, als hätte ich irgendwas vergessen. Oder als müsste ich den Fall aus

einem ganz anderen Blickwinkel betrachten«, sagte er und kratzte sich gereizt hinterm Ohr. »Kennst du das Gefühl?«

»Vielleicht musst du einmal richtig ausschlafen«, schlug Connie vor. »Du hast das ganze Wochenende gearbeitet und dich jetzt mehrere Nächte am Stück nur wild im Bett umhergeworfen. Geh heut Abend früh schlafen, und morgen siehst du dir das alles mit anderen Augen an.«

Schäfer gluckste amüsiert. »Der Gesundheitsapostel hat gesprochen! Acht Stunden Schlaf! Trink mehr Wasser! Hör mit dem Rauchen auf! Iss weniger Butter!«

»Ja, mach dich nur lustig! Aber du wirst schon sehen, es hilft!«, protestierte Connie.

Sie schaute auf ihren Fuß in seinen Händen und seufzte. »Wie kannst du nur eine Frau mit solchen krummen Füßen lieben?«

»Die mag ich an dir am liebsten«, antwortete Schäfer.

Er hob ihr Bein an, hielt es wie eine Gitarre und drehte an ihren Zehen, als würde er die Saiten stimmen.

Connie musste lachen, und Schäfer spürte sein Glück bis in die Knochen. Doch als sie später ins Bett gingen, sank er in einen unruhigen Schlaf. Er wachte mehrmals auf, blieb in der Dunkelheit liegen und hing seinen Gedanken nach. Er spürte beinahe den Wurm in seinem Gehirn graben, ging noch einmal jedes Detail in seinem Kopf durch, döste ein, wachte wieder auf und begann von vorne.

Als der Wecker 06 .20 Uhr anzeigte, stand er auf und ging ins Bad.

»Wo willst du hin?«, fragte Connie schlaftrunken und schaute auf ihre Armbanduhr.

»Sch ...«, hauchte er und küsste sie. »Schlaf nur weiter. Ich muss aufs Präsidium.«

Der morgendliche Verkehr am Kopenhagener Flughafen war zäh wie Brei. Die Schlange am Schalter von Norwegian Air zog sich quer durch die Check-in-Halle, und Heloise war froh, dass sie sich ein Premium-Ticket gekauft hatte und über den Fast Track zum Security Check kam.

Das letzte Ticket für den ersten Flieger nach Paris.

Sie boardete als eine der Ersten und saß schon auf ihrem Platz, als sich die anderen Passagiere mit ihren Kleinkindern und ihrem Handgepäck durch den Gang zwängten.

Normalerweise flog sie nicht gerne. Während ihrer Zeit bei der Nachrichtenredaktion hatte sie zu oft über Flugzeugunglücke berichten müssen. Sie hatte zu viele zerfetzte Sitze ansehen müssen, die an Felswänden klebten oder auf ukrainischen Rübenfeldern verstreut lagen. Zu viele schwarze Rauchwolken gesehen, die über den Absturzstellen aufstiegen wie die unheilverkündenden Rauchsignale der Toten.

Sie hatte gelesen, dass die meisten Flugzeugunglücke drei Minuten nach dem Take-off passierten, und seitdem konnte sie sich nicht mehr entspannen, bis das Flugzeug eine gewisse Flughöhe erreicht hatte und die Sicherheitsleuchten ausgeschaltet wurden. Und selbst dann, wenn das Flugzeug schon auf sein Ziel zusteuerte und das Kabinenpersonal Erdnüsse und Softdrinks verteilte, blieb sie nervös und unruhig.

Heute jedoch spürte sie nichts davon.

Am Abend zuvor hatte sie sich ihren Gefühlen hingeeben und sich ohne Gegenwehr von der Welle ergreifen lassen, die alle Dämme gebrochen hatte. Sie hatte zugelassen, dass Wut und Scham für eine Weile in den Hintergrund traten, hatte den Raum tief in ihrem Inneren aufgemacht, der seit Jahren verschlossen gewesen war. Sie hatte Martin alles erzählt und sich selbst erlaubt, die Trauer genauso zuzulassen, wie sie war: schmerzlich und klar. Und diese Gefühle hatten sie beinahe umgebracht.

Aber als der Flug DY 3638 vom Flughafen Kopenhagen abhob, stand ihre Fassade wieder aufrecht.

Außen gefühlskalt, innen kaputt.

Als das Flugzeug durch die Wolkendecke brach und der Morgenhimmel sich offenbarte, holte Heloise ihren Computer aus der Tasche und begann, den ersten Teil der Geschichte niederzuschreiben.

Erik Schäfer fand einen Parkplatz vor der Glyptothek und trottete in Richtung Polizeipräsidium. Er steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an.

Er rauchte längst nicht mehr so viel wie früher. Früher hatte sein Leben als Raucher ganz anders ausgesehen. Damals hatte er seinen Tag mit einer Tasse Kaffee und einer Zigarette begonnen, am Küchentisch über die Zeitung gebeugt, und Connie hatte nur manchmal über den Gestank gemeckert. Auf dem Präsidium hatte stets ein regelrechter Stummelfriedhof in Form eines überfüllten Aschenbechers auf seinem Schreibtisch gestanden, und das Klicken des Feuerzeugs läutete das Ende jeder Mahlzeit ein. Doch dann trat das Nichtrauchergesetz in Kraft, die Gesundheitsmissionare hielten Einzug, und als Raucher war man zum schmuddeligen Untermenschen erklärt worden, der wie ein räudiger Hund raus in den Regen geschickt wurde.

Doch diesen Mist wollte Schäfer sich nicht gefallen lassen. Niemand sollte darüber entscheiden, wann er wo rauchen durfte! Statt also eine Schachtel am Tag in irgendeiner winzigen Raucherkabine oder ganz artig innerhalb des markierten Raucherbereichs auf dem Bürgersteig vor dem Präsidium zu rauchen, hatte er seinen Verbrauch gewaltig heruntergeschraubt. Ganz gewaltig. Jetzt rauchte er nur noch zwei Zigaretten am Tag, manchmal auch drei oder vier, aber niemals wie ein zusammengepferchtes Tier und niemals im »markierten Raucherbereich«. Stattdessen zündete er sich eine auf dem Weg von A nach B an, in einem Raum, der – zumindest bis auf weiteres – immer noch als frei betrachtet wurde: auf der Straße, in der Natur und auf der Terrasse vor seinem Haus.

Als er am Wachbeamten am Eingang vorbeikam, tippte er sich an seinen imaginären Hut und nahm den Fahrstuhl zu seinem Büro in die zweite Etage.

»Gut!« Er klatschte entschlossen in die Hände und sprach mit sich selbst, als er das Büro betrat. »Was zu Hölle habe ich übersehen?«

Er begann von vorne. Las jedes einzelne Wort in allen Akten, und war gerade halb durch Christoffer Mossings Obduktionsbericht, als Augustin ins Büro kam.

»Oh, du bist schon hier?«

»Mm-hm«, brummte Schäfer, ohne aufzusehen.

»Was machst du?«

Er nahm seine Lesebrille ab und warf sie auf den Schreibtisch.
»Ich werde langsam wahnsinnig.«

Augustin grinste und setzte sich an ihren Schreibtisch.

»Irgendwas ist da«, sagte er und rieb sich die Augen.

»Was denn?«

»Irgendwas, auf das ich einfach nicht komme. Als wenn einem ein Name nicht einfällt, obwohl er einem auf der Zunge liegt. Weißt du, was ich meine? Was ist das bloß, was mir einfach nicht einfallen will?«

»Keine Ahnung«, sagte Augustin. »Aber sag Bescheid, wenn du es weißt, ja?«

Ihr Telefon klingelte und sie nahm das Gespräch entgegen. Keine Minute später legte sie wieder auf und sagte zu Schäfer:

»Das war Bertelsen. Sie haben einen Treffer für einen Handabdruck, der auf der Innenseite von Ulrich Anderssons Wohnungstür gefunden wurde.«

Schäfer sah auf. »Und?«

»Rate mal!«

»Stefan Nielsen?«

»Bingo!«

Schäfer nickte zufrieden. »Tja, dann haben wir das ja geklärt.«

»Können wir ihn damit nicht unter Druck setzen?«

»Ich fürchte, das können wir vergessen. Er wird Mossing nicht verpfeifen.«

»Glaubst du wirklich, dass er lieber eine lange Strafe absitzen würde, als uns Mossing ans Messer zu liefern?«

Schäfer nickte. »Und ich glaube nicht, dass es dabei um Ehre geht. Es wäre nicht so, dass das Schwein niemanden verpfeifen würde, und ich glaube auch nicht, dass er Angst vor eventuellen Repressalien hätte.«

»Sondern?«

»Keine Ahnung. Es war die Art, wie er mich angesehen hat. Sein Blick. Dieses Grinsen. Es sah so aus, als würde er es genießen.«

»Was genießen? Das Verhör?«

»Die ganze Situation.«

»Hm.« Augustin stand auf und ging zur Tür. »Soll ich dir was mitbringen?«

Schäfer sah sie an. »Was denn?«

»Kaffee? Ich spring schnell runter und hol mir eine Tasse. Willst du auch eine?«

Schäfer schüttelte den Kopf, und Augustin verschwand. Er verschränkte die Hände im Nacken und betrachtete einmal mehr die Pinnwand über Augustins Platz.

Dort hingen Fotos vom Tatort in Taarbæk aus dem Jahr 2015 , von dem blutigen Bett in Christoffer Mossings Schlafzimmer, von der Mordwaffe: ein Filetirmesser, das in eine Ausgabe der Vanity Fair mit George Clooney auf der Titelseite gerammt worden war. Fotos von Blutflecken auf der Bettkante und an den Wänden. Fotos von der Saftpackung, aus der Anna Kiel nach dem Mord getrunken und auf der sie ihre DNA hinterlassen hatte.

In der Mitte der Pinnwand hing ein Foto von ihr – das Foto, das alle Zeitungen nach der Tat abgedruckt hatten. Auf diesem Bild stand sie so nah am Rand eines Abgrunds, dass sie aussah, als würde sie schweben. Hinter ihr schien es mehrere hundert Meter in die Tiefe zu gehen, und jeder, der auch nur einen Hauch von Höhenangst empfand, würde bei diesem Bild Beklemmungen kriegen.

Aber Anna Kiels Gesicht erinnerte an ein Fernsehtestbild: Sie verfügte über alle Instrumente, Gefühle zu zeigen, doch die Maschinerie war wie auf Standby. Ihre Arme hingen schlaff herunter, ihr Lächeln wirkte künstlich, wie gezähmt, und ihr Blick war genauso, wie die kleine Frau mit der Handtasche ihn beschrieben hatte. *Ausgelöscht* .

Schäfer stellte sich vor die Pinnwand und starrte das Bild an. Dann pulte er die Heftzwecken aus den Kopien von Annas Briefen und nahm sie von der Pinnwand.

Was hatte er übersehen?

Er nahm einen neonfarbenen Textmarker und markierte einige der Sätze.

Vielleicht bin ich schon kaputt geboren.

Vielleicht bin ich ihretwegen so geworden.

Aber wir sind durch ihn miteinander verbunden, das habe ich jetzt verstanden.

Wenn ich Amorphophallus Titanum sage ...

Kannst du es sehen?

Kannst du es jetzt sehen?

Schäfer starrte die Zeilen an, der Wurm bohrte sich tiefer in seine Gedanken.

»Was ist denn das, verdammt nochmal? Was übersehe ich?«, murmelte er vor sich hin. Er schaute wieder an die Pinnwand und trat ein paar Schritte zurück, um einen besseren Überblick zu bekommen. Dabei stolperte er beinahe über den Papierkorb und fluchte mit zusammengebißenen Zähnen. Er verpasste dem Ding einen Tritt.

Der Eimer flog im hohen Bogen durch das Büro und stieß einen Farn auf dem Fensterbrett um. Der Pflanzentopf fiel auf den Boden und zerbrach, die Erde verteilte sich über das hellgraue Linoleum.

Ein Kollege blieb draußen im Flur stehen und steckte den Kopf durch die Tür.

»Alles in Ordnung hier drin?«

Schäfer grummelte und versuchte, ihn mit einer wilden Handbewegung zu verscheuchen.

»Du hast vielleicht ein Temperament, Alter. Pass bloß auf, dass du nicht das ganze Büro in seine Einzelteile zerlegst. Feg bloß den Dreck wieder auf.«

Alter.

Schäfer sah den Kollegen finster an und überlegte eine Sekunde lang, ob er *ihn* als Handfeger benutzen sollte. Stattdessen wandte er ihm den Rücken zu, und der Mann ging pfeifend weiter.

Gereizt suchte Schäfer nach etwas, womit er die Erde auffegen konnte. In der Teeküche am anderen Ende des Ganges stand ein Besen, aber er hatte keinen Bock, da jetzt hinzulaufen. Stattdessen nahm er zwei Stück Pappe und fegte mit dem einen die Erde auf das andere.

Auf der Suche nach dem Papierkorb sah er sich im Raum um. Sein Blick fiel auf Augustins Schreibtisch, und ein Kribbeln machte sich in seiner Brust breit.

Er ließ die Pappe fallen, und die ganze Erde landete wieder auf dem Boden. Das sonderbare Gefühl wanderte bis in seine Arme und erreichte die Fingerspitzen.

Er trat an Augustins Tisch.

Der rosa Post-it lugte immer noch aus dem Buch hervor, das ganz oben auf dem Stapel lag, aber es war das unterste Buch, das Schäfers Aufmerksamkeit geweckt hatte. Er schob den Stapel historischer Bücher zur Seite, so dass sie mit lautem Poltern auf den Boden fielen.

Abélard et Héloïse – Lettres d'amour hieß das Werk. Es war auf Französisch und Schäfer verstand kein Wort vom Inhalt. Doch der Name des Autors brachte das Adrenalin in seinem Körper zum Brodeln.

Kaldan , stand da.

Nick Kaldan.

Der dunkelhäutige Uber-Fahrer im dunkelblauen Anzug öffnete Heloise die Tür, und sie stieg am Place des Vosges aus dem Wagen. Sie bedankte sich für die Fahrt und überquerte die Straße mit ihrem kleinen silbergrauen Rollkoffer.

Das Hotel lag hinter den Arkaden versteckt und war von dem großen Platz aus nicht zu sehen, aber Heloise kannte den Ort. Sie hatte schon vorher hier übernachtet.

Sie öffnete die große Glastür und trat in den Innenhof. Die Fassade war von grünem Efeu bewachsen, der nur um die kleinen Fenster und die weißen Fensterläden herum beschnitten war. Das ganze Gebäude strahlte Unschuld und Schönheit aus und erinnerte an ein junges Mädchen, das darauf wartete, zum Tanz aufgefordert zu werden.

»Willkommen in Paris, Mademoiselle«, sagte die Rezeptionistin in dem rot-weiß gestreiften Kostüm. Sie sprach Englisch mit einem deutlich französischen Akzent. Sie überreichte Heloise die Schlüsselkarte für ein kleines Zimmer im dritten Stock des Hotels.

Heloise nahm den Fahrstuhl, der etwa so groß war wie eine Konservendose, fuhr in den dritten Stock, schloss Zimmer 311 auf und ließ sich in die weiße, knisternde Bettwäsche fallen.

So blieb sie eine Weile liegen und betrachtete das Zimmer. Es war ein kleines Zimmer. Ein winziges Zimmer in einem schicken, teuren Pariser Hotel. Die Matratze berührte an beiden Seiten fast die goldbestickte Tapete, und das Badezimmer, in dem es nur eine kleine Dusche gab, grenzte direkt an den Nachttisch. Vom Fenster aus konnte man in den Innenhof mit dem großen Nussbaum sehen. Die Zweige reckten sich bis unters Dach des Gebäudes, und wenn man wollte, könnte man vom Bett aus Haselnüsse pflücken, ohne aufzustehen.

Doch das wollte Heloise nicht.

Sie streckte ihren Fuß zur Minibar am Fußende des Bettes aus, und zog die Kühltür mit einer schnellen Bewegung auf. Die Tür knallte an die Wand, die Schnapsflaschen klirrten. Sie setzte sich auf und griff nach einer beliebigen Miniflasche.

Black Rum.

Es knackte metallisch, als Heloise die Flasche aufdrehte. Sie setzte sie an die Lippen und legte den Kopf in den Nacken. Der Alkohol brannte in der Kehle und wärmte ihren Magen.

Sie griff zum Hörer des alten, ebenholzfarbenen Wählscheibentelefon auf dem Nachttisch und wählte Gerdas Nummer, eine Ziffer nach der anderen. Das uralte Telefon schnurrte und ratterte.

»Hallo?«

»Hej, ich bin's.«

»Hej!« Gerda klang überrascht, aber froh. »Von wo rufst du an? Die Nummer auf dem Display sieht komisch aus – bist du etwa noch im Krankenhaus?«

»Ich bin in Paris.«

Einen Augenblick blieb es still am anderen Ende der Leitung. »In Paris?«, fragte Gerda schließlich erstaunt.

»Ja«, sagte Heloise leise. »Ich dachte, es ist jetzt mal an der Zeit, es hinter mich zu bringen.«

»Aber ... Warum hast du nichts gesagt? Ich wäre mitgekommen, wenn –«

»Weiß ich. Du bist eine tolle Freundin, Gerda – die beste Freundin der Welt. Aber ich glaube, das hier muss ich alleine machen.«

»Okay. Das versteh ich. Aber warum jetzt?«

»Ich denke ... Ich glaube, das ist es, was Anna Kiel von mir will. Sie will mir irgendetwas über ihn erzählen.«

»Anna Kiel?« Gerda klang skeptisch.

»Ja.«

Heloise erzählte Gerda von Schäfers Anruf am Tag zuvor. Von dem Zitat in den Briefen und was es bedeutete.

»Es kann keine andere Erklärung geben. Sie will, dass ich mit ihm Kontakt aufnehme. Das würde auch erklären, woher sie all diese privaten Dinge über mich weiß. Ihr Hinweis auf die

Leichenblume ergibt plötzlich Sinn – diese Pflanze tut ja so, als wäre sie etwas, was sie nicht ist. Wie ein Rattenfänger. Wie jemand, der Kinder mit Süßigkeiten anlockt und einen auf netten, lustigen Onkel macht. Er kennt meine Adresse. Und das Foto auf Instagram muss er gemacht haben, bevor er in den Knast gegangen ist. Siehst du, wie es alles zusammenhängt?«

Gerda versuchte, gefasst zu klingen, als sie antwortete: »Willst du ihn besuchen?«

»Ja.«

»Wann? Heute?«

»Ich weiß noch nicht. Ich werde jetzt gleich beim Gefängnis anrufen, und dann muss ich sehen, wie schnell ich einen Besuchstermin bekomme.«

»Versprich mir eins«, sagte Gerda. »Wenn ihr euch gegenüber sitzt – versuch, ihm zu verzeihen. Nicht seinetwegen, sondern deinetwegen. Versuch, ihn als den Menschen zu sehen, der er einmal war. Den du einmal geliebt hast.«

Heloise antwortete nicht.

»Tu es für dich«, wiederholte Gerda.

»Ich ruf dich später wieder an.«

»Heloise«, sagte Gerda noch schnell, bevor sie auflegte, »pass auf dich auf, ja?«

Heloise versprach ihr, vorsichtig zu sein. Sie verabschiedeten sich, und Heloise suchte die Nummer des Gefängnisses aus ihrem Notizbuch.

Ihr Anruf wurde entgegengenommen, sie stellte sich höflich vor und fragte den Mann am anderen Ende in ihrem Schulfranzösisch, ob er auch Englisch sprach. Er bejahte.

»Ich würde gerne einen Besuch bei einem Ihrer Insassen anmelden«, sagte Heloise.

»Um wen geht es?«

»Nick Kaldan, Gefangenenummer 819 -11 .«

»Was ist der Grund Ihres Besuches?« Die Stimme klang professionell und unberührt.

»Es ist ein Privatbesuch.«

»In welcher Beziehung stehen Sie zu dem Gefangenen?«

Heloise schluckte.

»Ich bin seine Tochter.«

»Verdammt nochmal!«

Schäfer knallte Augustin das Buch vor die Nase und zeigte auf den Buchdeckel.

Sie stellte den Kaffee ab und runzelte die Stirn. »Was?«

»Da! Der Autor!«

Mit offenem Mund starrte Augustin von dem Namen zu Schäfer.

»Heloises Vater hat dieses Buch geschrieben«, sagte Schäfer.

»Autor und Historiker Nick Kaldan.«

»Das gibt's doch nicht. Wie konnte ich das übersehen?«

»Das frage ich mich auch. Das sieht dir echt nicht ähnlich.«

»Verdammt«, Lisa fuhr sich durch die Haare. »Diese ganzen alten Schwarten ... ich hab nur nach diesem Satz geforscht.«

»Ist ja jetzt auch egal, trotzdem gut gemacht.«

»Hm.« Augustin hielt sich eine Hand vor den Mund. »Meine Fresse. Dann hat Heloise das Zitat also doch wiedererkannt?«

»Jepp.«

»Und hat uns angelogen.«

»Was du nicht sagst!«

»Aber ...« Augustin setzte sich auf die Tischkante, stand aber sofort wieder auf. »Warum?«

»Keine Ahnung. Ich hatte nur wenig Zeit zu recherchieren, während du Kaffee holen warst, aber es sieht so aus, als würde Nick Kaldan in Paris im Knast sitzen.«

»Im Knast?«

»Ja, in Fresnes, außerhalb von Paris. Ziemlich finsterer Laden.«

»Warum? Ich meine, weswegen sitzt er ein?«

»Kinderpornographie.«

Augustin kniff die Augen zu, als hätte Schäfer ihr ins Gesicht gespuckt. Als sie die Augen wieder öffnete, wiederholte sie widerstrebend: »Kinderpornographie?«

»Ja.«

»O Gott. Erzähl.«

Schäfer setzte sich vor seinen Computer und überflog den Zeitungsartikel, der unter den Toptreffern seiner Google-Suche war. »Er lebte anscheinend schon seit einigen Jahren in Paris und unterrichtete Mittelalterstudien und Literaturwissenschaft an der Sorbonne.«

Ohne den Blick von Schäfer abzuwenden, griff Augustin nach dem Kaffee.

»Er und drei weitere Männer wurden festgenommen, nachdem die örtliche Polizei bei einer Razzia in der Wohnung eines polizeibekannten Pädophilen belastendes Material gefunden hat.«

»Scheiß Psychos!« Augustins Stimme klang zornig.

»– einer der Männer war Nick Kaldan. Seine Wohnung wurde durchsucht, sein Computer beschlagnahmt. Er wurde verhaftet und vernommen.«

»Und dann?«

»Die Polizei konnte eine große Menge kinderpornographischen Inhalts auf Kaldans Computer sicherstellen. Fotos, Filme ... richtigen Dreck.«

»Und jetzt sitzt er im Knast.«

»Jetzt sitzt er im Knast.«

Augustin fasste sich an den Kopf und atmete schwer. »Ich kann gut verstehen, dass Heloise nicht damit hausieren geht.«

»Ja. Das ist keine Geschichte, die man gerne herumerzählt.«

»Wann ist das alles passiert?«

Schäfer schaute wieder auf den Bildschirm.

»Vor vier Jahren.« Er klickte sich zurück auf die Google-Ergebnisseite. »Hier ist noch mehr ...«

Er klickte einen weiteren Zeitungsartikel an.

»Das hier sieht aus wie eine Reportage aus dem Gericht, aber der Text ist auf Französisch. Sieh mal, hier ist eine Zeichnung von ihm.«

Augustin schaute Schäfer über die Schulter.

Die Kohlezeichnung auf dem Monitor zeigte einen kräftigen Mann mit buschigen, gerunzelten Augenbrauen, einer markanten Nase und dunklem Vollbart, der an den Ohren mit dem dunklen, lockigen Haar zusammenlief.

»Ist er das?«, fragte sie. »Ist das Nick Kaldan?«

»Jepp.«

»Er ähnelt Heloise überhaupt nicht. Oder besser gesagt: Sie ähnelt ihm nicht. Bist du sicher, dass sie miteinander verwandt sind?«

»Ja. Ich habe schon im Familienregister nachgesehen. Sie sind Vater und Tochter.«

»Okay.« Augustin deutete mit einem Kopfnicken Richtung Bildschirm. »Und was steht da?«

»Keine Ahnung. Ich kann kein Französisch.«

»Dann jag es doch mal durch den Google Translator.« Augustin griff Schäfer über die Schulter, kopierte den Text aus dem Artikel in die Übersetzerfunktion von Google. »Das wird zwar keine korrekte Übersetzung, aber wir werden schon verstehen, worum es geht.«

Sie klickte auf *translate*, und der französische Text auf der linken Seite tauchte rechts in einer unbeholfenen dänischen Version auf.

Augustin las laut: »Hier steht: ›*Schwer war die Stimmung eines Gerichtsgebäudes in Paris heute, als der aus Dänemark Nick Kaldan ein Urteil erhielt. Es war ein gequälter Mann vor der Gemeinde, während des gesamten Prozesses hat er Reue gezeigt, selbst er vergoss Tränen* .‹ Ach, der arme Kerl ... ›*Der Richter in dem Fall wird als unberührt von der Stimmung und dem Bedauern des Angeklagten angesehen. Herr Kaldan wird der Anklage 1 bis 3 für schuldig befunden und verurteilt ohne Bewährung zu acht Jahren Haft* .‹ Boom!«

»Acht Jahre«, wiederholte Schäfer. »Autsch!«

»Das ist doch gar nichts, für das, was er getan hat!«

»Nein, aber acht Jahre in Fresnes müssen sich wie hundert anfühlen. Das ist ein Hardcore-Knast. Ich persönlich würde mir eher die Kugel geben, als acht Jahre dort zuzubringen.«

»Er bekommt eben, was er verdient hat, der Kinderficker.«

Schäfer zuckte mit den Schultern.

»Es fällt mir schwer, dir zu widersprechen.«

Augustin stellte ihren Kaffeebecher ab und ging zum Whiteboard am anderen Ende des Büros.

»Also, Anna Kiel tötet Christoffer Mossing im April 2015 .
Danach verschwindet sie spurlos.«

Der Whiteboardmarker quietschte über die Tafel, und Schäfer konnte kein einziges Wort entziffern.

»Seit Jahren gibt es keine Spur von ihr«, fuhr Augustin fort, »bis eine Zeugin sie in Frankreich sieht, richtig?«

»Richtig.«

»Dann beginnt sie, unserer Journalistin Briefe zu schreiben, und wir sehen an den Poststempeln, dass sie auch in Frankreich ihren Aufenthaltsort ständig wechselt, von Cannes Richtung Norden nach Lyon ... wo wurde der letzte Brief aufgegeben?«

Schäfer nickte. Er wusste, worauf sie hinauswollte. »Am Pariser Gare de Lyon.«

»Und das ist zufällig in der Nähe von Nick Kaldans Aufenthaltsort.«

»Korrekt.«

»Und Anna zitiert in all ihren Briefen ein Liebespaar aus dem Mittelalter –«

»– über das Nick Kaldan ein ganzes Buch geschrieben hat.«

»Genau!«

»Im zweiten Brief ...« Schäfer stand auf und zeigte auf die Pinnwand, an der die Kopie hing, »... schreibt sie:

Ich weiß so viel über dich.

Du weißt weniger über mich.

Aber wir sind durch ihn miteinander verbunden, das habe ich jetzt verstanden ...

Wir haben immer gedacht, dass sie von Mossing spricht. Aber sie meinte die ganze Zeit Heloises Vater.«

Augustin nickte. »So muss es sein. Und Anna Kiel kennt irgendwelche privaten Dinge über Heloise, ihre Glückszahl und ihre Lieblingsblume.«

»Und sie weiß von ihrem Zweitnamen, den sie nie benutzt.«

»Ja.«

»Also hat Anna diese Infos vermutlich von ihm«, sagte Schäfer.
»Von Heloises Vater.«

»Vielleicht.«

»Aber was verbindet sie?«

Augustin zuckte mit den Schultern.

»Glaubst du, dass er ...?« Schäfer sah Augustin an, hob eine Augenbraue und nickte dann bestätigend.

»Hör auf«, sagte sie, und sah einen Augenblick aus, als hätte sie sich an etwas den Magen verdorben. »Du glaubst, dass dieser Nick Kaldan sie missbraucht hat? Und Anna auch?«

»Anna, Heloise – wer weiß? Vielleicht hat Heloise deshalb gelogen, als wir sie mit dem Zitat konfrontiert haben.«

Augustin schaute an die Tafel und verschränkte die Hände im Nacken, während sie nachdachte.

»Aber warum schreibt sie dann nicht einfach: ›Hey, Erinnerst du dich an deinen Vater, das Schwein? Hat er mit dir auch rumgemacht? Wollen wir uns treffen und über alles quatschen?‹ Das schreibt sie ja nicht. Stattdessen tanzt sie wie die Katze um den heißen Brei und kopiert kryptische Sätze aus steinalten Liebesbriefen.«

Schäfer kaute auf seiner Unterlippe, und beide dachten schweigend nach.

»Warum schreibt sie Heloise von Christoffer Mossing? Was hat der mit Nick Kaldan zu tun?«, fragte Schäfer. »Wie hängt das zusammen? Wenn wir annehmen, dass die Verbindung zwischen Anna und Heloise Nick Kaldan ist, wie passt dann Christoffer Mossing ins Bild?«

»Vielleicht war das wirklich ein Mord ohne Motiv, so wie wir es die ganze Zeit vermutet haben«, schlug Augustin vor.

»Nein.« Schäfer schüttelte den Kopf. »Ich bin mir inzwischen sicher, dass es keine willkürliche Tat war.«

»Heloise weiß auf jeden Fall mehr, als sie uns erzählt hat«, fasste Augustin zusammen.

Schäfer griff nach den Autoschlüsseln, die hinter ihm auf dem Tisch lagen.

»Na dann fahren wir los und holen sie ab.«

Anna beantwortete den Anruf, noch bevor das Telefon richtig geklingelt hat.

»Hallo?«

»Ich bin's.«

»Nick? Hat sie angerufen?«

»Ja.«

Anna schloss die Augen und atmete tief aus. »Okay. Gut.«

Er zögerte einige Sekunden. »Ich weiß nicht recht ...«

»Was redest du denn da? Du hast so lange darauf gewartet.«

»Ich weiß. Aber ... was ist, wenn sie es sich anders überlegt?«

Er klang nervös. Unentschlossen.

»Das wird sie nicht tun.«

»Aber was ist, wenn –«

»Nick. Hör auf. Sie wird kommen!«

Anna interpretierte sein Schweigen als Zustimmung.

»Weißt du schon, wann sie kommt?«, fragte sie.

»Um zwei. Heute.«

»Gut.«

»Wie geht es danach weiter?«

»Weiter?«

»Ja.«

»Was meinst du?«

»Sehen wir uns wieder, du und ich?«

Anna gelang es gerade eben, ein entsetztes Lachen zu unterdrücken. Sie beherrschte sich und sagte: »Nein, Nick. Wir werden uns nicht wiedersehen.«

Sie konnte sich vorstellen, wie er in diesem Augenblick den Kopf hängen ließ.

»Was hast du jetzt vor?«, fragte er. »Wo willst du hin?«

»Darüber musst du dir keine Gedanken machen.«

»Aber wenn er dich findet ... Du musst mir versprechen, auf dich aufzupassen, du –«

»Darüber musst du dir keine Gedanken machen«, wiederholte sie.

»Tja, dann heißt es wohl Lebewohl?«

»Ja.«

»Danke, dass du –«

»Lass es einfach«, fuhr sie ihn an. Sie konnte den Abscheu in ihrer Stimme nicht verbergen.

»Was denn?«

»Du sollst dich nicht bedanken. Ich habe dir keinen Gefallen getan.«

»Doch, du –«

»Nein, Nick. Ich brauchte Informationen von dir. Dafür musste ich etwas tun. Mehr war es nicht!«

Stille.

»Nichts davon habe ich für dich getan«, wiederholte sie mit eiskalter Stimme. »Bilde dir das bloß nicht ein.«

»Nein, also ... pass gut auf dich –«

Doch Anna hatte bereits aufgelegt.

Sie schaute auf die Uhr. Es war 11 .21 Uhr. Sie hatte genug Zeit, sich fertig zu machen, sich am richtigen Ort einzufinden und auf den richtigen Moment zu warten.

Nur noch ein paar Stunden.

Dann war alles vorbei.

... Fast.

Die Fahrt vom Hotel bis nach Fresnes dauerte fast eine ganze Stunde. Der Verkehr war schleppend, die Autos drängelten und hupen, es wurde aggressiv beschleunigt, rasant überholt und wild mit Fäusten gedroht.

Heloise war es egal. Für sie fühlte es sich an, als hätte die Fahrt nur eine Millisekunde gedauert, als der Fahrer vor der hohen, grauen Betonmauer hielt und sich zu ihr umdrehte.

»Mademoiselle?«

»Mm?« Heloise wurde aus ihren Gedanken gerissen und sah ihn an.

»Voilà! Wir sind da.«

»Oh, schon?«

Sie schaute aus dem Fenster, machte jedoch keine Anstalten auszusteigen. Sie fühlte sich wie gelähmt, alle Zellen ihres Körpers schienen sich gegen ihr Vorhaben zur Wehr zu setzen. Sie wollte da nicht rein und hatte große Lust, wieder umzukehren. Sie wollte ihn nicht sehen. Nie wieder. Das hatte sie gesagt. Das hatte sie sich geschworen.

Du bist tot für mich. Du wirst mich nie wiedersehen. Nie wieder...

Der alte, zahnlose Taxifahrer schaute abwechselnd von Heloise zum Gefängnistor.

»Hier sind wir doch richtig, non? La Prison de Fresnes?«

»Ja«, antwortete Heloise und legte widerstrebend ihre Hand auf den Türgriff. »Wir sind hier richtig.«

Sie stieg aus dem Wagen und betrachtete das Gebäude. Das Taxi tuckerte davon, auf dem Weg zum nächsten Kunden, zurück nach Paris.

Das Gebäude war schon älter – kein neu errichtetes, steriles Hochsicherheitsgefängnis, wie man es aus amerikanischen Filmen kannte. Es erinnerte Heloise eher an eine Dokumentation über den

Zweiten Weltkrieg. Am Stacheldraht auf der Mauer befanden sich rasierklingenscharfe Zacken, und die weißen Türme mit der automatischen Schießanlage ragten drohend über diesen Ort.

Heloise schauderte.

Sie hatte noch nie ein Gefängnis besucht.

Vier Jahre waren seit seiner Verhaftung vergangen. Vier Jahre, in denen sie ihren Vater nicht gesehen hatte. Ihr letztes Gespräch hatten sie am Telefon geführt. Sie hatte den Vorwürfen nicht geglaubt, es *musste* sich um ein schreckliches Missverständnis handeln, davon war sie fest überzeugt gewesen. Jemand hatte seinen Computer benutzt, hatte seine Gutmütigkeit und sein gutherziges Wesen ausgenutzt. Ihr Vater war kein Monster. Er hätte keinem Kind etwas zu Leide tun können. Er war ein guter Mensch, ein fürsorglicher Vater. Jemand, der die Welt mit Poesie und schöner Literatur beschenkte. Er war der Inbegriff von Kunst und Liebe gewesen, von Sicherheit und Wärme.

Er war kein Monster!

Das war alles nur ein Missverständnis!

Am Telefon hatte er geweint, und Heloise hatte zunächst geglaubt, er hätte einfach nur Angst. Angst davor, als Unschuldiger verurteilt zu werden, seine Freiheit zu verlieren, seinen Ruf, sein Leben.

»Verzeih mir«, hatte er gesagt. »Verzeih mir, Heloise. Du darfst dich nicht von mir abwenden, mein Schatz. Ich kann ohne dich nicht leben.«

»Ich werde mich niemals von dir abwenden, Papa. Ich werde alles daransetzen, dass du da rauskommst. Wir werden deinen Namen schon reinwaschen.«

»Ich habe niemals ein Kind angerührt.«

»Das weiß ich doch, Papa, ich werde schon –«

»Aber ich bin nicht gesund.«

»Nicht gesund? Was meinst du damit?«

»Ich kann nichts dagegen tun, ich habe mir das nicht ausgesucht.«

Er hatte ganz fürchterlich geschluchzt und sie angefleht, ihr zu verzeihen. Heloise konnte nicht glauben, was sie da hörte.

»Was willst du damit sagen, Papa?«

»Es ist alles wahr, was sie mir zur Last legen. Es ist wahr.«

Heloise hatte gelacht. Ein wütendes, hysterisches Lachen. »Ach komm, das kann doch nicht sein. Was redest du denn da für einen Unsinn?«

»Doch. Ich bin krank. Das ist eine Krankheit, ich ... O Gott, hilf mir!«

Und dann war es passiert.

In diesem Augenblick hatte sich das Leben, das Heloise kannte, grundlegend verändert. Sie kam sich vor wie eine Astronautin, die von ihrem Sicherheitsseil abgetrennt wurde und frei im All schwebte – rotierend, umnebelt, verloren –, während sie immer weiter von der Erde wegdriftete.

Warte, komm zurück, hilf mir!

Sie hatte kein Wort mehr gesagt, während er sprach. Er hatte sich erklärt, hatte Ausreden vorgebracht, ein geheimes Schubfach in seinem Leben geöffnet und ihr den abscheulichen, abstoßenden Inhalt gezeigt, von dem sie sich wünschte, ihn nie gesehen zu haben.

»Ich habe sie nie angerührt. Das schwöre ich dir, Heloise. Aber – ich schäme mich so sehr, das auszusprechen –, ich habe sie mir angesehen. Ich habe zugesehen ... aber ich habe selbst nie eines angefasst, das schwöre ich.«

Mit einem Puls, der mit ihren Gedanken um die Wette raste, war sie wie aus einem Traum aufgeschreckt.

»Stopp«, hatte sie gesagt. »Stopp! Ich will nichts mehr hören.«

»Aber Heloise, du musst verstehen, dass –«

»Nein. Ich will nichts mehr hören. Ich will nicht mit dir sprechen.«

Er hatte noch mehr geweint, und Heloise hatte sich noch nie zuvor so allein gefühlt. Es war mehr als bloße Einsamkeit, sie hatte das Gefühl, nirgendwo mehr hinzugehören. Ihre Mutter war tot und ihr Vater – der Mann, den sie mehr geliebt hatte, als jeden anderen Menschen in ihrem Leben –, ihn gab es nicht mehr.

Sie war eine Waise. Verloren.

»Für mich bist du tot«, hatte sie gesagt, bevor sie aufgelegt hatte. »Du wirst mich nie wiedersehen.«

Schäfer drückte seinen rissigen Daumen so lange auf die Klingel, bis das ganze Haus zu vibrieren schien, als würde jemand mit einem Presslufthammer den Bürgersteig aufbohren.

Er ließ erst los, als in der vierten Etage ein Fenster aufging, ein Mann mit zerzaustem Haar sich herauslehnte und ihm einen giftigen Blick zuwarf. Mit heiserer Stimme rief er ihm und Augustin zu: »He, was wollt ihr?«

»Zu Kaldan, ins Fünfte«, rief Schäfer zurück. »Wir müssen sie sprechen. Haben Sie sie gesehen?«

»Nee, und wenn sie nicht gerade taub ist, dann wird sie wohl nicht zu Hause sein. Idiot!« Demonstrativ knallte der Mann das Fenster zu.

Aus einem kindischen Trotz heraus wollte Schäfer auf seine Klingel drücken, doch Augustin packte ihn am Arm und hielt ihn davon ab.

»Komm«, sagte sie. »Sie ist nicht zu Hause.«

»Lass uns in der Redaktion vorbeifahren und sehen, ob sie bei der Arbeit ist.«

Sie hatten das Auto ein Stück die Straße herunter geparkt. Schäfer drückte auf die Schlüsselfernbedienung.

»Glaubst du wirklich, sie ist schon wieder bei der Arbeit?«, fragte Augustin. »Nach so einer krassen Attacke?«

Schäfer zuckte mit den Schultern. »Warum nicht?«

»Vielleicht sollte man nach so einer Nummer erst mal chillen? Sich eine Woche freinehmen und erst mal wieder klarkommen, eventuell mit einem Notfallpsychologen sprechen?«

»Ja, vielleicht. Wenn man Friseurin ist oder Französisch an der Uni unterrichtet – aber eine wie Kaldan? Die ist wie wir. Der Job ist nicht nur ein lästiges Übel, um die Rechnungen zu bezahlen – sie *ist* der Job.«

Augustin hob die Augenbrauen. »Das erklärt, warum sie Single ist.«

»Nein, das hat damit einen Scheiß zu tun.«

»Doch, hat es. Du und Connie – ihr seid nur die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Leute, die für ihren Job leben und atmen, kriegen es nicht auf die Reihe, eine Beziehung zu führen.«

Augustin schaute Schäfer an und bemerkte, dass er ihr schon gar nicht mehr zuhörte. Sein Blick war auf jemanden fixiert, der gerade die Olfert Fischers Gade heraufkam.

»Aha«, sagte er und zeigte geradeaus. »Und dort vorn geht noch eine Ausnahme. Mit einer Bäckertüte in der Hand und einem seligen Lächeln auf den Lippen. Er sieht verdammt danach aus, als hätte es ihn richtig erwischt.«

Augustins Blick folgte Schäfers Zeigefinger und heftete sich an Martin Duvall, der ihnen entgegenkam. Er fischte gerade ein Plunderteilchen aus der braunen Papiertüte und hatte sie noch nicht gesehen.

»Hej, Duvall!«

Martin Duvall schaute erschrocken auf, und sein Blick, in dem auch etwas undefinierbares mitschwang – war es ein Zögern? – fiel auf Augustin und Schäfer. Aber der Rhythmus in seinem Gang änderte sich nicht, stattdessen nickte er freundlich und kam auf sie zu.

Als er vor ihnen stand, streckte er die Hand aus. »Guten Morgen!«

Schäfer schüttelte ihm kräftig die Hand. Nicht so kräftig, dass er ihm die Knochen zerquetschte, aber kräftiger als normalerweise. Das war eine Angewohnheit, um sich vor Anzugträgern und Verdächtigen zu produzieren. Machogehabe.

»Guten Morgen«, sagte er. »Lustig, dass wir uns hier über den Weg laufen. Ich dachte, Sie wohnen in Brygge?«

»Ja, das tu ich auch.«

»Sind Sie zufällig auf dem Weg zu Heloise?«

Duvall nickte. »Ja.«

»Sehr gut. Dann folgen wir Ihnen einfach. Wir haben nämlich noch ein paar Fragen an sie.«

»Äh ... sie ist nicht zu Hause«, sagte Duvall.

Schäfer runzelte die Stirn. »Sie sagten doch gerade, dass Sie zu ihr wollen.«

»Ich will in ihre Wohnung.«

»Aber sie ist nicht da?«

»Nein.«

»Sie haben einen Schlüssel?«

Fragend sah Duvall abwechselnd Schäfer und Augustin an.

»Ja. Ist das ein Problem?«

Schäfer zog die Mundwinkel nach unten und schüttelte den Kopf.

»Ist sie bei der Arbeit?«

»Ja. Sie hat etwas zu erledigen, also ist sie früh gegangen.«

»Wissen Sie, wo wir sie finden können? Kommissarin Augustin und ich haben noch ein paar Fragen an sie.«

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte Duvall und faltete die Bäckereitüte sorgfältig zusammen. »Haben Sie es schon in der Redaktion versucht?«

Schäfer kratzte sich am Hals und sah Duvall forschend an. »Sie sind Kommunikationschef, nicht wahr?«

»Ich war. Ich habe gekündigt.«

»Waren Sie gut in ihrem Job?«

Duvall zuckte bescheiden mit den Schultern. »Irgendwann war ich das mal, ja.«

»Hm«, sagte Schäfer, zog eine Schachtel Zigaretten aus seiner Tasche. »Ich stolziere auch manchmal durch die Gegend und klopfe mir selbst auf die Schulter, wie geil ich meinen Job mache, und wissen Sie warum?«, fragte er aus dem Mundwinkel, während er sich eine Zigarette anzündete. Er nahm einen tiefen Zug, kniff die Augen zusammen und fixierte Duvall.

Duvall lächelte und zuckte mit den Schultern. »Nein, aber ich gehe davon aus, dass Sie mir das jetzt erzählen werden.«

»Ich sehe es den Leuten an, wenn sie mich verarschen wollen.«

»Ach ja?«

»Mm-hm«, brummte Schäfer und pulte ein Stück Tabak von seiner Unterlippe, ohne den Blick von Duvall abzuwenden.

»Also, sagen Sie uns, wo sie ist.«

»Wie bitte?«

»Heloise. Wo ist sie? Und erzählen Sie mir nicht, sie wäre in der Redaktion. Wir wissen beide, dass das eine Lüge ist.«

Duvall sah einen Augenblick so aus, als wäge er seine Optionen ab. Dann sagte er: »Sie hat mich darum gebeten, es Ihnen nicht zu erzählen.«

»Wissen Sie, was Ihnen bei Unterschlagung von Informationen für eine Strafe droht? Sie behindern hier unsere Ermittlungen.«

Martin Duvall runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht ganz, inwiefern Informationen über Heloises Aufenthaltsort Ihre Ermittlungen voranbringen sollen.«

»Deswegen machen Sie auch Ihren Job, und ich mache meinen«, sagte Schäfer und schnippte die Asche von der Zigarette. »Hören Sie, ich kann Heloises Gedankengang sehr gut nachvollziehen«, sagte Schäfer. »Sie will die Story nach Hause bringen. Sie will die Erste sein, die darüber schreibt. Theoretisch habe ich vollstes Verständnis und finde es preisverdächtig, dass sie ihre Arbeit so ernst nimmt. Aber die Sache ist größer als Heloise. Größer als eine Zeitungsreportage.«

Duvall zögerte. »Es geht nicht nur um die Reportage ...«

»Heloise ist in Gefahr«, sagte Augustin. »Verstehen Sie das?«

»Ja, danke, das habe ich schon kapiert.« Er hielt ihr seine verletzte Hand vor die Nase.

»Gut. Wenn sie Ihnen was bedeutet, dann sagen Sie uns jetzt besser, wo sie sich aufhält«, erwiderte sie.

Duvall schüttelte leichte den Kopf. »Tut mir leid. Das kann ich nicht.«

Schäfer legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Martin, wir müssen mit ihr reden. Es ist wichtig. Nicht nur für die Ermittlungen, sondern auch, weil eine Horde finsterner Typen hinter ihr her ist, die ihr allesamt an den Kragen wollen. Ist Ihnen das klar? Wir wissen immer noch nicht genau, womit wir es bei diesem Fall zu tun haben, aber wenn wir für Heloises Sicherheit garantieren wollen, dann müssen wir wissen, wo sie ist.«

»Es tut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen.« Martin Duvall setzte sich in Bewegung.

Schäfer sprach ein bisschen lauter und betrachtete dabei seine eingerissenen Nägel. »Was glauben Sie, wie Heloise reagieren

wird, wenn sie herausfindet, dass Sie letzten Winter eine Mitarbeiterin des Ministeriums sexuell genötigt haben?«

Duvall blieb abrupt stehen und drehte sich langsam um.

»Das arme Mädchen«, sagte Schäfer und schüttelte den Kopf.

Duvalls Stimme klang zögerlich: »Ich habe nie jemanden zu irgendetwas genötigt. Die Frau, von der sie sprechen, war auf eine Beförderung aus. Mehr ist an der Sache nicht dran.«

»Ach so. Sie haben ihr also eine bessere Stelle angeboten, wenn sie mit Ihnen ins Bett geht?«

Duvall schüttelte energisch den Kopf. »Ich habe sie nie angefasst. Als herauskam, dass ich am besagten Tag gar nicht bei der Arbeit war, hat sie ihre Anschuldigung wieder zurückgezogen.«

»Ja, schon klar.« Schäfer nickte in gespielterm Verständnis.

»Passen Sie bloß auf, dass Sie sich an die Details Ihres Märchens erinnern, wenn Augustin und ich Ihrer neuen Freundin von dem Vorfall erzählen.«

Martin Duvall sah die beiden Kommissare abwechselnd an. Dann ließ er seine Arme sinken und seufzte. »Was wollen Sie wissen?«

»Na, wenn Sie so nett fragen, dann möchte ich doch gern wissen, wo Heloise sich gerade aufhält.«

Duvall sah ihn ausdruckslos an. »Sie ist nach Paris gefahren.«

»Um ihren Vater zu treffen?«, fragte Augustin.

»Woher wissen Sie –«

»Ist sie da runtergefahren, um ihren Vater zu sehen?«, wiederholte sie.

»Ja.«

»Wann wird sie ihn treffen?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe nicht mehr mit ihr gesprochen, seit sie heute Morgen abgereist ist.«

»Sonst noch etwas, was wir wissen sollten?«, fragte Augustin.

Duvall blinzelte ein paarmal nervös. Dann sah er Schäfer an und holte tief Luft. »Anna Kiel hat sie gestern angerufen.«

Schäfer sah ihn einen Moment lang schweigend an. Dann zückte er sein Telefon. Als sein Anruf beantwortet wurde, sagte er:

»Hej, Schäfer hier. Informiert die Kollegen bei Interpol, dass Anna Kiel sich vermutlich in der Nähe des französischen

Gefängnisses Fresnes, südlich von Paris, aufhält. Möglicherweise hat sie in der letzten Woche einen Insassen dieses Gefängnisses besucht. Der Gefangene ist Däne, Nick Kaldan.«

Er hielt die Hand vor den Hörer und wandte sich an Duvall.

»Wo ist Heloise? Wo in Paris ist sie untergekommen?«

Martin Duvall hob ratlos die Schultern.

»Irgendein Hotel im Marais«, sagte er. »Ich weiß nicht, wie es heißt.«

Schäfer kehrte ihm den Rücken zu und sprach wieder ins Telefon.

»Wir müssen außerdem die Kreditkarteninformation einer gewissen Heloise Eleanor Kaldan überprüfen lassen. Heloise mit stummem H, und dann E, L, O, I, S, E ... Ja. Kaldan. Sie ist heute Morgen nach Paris geflogen und hat irgendwo im Zentrum in ein Hotel eingchecked. Findet heraus, wo. Es eilt!«

Er beendete das Telefonat und drehte sich wieder zu Duvall um. »Gibt es noch etwas, was Sie uns verheimlichen?« Er warf den filterlosen Zigarettenstummel auf den Asphalt und trat ihn aus.

Martin Duvall schüttelte den Kopf.

»Also gut. Wenn Sie von Heloise hören, sagen Sie ihr, sie soll diesen Alleingang sofort beenden. Haben Sie mich verstanden?«

Duvall nickte zögerlich.

»Sagen Sie ihr, sie soll mich anrufen, und dass sie in ihrem Hotel bleiben soll, bis sie von mir hört. Ist das klar?«

»Ja, ist klar. Aber ich glaube nicht, dass das etwas bringen wird.«

Schäfer runzelte die Stirn. »Warum nicht?«

»Weil ... Hören Sie, das zwischen uns ist relativ frisch. Ich kenne Heloise noch nicht gut genug. Sie ist ziemlich verschlossen, und sie hat Probleme damit, Leuten zu vertrauen und sich zu öffnen. Sie kann sehr kalt und zynisch wirken, aber das ist sie nicht. Sie ist sehr sensibel. Der Vater ist ihr wunder Punkt. Wenn ich es richtig verstanden habe, dann ist es das erste Mal seit vier Jahren, dass sie ihn überhaupt sehen will. Das hat sie verdammt nochmal einiges an Überwindung gekostet. Ich glaube also nicht, dass ich sie aufhalten kann.«

»Versuchen Sie es«, sagte Schäfer unnachgiebig. Dann nickte er Augustin zu. »Wir fahren.«

Sie stiegen in den Wagen. Im Rückspiegel sah Schäfer, dass Martin Duvall ihnen nachschaute.

»Wohin fahren wir?«, fragte Augustin.

Schäfer drehte den Zündschlüssel um, und der Motor begann zu brummen. Er schnallte sich mit einer Hand an und lenkte mit der anderen hinaus auf die Straße.

»Zum Flughafen.«

Heloise sah ihn zuerst von hinten und fragte sich, ob der Justizbeamte sie in den falschen Raum geschickt hatte. Das war nicht ihr Vater, der an dem Stahl Tisch unter der flackernden Neonröhre saß.

Es war ein magerer Greis, das dünne Haar vollkommen weiß. Ein alter, ausgemergelter Mann. Mit gekrümmten Schultern und hängendem Kopf saß er da, seine Wirbelsäule zeichnete sich deutlich unter dem orangefarbenen Overall ab wie die Zacken eines Stegosaurus.

Doch als Heloise an dem Mann vorbeiging, änderte sich das Bild vor ihren Augen: Er war wie eine Anamorphose – ein Bild, das von einem Blickwinkel aus betrachtet etwas ganz anderes zeigte als von einem anderen. Es dauerte nicht mehr als ein paar Sekunden. Der alte Mann sah auf, als er sie kommen hörte. Ihre Blicke trafen sich, und sie war sich sicher.

Heloise sah in seine warmen, dunkelbraunen Augen, erkannte die Narbe über seinem linken Wangenknochen, die von der Schaukel auf dem Spielplatz an der St. Paulus Kirche stammte, erkannte den Mund, der sich zu einem zaghaften Lächeln verzog, während er erleichtert ausatmete.

»Heloise«, sagte er und stand vorsichtig auf.

Erschrocken trat sie einen Schritt zurück und blieb anderthalb Meter vom Tisch entfernt stehen. Sie betrachtete ihn schweigend.

Sie traute ihren Augen kaum. Als hätte sie das Fossil des Mannes, der sie großgezogen hatte, aus einem Zementblock freigelegt. Er sah so viel älter aus als in ihren Erinnerungen. Verändert, unbekannt. Er war ein Fremder. Und irgendwie doch nicht ...

Er war es wirklich.

»Heloise?«, wiederholte er. »Schatz?«

Er streckte eine Hand nach ihr aus.

Heloise starrte die Hand mehrere Sekunden lang an. Dann sah sie ihm wieder in die Augen, immer noch schweigend.

Am liebsten hätte sie ihn gehasst. Sie wollte böse und gemein zu ihm sein. Ihm sagen, dass er ihr nichts bedeutete, dass sie ihn nicht mehr liebte. Aber während sie ihn ansah, kribbelte es warm in ihrem Bauch. Sie versuchte, dieses Gefühl mit aller Kraft zu unterdrücken, doch sie wusste, dass es nie ganz verschwinden würde. Dass es immer in ihr weiterleben würde.

Langsam ließ er seinen Arm wieder sinken. Mit einem zögerlichen Nicken deutete er auf den leeren Stuhl auf der anderen Seite des Tisches.

»Willst du dich nicht setzen?«

Heloise atmete tief ein. Ihr war schwindelig. Ihr Brustkorb bebt, und ihr Blick war unscharf, als trüge sie eine Brille mit der falschen Stärke.

Sie sah auf den Boden und blinzelte ein paarmal. Dann trat sie an den Tisch und zog den Stuhl nach hinten. Sie nahm ihm gegenüber Platz, und sein magerer Körper sank wieder auf den harten Metallstuhl.

Für einen langen Augenblick war es still. Als Heloise endlich sprach, war das Erste, was sie sagte: »Du siehst echt scheiße aus.«

Er lächelte schwach und nickte. »Ja, das stimmt wohl.«

»Bekommst du hier nichts zu essen?«

»Doch. Aber ich habe nicht so viel Appetit.«

Wieder schwiegen beide. Heloise starrte auf ihre Fingernägel und kämpfte mit den Tränen.

Ihr Vater beugte sich vorsichtig über den Tisch. Er sah aus, als würde er nach ihrer Hand greifen wollen, sich aber nicht trauen. Stattdessen sagte er: »Ich habe dich so vermisst, mein Schatz.«

Heloise sah auf. Ihr Kiefer begann zu beben, die Tränen liefen ihr lautlos über die Wangen und landeten auf dem kalten Stahltisch, wo sie einen kleinen Salzsee bildeten.

»Du hast meine Briefe nicht beantwortet«, sagte er. »Sie sind einfach ungeöffnet zurückgekommen, und immer, wenn ich angerufen habe, hast du aufgelegt. Ich hätte so gerne mit dir gesprochen.«

»Ich will deine Entschuldigungen nicht hören«, sagte Heloise und wischte sich die Tränen mit dem Handrücken ab. »Deswegen bin ich nicht hier.«

Sie setzte sich auf dem Stuhl zurecht und besann sich.

Ihr Vater hustete, ein trockenes, langgezogenes Röcheln kam aus seinem Hals. Er zog ein Taschentuch aus seinem Overall und wischte sich den Mund ab.

»Das weiß ich«, sagte er.

»Anna Kiel.«

»Ja.«

»Kennst du sie?«

Er nickte.

Heloise holte ihr Smartphone aus der Tasche, öffnete die Diktier-App und legte das Telefon vor ihrem Vater auf den Tisch.

»Was ist das?«, fragte er.

»Ich nehme unser Gespräch auf. Das ist die Bedingung, unter der ich mit dir spreche, und steht nicht zur Diskussion.«

»Ist das ein Interview?« Er lächelte flüchtig.

»Ja.« Die Antwort klang wie ein Peitschenhieb.

Diese furchtbare Sehnsucht, die die Kontrolle über ihre Tränenkanäle gewonnen hatte, wurde nun von unverarbeiteter Bitterkeit verdrängt. Von Entsetzen und Vorwürfen. Jetzt ging es nur noch um Fakten, um die Arbeit. Nicht mehr um ihn.

»Woher kennst du Anna Kiel?«

»Sie kam vor vier Monaten zu mir.«

Heloise schüttelte verständnislos den Kopf. »Sie kam zu dir? Was soll das heißen?«

»Mir wurde gesagt, dass ich Besuch habe, und du kannst dir sicher vorstellen, wie ich mich gefreut habe. Seit Jahren habe ich mit niemandem außerhalb dieses Gefängnisses gesprochen, außer mit meinem Anwalt. Ich dachte erst, dass du es wärst ...«

»Und sie ist einfach hier reinmarschiert? Anna Kiel, die in Dänemark wegen Mordes gesucht wird, nach der europaweit gefahndet wird, betritt freiwillig eines der größten Gefängnisse Frankreichs?«

»Ja. Aber das konnte ja die Polizei nicht wissen.«

»Wie soll das gehen? Ich musste meinen Ausweis vorzeigen und wurde von Kopf bis Fuß durchleuchtet, bevor ich überhaupt in die Eingangshalle kommen durfte.«

»Margaux, haben sie gesagt.«

Heloise blinzelte ein paarmal. »Margaux?«

»Mir wurde gesagt, dass eine Margaux Perrossier mich besuchen will. Ich dachte: Okay, sehen wir mal, wer das ist und was sie von mir will. Eine Fremde ist besser als gar nichts.« Er nickte vor sich hin.

Heloise ignorierte den stummen Vorwurf. »Und dann?«

»Dann saß sie dort, wo du jetzt sitzt. Sie fragte mich, ob ich wisse, wer sie ist. Nein, sagte ich. Ich hatte sie noch nie zuvor gesehen. Sie fragte mich, ob ich wirklich bereue, was ich getan habe. Ob ich mich wirklich schäme.«

»Und?«

»Ich habe ihr erzählt, dass ich das tue.« Er blickte auf die Tischplatte, während er sprach. »Dass ich immer gegen die Gefühle in mir angekämpft habe.« Er sah auf. »Und das tue ich wirklich, Heloise, ich habe immer gegen –«

»Ich will davon nichts hören.« Heloise hielt ihre zitternde Hand hoch. »Bleib bei deinem Gespräch mit Anna Kiel. Ich will nichts von deinen Gefühlen wissen oder von deiner Reue, das kannst du dir sparen. Das kannst du einem Priester erzählen oder jemand anderem, der dich von deinen Sünden freispricht. Ich will kein Wort mehr davon hören, ist das klar?«

»Ja.«

»Ich meine es ernst.« Ihr Blick war kalt. »Wenn du noch einmal damit anfängst, gehe ich.«

Er nickte.

»Was geschah dann?«

»Sie hat mich gefragt, ob ich ... ob ich mich an sie erinnere.«

Heloise schloss die Augen und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Sie wusste, dass kein Weg daran vorbeiführte, dass sie sich jetzt alles anhören musste. Wenn sie diese Geschichte, Annas und ihre Geschichte, zu Ende bringen wollte, musste sie ihren Vater erzählen lassen. Seit vier Jahren weigerte sie sich,

etwas von seinem Doppelleben zu hören, doch jetzt ging es nicht mehr anders.

Sie sah wieder auf. »Sie fragte, ob du dich an sie *erinnerst*?«

»Ja.«

»Und hast du dich an sie erinnert?«

»Nicht sofort. Aber später, nachdem wir uns ein bisschen unterhalten habe. Dann fiel es mir wieder ein.«

»Was fiel dir wieder ein?«

Er schaute an ihr vorbei, schloss die Augen ein paar Sekunden lang. Als er sie wieder öffnete, sagte er: »Es war Anfang der Neunziger. Wir waren ein paar Leute, die sich ab und zu getroffen und ... Sachen ausgetauscht haben.«

»Sachen?«

»Ja, Geschichten und Bilder und so etwas. Es war die Zeit vor dem Internet, vor den guten Kameras, die heutzutage jeder hat, mit denen alles in null Komma nichts hochgeladen und abgerufen werden kann. Damals war alles analog, wir hatten Rohfilme, Negative und entwickelte Fotos, die wir untereinander getauscht haben.«

»Was waren das für Männer, mit denen du dich getroffen hast?«

»Da waren immer unterschiedliche Typen, kam immer ganz auf die Art der Veranstaltung an.« Er zuckte mit den Schultern. »Ganz gewöhnliche Männer.«

Heloise schnaubte verächtlich. »Gewöhnlich?«

»Naja, du weißt schon. Männer, die sonst ein unauffälliges Leben führen. Lehrer, Anwälte, Verkäufer, Oberärzte, solche Leute eben. Nicht unbedingt der letzte Abschaum oder irgendwelche Massenmörder. Leute, denen man so etwas nicht ansieht, wenn man ihnen auf der Straße begegnet. Einige habe ich öfter bei diesen Veranstaltungen getroffen, aber es waren auch immer wieder neue Gesichter dabei.«

»Wo habt ihr euch getroffen?«

»In einem Gebäude am Nordhavn. Ein leeres Lagerhaus, unweit vom Anleger der Kreuzfahrtschiffe.«

»Woher wusstest du von diesen Treffen?«

»Ich hatte einen Bekannten, der mir vorgeschlagen hat, Mitglied zu werden ...«

»Mitglied?«, fragte Heloise. »Wie wurde man Mitglied?«

»Man musste eingeladen werden. Es war ein ... ein Geheimclub, so kann man es wohl nennen. Eine Art Loge. Man konnte nicht einfach auftauchen und anklopfen, man musste jemanden kennen, der wusste, dass man ... dieselbe Neigung hat.«

»Kam es zu ... Handlungen bei diesen ... Veranstaltungen?«

»Manchmal ja.«

»Mit Minderjährigen?«

Er nickte.

»Woher kamen sie?«

Er zuckte mit den Schultern.

»Das ... das weiß ich nicht.«

Heloise stand so ruckartig auf, dass der Stuhl hinter ihr umkippte, und spuckte ihm ins Gesicht.

»Du bist doch krank im Hirn!«, rief sie. »Ich hasse dich, verdammt, ich hasse dich, ist dir das klar?«

Die Tür am anderen Ende des Zimmers ging auf, und ein Wärter kam herein.

Heloise riss sich zusammen.

Sie signalisierte dem Wärter mit einem Blick, dass nichts passiert war. Dass er ruhig wieder gehen konnte.

Als die Tür wieder zuing, hob sie den Stuhl auf. Nick Kaldan wischte sich das Gesicht mit den Händen ab. Er brach in Tränen aus, schluchzend, und die beiden saßen sich lange gegenüber, ohne ein Wort zu sagen. Ohne sich anzusehen.

»Hast du Anna Kiel auf einer dieser Veranstaltungen getroffen?«

»Können wir nicht aufhören –«

Sie hob die Stimme. »Hast du Anna Kiel auf einer dieser Veranstaltungen getroffen?«

Er nickte.

»Einmal? Mehrmals?«

»Das ... das weiß ich nicht mehr. Ich war nur manchmal dort, doch Anna sagt, sie sei bei mehreren Veranstaltungen gewesen. Dass sie mich mehr als nur einmal gesehen hat.«

»Hast du sie angefasst?«

»Nein.«

»Du hast dich nicht an ihr vergangen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Aber andere?«

»Ja.« Er nickte bedrückt.

Heloise schüttelte angewidert den Kopf. »Woher weißt du das?«

»Ich ... ich habe zugesehen.«

»Du hast zugesehen?«

Er antwortete nicht, sondern starrte auf den Tisch. Er konnte ihr nicht in die Augen sehen.

»Sprich so, dass ich dich hören kann.«

»Ja.«

»War das dein Trick? Hast du dich so vor dir selbst gerechtfertigt? Du hast die Kinder nie selbst angerührt? Und das ist dann irgendwie wieder okay?«

»Heloise, bitte, mein Schatz ...«

»Was war mit mir?«

Er sah auf. »Was meinst du?«

»All die Male, die wir zusammen am Strand waren, als ich klein war? Oder im Schwimmbad? Was ist da in deinem Kopf vorgegangen?«

»Wovon in aller Welt redest du da?«

»Hast du mich auch so angesehen? Auf diese Art?«

»Nein!« Sein Gesicht verzog sich, als wäre ihm bei dem Gedanken übel. »Heloise, hör auf, mir so etwas Widerliches zu unterstellen! Natürlich habe ich das nicht. Du warst doch meine Tochter!«

»Die anderen waren auch die Kinder von jemandem. Wie konntest du das zulassen?«

»Ich ... ich schäme mich so sehr. Und das konnte Anna sehen. Sie hat gesehen, dass ich nicht wie die anderen war.«

»Du bist *genauso* wie die anderen«, widersprach Heloise.

»Nein, sie wusste, dass ich alles anders machen würde, wenn ich könnte. Deshalb ist sie hergekommen.«

»Was wollte sie von dir?«

»Sie wollte meine Hilfe.«

»Wobei?«

»Um das alles zu dokumentieren.«

Heloise lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und betrachtete ihn einige Sekunden.

»Was genau wollte sie?«

»Namen, Passwörter, Zugang zu den Dateien der Loge.«

»Und das konntest du ihr alles geben?«

Er nickte.

»Was für Dateien sind das?«

»Als das Internet kam, wurde es viel leichter, Material zu teilen. Wenn man keine Möglichkeit hatte, an den Treffen teilzunehmen, konnte man trotzdem im, nun ja ... *Club* Mitglied sein. Es wurde ein Chatforum eingerichtet, ein geheimes Portal, auf dem man Sachen tauschen konnte.«

»Und zu diesem Portal hast du Anna Kiel Zugang verschafft?«

Er nickte erneut.

»Was hat sie damit vor?«

»Das hat sie mir nicht erzählt. Das war nicht Teil unseres Deals.«

»Eures Deals?«

»Ja. Sie wollte konkrete Beweise haben. IP -Adressen, Bilder, Videos, und ich ...« Er sah auf. »Ich wollte dich sprechen. Das war unsere Abmachung. Wenn sie es schafft, dich herzubringen, würde ich ihr die Informationen geben, die sie braucht.«

Heloise nickte. »Also hast du die ganze Zeit dahintergesteckt? Die Briefe, die sie mir geschickt hat, waren dazu gedacht, mich hierherzulocken?«

Er zuckte zögernd mit den Schultern. »Ich hatte keine andere Wahl.«

Heloise spürte, wie die Wut ihre Fingerspitzen vibrieren ließ. »Deinetwegen sind Leute gestorben. Ist dir das klar?«

»Wie bitte? Nein, ich –«

»Einer meiner Kollegen wurde ermordet, nur weil ich mit ihm über diese Briefe gesprochen habe.« Sie riss den Kragen ihrer Bluse nach unten, so dass man die Quetschungen an ihrem Hals sehen konnte. »Siehst du das? Ich wurde überfallen. In meiner eigenen Wohnung! Ich hätte tot sein können! Und weswegen?

Deinetwegen! Weil du ein schlechtes Gewissen hast! Weil du hier unten rumsitzt und rumheulst, während deine dreckigen Freunde zu Hause versuchen, alle Spuren zu vernichten!«

Er öffnete und schloss den Mund ein paarmal wie ein Fisch, aber er war wie gelähmt und brachte keinen Laut hervor.

»Wer ist der Kopf dieses Vereins?«, wollte sie wissen. »Wer? Ist es Johannes Mossing?«

Aus seinem Gesicht wich auf einmal die Farbe. »Heloise, halte dich von diesem Mann fern.«

»Er ist es, nicht wahr?« Adrenalin schoss durch ihren Körper. »Wenn du etwas weißt, das ihm das Genick brechen kann, dann ist jetzt der richtige Zeitpunkt, es zu sagen. Wenn du mich wirklich vor ihm beschützen willst, dann pack jetzt aus.«

»An-Anna«, sagte er zerstreut. »Sie hat alle Beweise gegen ihn.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Ich weiß nicht ... Ich –«

»Wie soll ich mit diesen Informationen arbeiten, wenn ich nicht weiß, wo sie steckt?«

»Sie will mit dir Kontakt aufnehmen. Das war der Plan. Sie ist irgendwo in der Nähe. Sie ist hier, ich habe mit ihr gesprochen, und –« Er musste erneut husten. Dieses Mal rang er mühsam nach Luft, er röchelte und würgte, als wäre ihm etwas im Hals steckengeblieben.

Emotionslos sah Heloise zu und bot ihm keinerlei Hilfe an.

»Heloise, mein Liebes«, keuchte er, nachdem er sich wieder gefasst hatte. »Ich bin krank.«

»Hör auf!« Verärgert stand Heloise auf. »Ich habe dir gesagt, dass ich keinen Bock auf deine Entschuldigungen habe.«

»Nein, das meine ich nicht. Ich habe Krebs.«

Heloise hielt inne und sah ihn an. Es vergingen ein paar Sekunden, bevor sie reagierte.

»Krebs?«

Er nickte und fasste sich an die Brust. »Lungenkrebs. Mit Metastasen in der Leber und in den Knochen, haben die Ärzte gesagt. Es sieht nicht gut aus.«

Heloise zitterte.

»Aber du wirst doch ... behandelt?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht mehr. Sie können nichts mehr tun.«

Heloise starrte an die Decke und versuchte, die Tränen zurückzuhalten.

»Das ist schon okay«, sagte er. »Ich habe mich damit abgefunden. Und jetzt habe ich dich noch ein letztes Mal gesehen und bin bereit zu sterben. Ich habe keine Angst mehr.«

»Wie viel Zeit bleibt dir noch?«

»Ein paar Monate, sagen sie ...« Er schüttelte schwach den Kopf. »Ich habe nicht vor, so lange hier herumzusiechen.«

Sie sahen sich einen langen Augenblick an.

Er lächelte.

Heloise holte tief, tief Luft. »Du warst meine ganze Welt, das ist dir schon klar, oder?«

»Und du meine.«

Sie nickte und schwieg. Dann wischte sie entschlossen eine Träne aus ihrem Augenwinkel.

»Okay, ich werde also von Anna Kiel hören, sagst du? Und sie hat die restlichen Informationen und Beweise?«

»Ja.«

»Gut.«

Heloise stand auf und ging Richtung Ausgang.

»Warte!« Er klang verzweifelt.

Heloise drehte sich noch einmal um und sah ihn abwartend an. Seine Augen waren groß und feucht.

»Ich hab dich so lieb!«

Die Worte waren keine Feststellung, sondern ein Flehen.

Sie blickte ihn traurig an.

»Leb wohl, Vater.«

Das Fahrwerk klappte mit einem lauten Plong aus dem Flugzeugbauch. Die Passagierin neben Schäfer umklammerte die Armlehnen so krampfhaft, dass ihre Knöchel ganz weiß wurden.

Er beobachtete sie einen Augenblick. Mit den Runzeln auf ihrer pigmentbefleckten Stirn und den Lachfältchen um ihre graugrünen Augen schätzte er sie auf etwa siebzig Jahre. Sie atmete nun in flachen, kurzen Zügen.

Schäfer lehnte sich zu ihr. »Ich schätze, Sie sind es nicht gewohnt zu fliegen?«

Die Frau öffnete die Augen, um zu sehen, wer mit ihr sprach. Ihr Blick flackerte, bis sie Schäfer neben sich wahrnahm. Für einen kurzen Moment sah sie verlegen aus. Dann schüttelte sie den Kopf.

»Nein, ich halte nicht viel davon.«

»Aber Sie wissen, was die Statistiken sagen, nicht wahr?« Er lächelte entwaffnend. »Das Flugzeug ist das sicherste Transportmittel, das es gibt.«

Der Flieger drehte scharf nach rechts, und der Himmel verschwand von dem kleinen ovalen Fenster an der Schulter der Frau. Ein leises Wimmern klang aus ihrem Mund, und sie kniff die Augen ganz fest zu. Schäfer sah an ihr vorbei durch das Fenster auf die Erde. Unter ihnen schlängelte sich eine Autobahn durch die Landschaft. Die Autos ähnelten Ameisen, die in einer Reihe über den Asphalt trippelten, und sein Blick folgte dem Rhythmus des Verkehrs.

»Ganz ruhig«, sagte er. »Wir landen gleich.«

Der Pilot brachte den Flieger wieder in die Horizontale. Die Miniaturgebäude unter ihnen wuchsen zu Hochhäusern heran, und nach wenigen Minuten rasten die Räder über die Landebahn. Die Bremsklappen an den Flügeln stellten sich aufrecht, und Schäfer wurde in den Sitz gedrückt.

Er legte der Dame kurz eine Hand auf die Schulter und fischte mit der anderen sein Handy aus der Hosentasche. »Sehen Sie. Hat doch alles geklappt.«

Die Dame lächelte erleichtert. »Gott sei Dank. Ich danke Ihnen.«

Schäfer schaltete sein Telefon an und wählte Lisa Augustins Nummer.

»Hallo?«

»Ich bin's.«

»Hej. Bist du gelandet?«

»Ja, gerade eben. Aber es hat ewig gedauert, an Bord zu kommen. Mein Pass ist abgelaufen und liegt beim Bürgeramt. Also habe ich den ersten Flieger verpasst, während ich bei der Flughafenbehörde auf grünes Licht gewartet habe, aber jetzt bin ich hier. Gibt es Neuigkeiten?«

»Ja, wir haben jetzt eine Übersicht über Heloises Kreditkartenabrechnung der letzten 24 Stunden. Sie ist am Morgen mit einem Uber-Taxi vom Flughafen Orly losgefahren und hat dann im 3. Arrondissement in ein Hotel eingekcheckt, nämlich im ...«, es entstand eine kurze Pause, »... *La Pavillon de la Reine* .« Augustin sprach den Namen mit plumpem, dänischem Akzent aus. »Es liegt im Zentrum, in der Nähe der Seine, nicht weit von Notre Dame.«

»Okay. Noch was? Hat sie die Kreditkarte noch woanders benutzt?«

»Ja, sie hat am Flughafen Geld abgehoben. 250 Euro. Das war's.«

»Hast du schon mit der französischen Polizei gesprochen?«

»Ja, gerade eben. Sie werden sich Heloise schnappen, sobald sie beim Gefängnis auftaucht, bevor ... warte mal kurz! Leg nicht auf.«

Er hörte, wie sie mit jemand anderem sprach, aber die Verbindung war so schlecht, dass die Stimmen ineinander verschmolzen. Als sie wieder am Apparat war, klang sie hektischer: »Hallo?«

»Ja?«

»Sie war schon da!«

»Wo?«

»Im Gefängnis, bei ihrem Vater. Fresnes hat eben angerufen. Sie ist schon wieder weg.«

»Wohin ist sie gegangen? Wie lange ist das her?«

»Erst ein paar Minuten.«

»Warum haben diese Idioten sie nicht aufgehalten?«

»Das Gefängnispersonal wusste noch nicht Bescheid –«

»Bullshit!«, rief Schäfer.

Augustin schwieg einen Moment. Dann sagte sie: »Und jetzt?«

Schäfer schürzte die Lippen und dachte nach. »Ruf noch mal die französischen Kollegen an. Sag denen, dass Heloise das Gefängnis gerade wieder verlassen hat und dass Anna Kiel sich vermutlich in der Nähe aufhält.«

»Okay. Was hast du vor?«

»Ich fahre nach Fresnes raus und rede mal mit diesem Nick Kaldan. Ich muss wissen, worüber er mit Heloise gesprochen hat – worum es hier überhaupt geht.«

»Okay, melde dich, wenn du wieder rauskommst, ja?«

Schäfer versprach, sie auf dem Laufenden zu halten, legte auf und schnaubte genervt.

Ein lautes *Pling* verkündete, dass die Sicherheitsgurte abgeschnallt werden konnten, gefolgt von einer metallischen Klicksinfonie. Die gesamte Kabine scharrte mit den Füßen, das Handgepäck wurde aus den Ablagen gehievt, und die Leute drängelten sich im Gang.

»Jetzt haben wir unsere Gesichtsausdrücke getauscht, ist Ihnen das aufgefallen?«

Schäfer drehte sich zu der Frau auf dem Nachbarsitz um.

»Wie meinen?«

»Der besorgte Blick«, sagte sie und deutete mit einem Kopfnicken auf seine gerunzelte Stirn. »Jetzt sind Sie es, der bedrückt aussieht, während ich einfach nur glücklich bin, noch am Leben zu sein.« Sie lächelte. »Ist alles in Ordnung?«

»Alles bestens, danke. Nur die Arbeit.«

»Na Gott sei Dank.« Die Frau lächelte aufmunternd. »Ich dachte schon, es geht um Leben oder Tod.«

O doch, dachte Schäfer. Genau darum geht es.

Heloise öffnete die Uber-App auf ihrem Handy, aber nichts passierte. Sie überprüfte, ob sie Netz hatte. Es existierte an diesem Ort praktisch nicht. Sie schaute nach rechts und links, die Straße hinab. Ein paar Autos waren unterwegs, und vereinzelt liefen Menschen mit raschen, zielgerichteten Schritten an ihr vorbei. Aber weit und breit kein Taxi.

Sie begann, dem Verkehr Richtung Zentrum zu folgen, während sie ihr Handy auf der Suche nach einem Signal vor sich hielt. Sie fühlte sich ausgelaugt und vollkommen kraftlos. Ihr Herz fühlte sich an, als habe es sich von seinem festen Platz gelöst und würde jetzt schwerelos in ihrer Brust schweben. Sie konnte sich selbst nicht mehr spüren. Sie hatte soeben ihren Vater zum letzten Mal gesehen, und nun fühlte sie ...

Nichts.

Während sie der Straße folgte, ließ sie das Symbol in der oberen linken Ecke ihres Handys nicht aus den Augen. Vom Display hypnotisiert, stieß sie gegen eine Person, die hinter einer Bushaltestelle vortrat.

»Pardon«, sagte Heloise mechanisch, ohne aufzusehen. Wie in Trance ging sie weiter und hielt das Telefon hoch in die Luft, auf der Suche nach unsichtbaren Verbindungen, als würden die paar Zentimeter einen Unterschied machen.

»Heloise?«

Heloise drehte sich um. Sie kniff die Augen zusammen und musterte die Frau hinter sich, während sie abwog, ob sie stehen bleiben oder fliehen sollte.

Anna Kiel sah Heloise nicht direkt in die Augen.

Stattdessen ging sie ein paar Schritte auf sie zu und blieb an einer vollgeklebten Litfaßsäule stehen.

»Heloise?«, wiederholte sie, während sie ein ausgebleichenes Theaterplakat studierte.

Sie sah anders aus als auf den Fotos, die Heloise gesehen hatte. Die langen blonden Haare waren durch eine nussbraune, jugenhafte Frisur ersetzt worden. Sie war bleich und mager, beinahe eingefallen, und sie war kleiner, als Heloise sich vorgestellt hat. Kleiner als die 1,72 Meter, die die Polizei auf die Fahndungsliste gesetzt hatte, zumindest sah sie nicht so aus. Sie

ähnelte eher einem kleinen Mädchen. Heloise konnte sich kaum vorstellen, dass sie einen erwachsenen Mann umgebracht haben soll. Diese Frau sollte jemanden von Christoffer Mossings Statur überwältigt haben?

Heloise nickte. »Ja, das bin ich.«

»Folge mir. Bleib ein Stück hinter mir«, sagte Anna Kiel und setzte sich in Bewegung. Heloise hielt einen Abstand von zehn, fünfzehn Metern. So liefen sie beinahe eine Viertelstunde durch Straßen mit halb verfallenen Häusern, überquerten eine Fußgängerbrücke über eine stark befahrene Straße und kamen an Wohnblocks mit Balkonen voll Gerümpel, vertrockneten Pflanzen, Wäscheleinen und Satellitenschüsseln vorbei.

Anna Kiel bog ab und betrat ein algerisches Restaurant. Es lag zwischen einem Nagelstudio und einer Zoohandlung.

Heloise zögerte einen Augenblick, dann folgte sie ihr. Sie trat durch die Tür und blieb auf der Schwelle stehen. Stirnrunzelnd sah sie sich in dem kleinen, abgedunkelten Lokal um. Ein maghrebinisches Paar saß an einem Tisch in der Ecke und aß aus einer Tajine, die mitten auf dem Tisch stand. Es roch nach Zimt und Kreuzkümmel. Hinter der Bar stand ein Kellner, ein älterer dunkelhaariger Mann, der Getränke in violette Gläser schenkte. Ansonsten war der Raum leer.

Heloise konnte Anna Kiel nirgends sehen.

Sie wollte gerade den Kellner nach ihr fragen, als er mit einem Nicken auf einen Durchgang in den hinteren Teil des Lokals deutete.

Die Plastikperlen des rubinroten Vorhangs klimperten, als Heloise das Hinterzimmer betrat, das für Feste und andere Veranstaltungen genutzt zu werden schien. Von der Decke hingen orangefarbene Papierlaternen, in der Mitte stand ein massiver Eichentisch und darum herum achtzehn bis zwanzig Stühle. Am Ende des Tisches saß Anna Kiel.

Heloise blieb einen Moment abwartend stehen.

Anna Kiel deutete mit einem Kopfnicken auf den Stuhl neben sich. »Setz dich.«

Heloise ging auf sie zu. Sie blieb drei Stühle von ihr entfernt stehen und nahm Platz.

»Du wolltest mit mir sprechen?«

Anna Kiel lächelte kurz. »Das war eigentlich nicht der Plan. Jedenfalls nicht am Anfang. Nick wollte mit dir sprechen, und es war mein Teil der Abmachung, das zu regeln. Ich hatte keine Ahnung, wer du warst, bevor er mir von dir erzählt hat. Aber wenn du schon mal da bist ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Warum nicht?«

»Also wolltest du eigentlich gar nichts von mir?«

»Nicht am Anfang, nein.«

»Also war all das hier – die letzten zwei Wochen, in denen ich zu Hause wie eine Wilde durch die Gegend gerannt bin, um nach Spuren von dir zu suchen und herauszufinden, was damals mit diesem Mossing passiert ist – das war alles umsonst?«

»Es hat dich hierhergeführt.«

»Warum hast du mir diese Briefe geschickt? Du hättest anrufen und mir erzählen können, worum es geht.«

»Wärst du gekommen, wenn ich das gemacht hätte?«

»Um deine Story schreiben zu können? Ja.«

»Hättest du auch deinen Vater besucht?«

Heloise zögerte einen Moment. »Nein, das hätte ich wahrscheinlich nicht.«

»In dem Fall hätte es auch keine Story gegeben. Er hätte mir überhaupt keine Beweise überlassen.«

Heloise musterte sie, ohne darauf einzugehen.

»Tut mir leid, dass du in die ganze Sache mit reingezogen wurdest«, sagte Anna Kiel. »Aber du kannst das Beste aus der Situation machen.«

»Das Beste?«

»Du kannst mir helfen, dafür zu sorgen, dass ein paar widerliche Kerle ihre gerechte Strafe kriegen.«

»Was ist mit dir?«

»Was soll mit mir sein?«

»Du hast einen Mann umgebracht. In meinen Augen gehörst du damit zur selben Kategorie wie diejenigen, auf die du es abgesehen hast. Warum sollte ich dir dabei helfen, andere hinter Gitter zu bringen, während du selbst versuchst, deiner gerechten Strafe zu entkommen?«

Anna Kiel nickte und biss sich nachdenklich in die Unterlippe.

»Wir können einen Deal machen«, sagte sie. »Wenn diese Menschen überführt sind, und die ganze Welt sehen kann, was für Ungeheuer das sind, dann kannst du gerne versuchen, mich zu kriegen.«

»Nein«, sagte Heloise. »Wenn das hier erledigt ist, bin ich raus aus der Sache. Dann will ich nichts mehr von dir hören. Alles, was hinterher passiert, ist dein Problem. Abgemacht?«

»Abgemacht.«

»Aber du kannst nicht ewig auf der Flucht sein, das weißt du, oder?«

Anna Kiel lächelte. »Diese Herausforderung nehme ich an.«

»Wie überlebst du überhaupt?«, fragte Heloise. »Schickt Kenneth dir Geld?«

Ein milder Ausdruck flimmerte über Anna Kiels Gesicht.

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen.«

Die beiden Frauen sahen einander eine Weile schweigend an. Dann durchbrach Anna Kiel die Stille. »Willst du die Geschichte hören oder nicht?«

Heloise nickte. Sie holte ihr Smartphone aus der Tasche und öffnete die Diktier-App.

»Ich würde das Gespräch gerne aufnehmen. Ist das in Ordnung?«

»Ja.«

»Ich werde die Aufnahmen wahrscheinlich in meiner Reportage verwenden. Ich werde dich in dem Fall wörtlich zitieren.«

Anna Kiel legte ihre Arme auf den Tisch, faltete die Hände und starrte einen Augenblick lang auf die Tischplatte, als würde sie die Astlöcher im Eichenholz studieren. Dann sagte sie: »Hast du eine Ahnung, wie es ist, in einem leeren Zuhause aufzuwachsen, ohne richtigen Kontakt, ganz allein?«

Heloise schüttelte den Kopf.

»Nein, natürlich nicht. Dein Vater hat mir von eurem Leben erzählt. Von deiner Kindheit. Klingt, als hättest du eine gute Zeit gehabt.«

»Das hatte ich wohl«, sagte Heloise tonlos.

»Ja.« Anna Kiel nickte. »Scheint so. Er liebt dich, das weißt du. Aber bei mir war das nicht so. In meinem Zuhause gab es keine Liebe, keine Erwachsenen, die für mich da waren. Mein Vater war bei der Arbeit oder in der Kneipe, und meine Mutter ...«, sie zog eine Grimasse, »... war viel zu beschäftigt, um überhaupt eine Mutter zu sein. Sie war ständig unterwegs und schmiss das Geld zum Fenster raus, das mein Vater verdiente.«

»Hat sie gespielt?«

»Ja, genau.« Anna Kiel nickte. »Wir hatten selten Essen im Kühlschrank, vielleicht mal ein paar Bier, und niemand kam

abends nach Hause, um mich ins Bett zu bringen. Niemand hat sich um mich gekümmert.«

»Warum ist keiner eingeschritten? Warum hat niemand aus der Schule das Jugendamt über die Zustände in deiner Familie informiert?«

»Worüber hätten die denn informieren sollen? Ich habe früh gelernt, auf mich selbst aufzupassen, und habe mich nie bei jemandem beschwert. Meine Lehrer hatten keine Ahnung, was bei uns zu Hause abging. Die dachten einfach nur, ich wäre schwierig. Oder vielleicht war es ihnen auch egal – keine Ahnung. Aber auf jeden Fall hat niemand was gesagt.«

»Und weiter?«

»Irgendwann ist mein Vater verschwunden. Ich glaube, er hatte keinen Bock mehr auf das Leben bei uns zu Hause, keinen Bock mehr auf uns. Er ist nach Grönland abgehauen, hat sich einen Job gesucht und anfangs auch noch Geld geschickt.«

Heloise überlegte einen Moment, ob sie ihr erzählen sollte, dass sie Frank Kiel getroffen hatte und dass er versucht hatte, die Situation seiner Tochter auszunutzen, um Heloise Geld aus der Tasche zu ziehen. Aber sie brachte es nicht übers Herz, Anna Kiel noch weitere Enttäuschungen zuzufügen.

Also schwieg sie und hörte zu.

»Als irgendwann kein Geld mehr kam, ist meine Mutter in ein tiefes Loch gefallen. Sie hat Geld ausgegeben, das wir überhaupt nicht hatten. Viel Geld. Sie hat sich große Summen geliehen, die sie dann verspielt hat, und jedes Mal, wenn sie verlor, konnte sie ihre Schulden wieder nicht bezahlen.« Anna schwieg einen Augenblick und hing ihren Gedanken nach. »Ich erinnere mich an den Abend, als die zu uns nach Hause gekommen sind. Meine Mutter war nicht da, sie war unterwegs. Ich wusste nicht, wo sie sich rumtrieb, das wusste ich nie. Es war spät, und ich war schon im Bett, als es an der Tür klingelte. Erst dachte ich, dass sie es war. Sie kam öfter betrunken nach Hause und hatte ihre Schlüssel irgendwo verloren. Also bin ich davon ausgegangen, dass sie dort vor der Tür stehen würde.

»Aber sie war's nicht?«

»Nein. Es waren zwei Männer.«

»Kannst du sie?«

»Nein. Nie zuvor gesehen.«

»Was wollten sie?«

»Sie fragten nach meiner Mutter, und ich habe gesagt, dass sie gleich nach Hause kommen müsste. Aber ich hatte ja keine Ahnung, ob sie überhaupt kommen würde. Ich stand einfach nur da in meinem Nachthemd und habe gezittert. Ich hatte total Schiss und habe einfach nur gehofft, dass die Typen wieder abhauen. Einer von denen war richtig gut drauf. Hat gegrinst und gesagt, wie hübsch ich bin.«

Entsetzt schüttelte Heloise den Kopf.

»Ich hatte wahnsinnige Angst. Als die Typen das sahen, haben sie gelacht.«

»Wie bist du die wieder losgeworden?«

»Irgendwie habe ich die Tür wieder zugekriegt, und habe dann im Dunkeln im Flur gestanden und gelauscht, während die Typen im Vorgarten auf meine Mutter gewartet haben. Als sie endlich auftauchte, konnte ich sehen, wie die Männer sie gepackt und so richtig durchgeschüttelt haben. Ich habe gehört, wie sie ihr gedroht haben, weil sie ihnen Geld schuldet, und dass sie bis Freitag Zeit hat, es zu besorgen. Sie sagte, sie wüsste nicht, wie sie das Geld bis dahin auftreiben soll, und ob es nicht einen anderen Weg gebe, ihre Schulden zu begleichen.«

»Wie haben die Männer darauf reagiert?«

Anna Kiel zuckte mit den Schultern und lächelte ein freudloses Lächeln. »Anders, als sie wohl erwartet hat. ›Deine Tochter‹, haben sie gesagt, ›wie heißt deine Tochter?‹«

Heloise drehte sich der Magen um. »Sie wollten *dich*? «

»Ich erinnere mich noch, wie unterwürfig meine Mutter plötzlich klang, als ihr bewusst wurde, wie einfach sie ihre Schulden begleichen konnte. Sie hat keine Sekunde gezögert, mich zu opfern.«

»Sie hat ihre Schulden mit *dir* abbezahlt?«

Anna Kiel nickte. »Ja. Ein paar Tage später hat sie mich irgendwo hingefahren, zu einem leeren Lagerhaus unten am Nordhavn und hat mich da abgesetzt. Stell dir das mal vor.« Immer noch fassungslos schüttelte Anna Kiel den Kopf.

Heloise schloss die Augen. Sie hatte nicht die Vorstellungskraft, sich diesen Verrat auszumalen. Sich ein Bild von dem Leben zu machen, das Anna Kiel führen musste. Sie konnte nur erahnen, was so etwas mit einer Kinderseele machte.

»Es tut mir wirklich so unglaublich leid, das zu hören«, war das Einzige, was ihr einfiel.

Anna Kiel nickte, ohne Heloise anzusehen. »So lief das eine ganze Weile. Meine Mutter setzte mich vor dem Gebäude ab, sie nahmen mich mit rein.«

»Wie oft ist das passiert?«

»Sieben, acht Mal, glaube ich. Innerhalb eines Jahres. Irgendwann hatten sie anscheinend keine Lust mehr auf mich. Jedenfalls hat es von einem Tag auf den anderen aufgehört. Ich habe meine Mutter nie gefragt, warum ich da nicht mehr hinmusste. Wir haben nie darüber gesprochen.«

»Wie viele Männer waren da?«

»Ich erinnere mich an neun Personen.«

»Neun Männer?«

»Ja. Es gab noch einen zehnten, aber der hat immer nur zugesehen.«

Heloise versuchte zu schlucken, aber ihr Mund war trocken.

»War das mein Vater?«

Anna Kiel nickte.

»Wie hast du Kontakt zu ihm aufgenommen – nach so vielen Jahren? Woher wusstest du, dass er in Paris war?«

»Das war Zufall. Ich bin auf einen Artikel gestoßen, nur eine kleine Notiz in einer dänischen Zeitung, dass ein Däne in Frankreich wegen Kinderpornographie verurteilt worden war. Und dass er hier im Gefängnis sitzt. Ein Nick Kaldan, stand da, und bei dem Namen hat es bei mir geklingelt: *Nick*. Ich hör noch genau die Stimmen um mich herum in diesem Lagerhaus: *Komm schon, Nick. Zier dich nicht so, Nick*. Ich habe den Namen gegoogelt. In einem seiner Bücher habe ich ein altes Foto von ihm entdeckt und ihn wiedererkannt.«

»Und dann bist du hierhergekommen?«

»Nicht gleich. Erst nachdem ...« Sie machte eine eindeutige Geste, bei der sie ihren Daumen über ihre Kehle zog. »Ich bin von

Dänemark nach Frankreich geflohen. Dein Vater war immer ...«
Sie suchte nach einer passenden Formulierung.

»... zurückhaltend. Er war nicht wie die anderen. Aus der Berichterstattung über seine Gerichtsverhandlung wurde irgendwie deutlich, dass er ziemlich unglücklich über sein Verhalten war. Also habe ich ihn aufgesucht, und wir haben einen Deal gemacht. Und jetzt sitzen wir hier ...«

Heloise atmete tief aus und rieb sich die Schläfen. »Okay, gut. Und du kannst beweisen, dass all das wirklich passiert ist?«

»Nein. Ich kann nicht beweisen, was sie mit mir gemacht haben. Es gibt, soweit ich weiß, keine Aufnahmen davon. Und selbst wenn ich es beweisen könnte – die Sache ist längst verjährt. Da kann ich nichts mehr machen. Jedenfalls nicht juristisch.« Sie legte eine Pause ein und holte eine gelbe Mappe aus ihrem Rucksack. »Aber hier habe ich die Beweise, dass diese Leute anderen Kindern dasselbe antun«, sagte sie und legte die Mappe vor Heloise ab. »Dein Vater hat mir Zugang –«

»– zu deren interner Kommunikation verschafft. Ja, das hat er mir erzählt.« Heloise nickte.

»Genau. Hier ist alles. Informationen über die neun Männer, an die ich mich erinnere, und drei neue, die seitdem dazugekommen sind.« Sie klopfte auf die Mappe. »Aber damals gab es noch diesen Jungen.«

»Einen Jungen?«

»Ja. Als ich mal wieder im Lagerhaus war, habe ich ihn gesehen. Er hatte sich in einem großen Werkzeugschrank versteckt, der einen Spalt weit aufstand. Er war vielleicht fünfzehn oder so. Er hat mir in die Augen gesehen, während einer der Erwachsenen sich an mir zu schaffen machte. Einen Augenblick habe ich echt geglaubt, dass er mir helfen wollte, denn er sah total schockiert aus. Aber er sagte nichts und machte auch nichts. Er hockte einfach nur in seinem Versteck und hat zugehört.« Anna Kiel nickte wie für sich selbst. »Ich erinnere mich genau an seine Augen. Sie haben geleuchtet, wie bei einer Katze, aber sein Blick veränderte sich, während er mich ansah. Erst sah er mitfühlend aus, doch irgendwann bekamen seine Augen diesen kalten, verächtlichen Ausdruck. Und dann zwinkerte er mir zu. Das war

kein verschwörerisches Zwinkern, sondern ein widerliches, sadistisches Grinsen. »Du leidest, und mir gefällt dieser Anblick.«

»Wer war dieser Junge? Wie ist er an diese Männer geraten?« Heloise ahnte es bereits.

»Ich dachte erst, er sei einfach nur irgendein Junge, der sich in die Halle geschlichen hatte, um zu sehen, was da vor sich geht.«

»Und dann hat er euch entdeckt.«

Anna Kiel nickte. »Hinterher – als sie alle gegangen waren – lag ich allein auf dem Bett. Ich habe nicht geweint, das hatte ich da schon längst abgestellt. Ich habe einfach alle meine Gefühle im Inneren eingeschlossen. Aber ich hatte Schmerzen.«

Heloise stöhnte fassungslos und schüttelte den Kopf.

»Ich wartete darauf, dass meine Mutter mich abholt, doch dann kam er aus dem Schrank. Ich habe ihn angesprochen, doch er hat mich zum Schweigen gebracht und sich auf mich gestürzt. Er hat gesagt, er würde mich umbringen, wenn ich nur ein Wort sage.«

»Und dann?«

»Dann machte er sich an mir zu schaffen. Er schlug mich, er war brutal. Ich glaube, er versuchte, die Erwachsenen zu imitieren. Er hat es genossen.«

Der Plastikvorhang klimperte, und Anna sah angespannt auf. Auch Heloise drehte sich nach dem Geräusch um. Der Kellner stand am anderen Ende des Raumes.

»Wollt ihr was trinken?«, fragte er auf Französisch.

»Tee, bitte. Und Wasser«, antwortete Anna.

Der Mann verschwand wieder.

Anna blickte Heloise an.

»Das war das einzige Mal, dass ich ihn da draußen gesehen habe. Es fühlte sich an, als würde er die Demütigung auf ein ganz neues Niveau anheben. Vielleicht auch nur, weil ich eine winzige Sekunde lang, als er noch in dem Schrank saß, geglaubt habe, dass er ... ach, das klingt so naiv, wenn ich das jetzt sage, aber ich habe echt gedacht, er würde mich retten.« Sie schüttelte den Kopf, als wäre dieser Gedanke total absurd. »Und in Wirklichkeit hat er nur gewartet, bis er dran war.«

»Hast du das jemals jemandem erzählt? Hat niemand außer deiner Mutter davon gewusst?«

»Doch. Kenneth habe ich es erzählt.«

»Glaubst du, er würde deine Aussage bestätigen? Also mir gegenüber? Dass ich ihn zitieren kann?«

Sie nickte. »Kenneth würde alles für mich tun. Und ich für ihn.«

»Was ist danach passiert? Nach einem Jahr waren die Schulden deiner Mutter abbezahlt, oder was?«

»Vermute ich mal.«

»Und du bist nie wieder in diesem Lagerhaus gewesen? Hast du irgendwann einen dieser Männer noch mal gesehen?«

»Ich bin nie wieder dort gewesen, das nicht, aber in meinen Gedanken war ich jeden Abend dort. Sobald ich die Augen schloss, war ich wieder in diesem Raum. Das hat mich kaputtgemacht. Ich wurde aufbrausend, hart, abgestumpft. In mir schlummerte so viel Hass, und ich habe niemandem vertraut.«

Heloise nickte. Das passte zu den Berichten von Annas Schulzeit und den psychologischen Gutachten.

»In der Akte der Polizei steht, du würdest unter einer dissozialen Persönlichkeitsstörung leiden.«

Stirnrunzelnd sah Anna sie an. »Das klingt ernst.«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Ist es auch.«

»Hm. Ich habe meine Gründe, warum ich auf einige Sachen so reagiert habe. Meinetwegen sollen sie mich eine Psychopathin nennen. Ist schon okay. Vielleicht bin ich das ja auch«, sagte sie.

»Vielleicht haben sie mich zu einer gemacht.«

Der Kellner kam zurück und stellte zwei Gläser Wasser, zwei Tassen und eine kleine schwarze Teekanne vor ihnen auf den Tisch. Er schenkte beiden eine Tasse Tee ein und schlurfte leise wieder nach vorn.

Heloise griff nach der gelben Mappe, aber Anna ließ ihre Hand darauf ruhen.

»Nein«, sagte sie. »Alle Informationen, die du brauchst, sind in dieser Mappe. Wenn wir hier fertig sind, kannst du dir das alles ansehen und deine Reportage schreiben. Dann kannst du alle Dokumente an die Polizei geben, damit sie diese Typen drankriegt. Aber unsere Zeit ist begrenzt. Wir haben nur dieses eine Treffen, danach werden wir uns nie wiedersehen. Also rede ich jetzt.«

Heloise zog ihre Hand zurück und warf einen Blick auf ihr Diktaphon, um zu sehen, ob es noch lief. Der rote Aufnahmeknopf leuchtete, und die Frequenzlinien auf dem Display schlugen aus wie unregelmäßige Herzschlagtöne auf einem Elektrokardiogramm.

»Okay«, sagte Heloise. »Erzähl weiter.«

»Kenneth und ich haben uns getroffen, als ich in die 7. Klasse kam. Er war einen Jahrgang über mir. Wir hatten gemeinsam, dass wir keine Freunde hatten. Wir waren einsam, wir gehörten nicht dazu, wir waren anders. Wir wurden sehr gute Freunde. Im Gegensatz zu mir kommt Kenneth aus einer guten Familie, er hatte ein liebevolles Zuhause. Er hat mir beigebracht, dass es Menschen auf dieser Welt gibt, die bereit sind, alles für einen zu tun. Menschen, die für einen da sind. Wir hatten es beide nicht leicht in der Schule, aber wir hatten uns, und das hat geholfen. Mir ging es langsam besser.«

»Wie ging es mit dir weiter?«

Anna trank einen Schluck Tee und stellte die Tasse wieder ab.
»Ich habe viele Jahre versucht zu vergessen, was passiert ist. Ich

bin von zu Hause ausgezogen, sobald ich sechzehn war und arbeiten gehen konnte, und bin nie wieder zurückgegangen.«

»Deine Mutter hat auch gesagt, dass sie dich seitdem nicht gesehen hat.«

»Du hast mit meiner Mutter gesprochen?«

»Ja.«

»Wundert es dich, dass ich nicht mehr nach Hause bin?«

Heloise schüttelte den Kopf.

»Nee, nicht wahr? Ich bin ganz gut allein zurechtgekommen und habe unterschiedliche Jobs gefunden: in Cafés, Restaurants, Nachtclubs. Du weißt, typische Studentenjobs. Keiner von meinen Kollegen hat die Arbeit besonders ernst genommen – es war nur irgendein Job, fast schon eine unwürdige Beschäftigung, während sie studierten und auf ein besseres Leben warteten. Aber ich hatte keine Ahnung, was ich sonst machen sollte. Ich hatte nicht das Gefühl, dass da noch ein besseres Leben auf mich wartet.«

»Wolltest du keine Ausbildung machen?«

»Doch.« Sie zuckte mit den Schultern. »Aber ich hab's nicht gebacken gekriegt. Habe mich verloren gefühlt, und die Zeit ist einfach so schnell vergangen. Irgendwann hatte ich das Gefühl, dass es ohnehin zu spät ist. Ich habe mich nicht getraut. Irgendwie hatte ich auch eine Ruhe in mir gefunden, eine erträgliche Routine in meinem Alltag. Ich war vielleicht nicht glücklich, aber ich saß auch nicht in der Scheiße. Es war okay.«

»Und dann?«

»Vor ein paar Jahren habe ich dann diesen Job in einem Restaurant in der St. Kongensgade angenommen, im *Madklubben*.«

Heloise nickte. Sie kannte das Lokal.

»Das war ein guter Job mit tollen Kollegen. Die Kundschaft war gemischt, es kamen sowohl Studenten als auch Jetsetter, Rentner, Touris, Promis – alle möglichen Leute eben. Die Arbeit hat Spaß gemacht, und ich war wirklich froh, diesen Job zu haben. An einem Abend war ich für den Festsaal eingeteilt. Es war eine größere Gesellschaft angemeldet, ein Junggesellenabschied, mit zweiundzwanzig Gästen, die alle zu Abend essen wollten. Ich sollte da allein bedienen, aber das war okay für mich. Ich glaube,

ich war ganz gut in meinem Job. Die Typen kamen so gegen halb neun. Sie waren schon betrunken, die Stimmung war ziemlich ausgelassen. Einer meiner Kollegen führte sie in den separat gelegenen Festsaal, weg von den anderen Gästen, und ich habe schon mal den Wein eingeschenkt. Dann habe ich gewartet, bis alle sich ein bisschen beruhigt hatten, und habe ihnen die Abendkarte präsentiert.«

Sie hielt einen Augenblick inne und erinnerte sich zurück. Heloise wollte sie gerade bitten, weiterzuerzählen, als sie erneut das Wort ergriff.

»Sie sahen mich alle an, und ich erzählte ihnen was von fermentierten Kammuscheln und Koldskål mit Croutons. Dabei ließ ich meinen Blick über die Gäste schweifen.« Sie hielt kurz inne. »Und dann begegnete ich seinem Blick.«

»Wessen Blick?«, fragte Heloise. »Wen hast du gesehen?«

»Den Jungen aus dem Werkzeugschrank. Er war es. Er war natürlich inzwischen erwachsen, so wie ich, und er sah ein bisschen anders aus – oder vielleicht einfach nur älter. Seine Schultern waren breiter, er war größer, er hatte kleine Fältchen und kurze Bartstoppeln an Kinn und Wangen. Aber er war's. Da war ich mir sicher. Ich hätte mich fast übergeben, als ich ihn erkannt hab. Ich habe angefangen zu zittern, vor Angst, dass er mich erkennen würde.«

»Und, hat er das?«

»Nicht gleich, nein. Ich glaube tatsächlich, dass er mich gar nicht wahrgenommen hat, als ich das Menü vorgestellt habe. Kennst du das, wenn reiche Menschen Kellner und Bedienstete und so gar nicht richtig sehen? Du kannst ihnen ein ganzes Dinner servieren und einen Steptanz auf dem Tisch hinlegen, und fünf Minuten später würden sie dich bei einer Gegenüberstellung nicht wiedererkennen. Die sehen solche Leute wie mich überhaupt nicht.«

Heloise nickte. Da war sicher etwas dran.

»Irgendwann später am Abend kam er zu mir rüber und wollte wissen, ob alle zum Kaffee noch einen ganz bestimmten Cognac bekommen könnten. Der, den ich ihnen serviert hatte, war offensichtlich nicht gut genug. Aber ich musste ihm leider sagen,

dass wir nur gewisse Marken im Hause hatten. Da nahm er eine Visitenkarte aus seinem Portemonnaie, steckte sie in die Tasche an meiner Schürze und sagte: »Geh doch mal eben rüber ins Restaurant auf der anderen Straßenseite und hol uns ein paar Flaschen Rémy Martin Louis XIII . Zeig ihnen meine Karte und sag, dass Christoffer Mossing dich schickt. Die kennen mich und können mir einfach die Rechnung schicken.«

Heloise blinzelte ein paarmal, ihr Atem beschleunigte sich. »Es war Mossing? Der Junge aus dem Schrank war Christoffer Mossing?«

»Ja, und er sah so aus, als würde er ein blendendes Leben führen. Unser kleines Rendezvous von damals? Die Fausthiebe, die er mir verpasst hatte?« Anna schnaubte verbittert. »Haben sein Leben offensichtlich nicht zerstört. Gute Ausbildung und alles. Auf seiner Visitenkarte stand, dass er Anwalt in einer Kanzlei im Norden war.«

»Was hast du zu ihm gesagt?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Nichts. Ich habe ihnen den Alk besorgt und die Flaschen auf den Tisch gestellt.« Ihr Blick trübte sich, während sie weitersprach. »Später bin ich ihm noch einmal begegnet, an der Garderobe. Er hat in seiner Manteltasche nach Zigaretten gesucht, er war besoffen und überdreht. Als ich an ihm vorbeiging, packte er mich am Arm. Ich habe versucht, mich loszureißen, aber er griff einfach noch fester zu, es hat richtig weh getan. Ich habe ihm gesagt, er soll mich loslassen, aber er hielt mich fest und presste sich an mich. »Ich habe vergessen, wie du heißt«, hat er gesagt, und dann hat er gezwinkert. Er hat mir zugezwinkert. Dieses Schwein! Ich war kurz davor, ein Messer aus der Küche zu holen und ihm die Kehle durchzuschneiden.«

Heloise rutschte angespannt auf ihrem Stuhl herum. »War das der Zeitpunkt, an dem du beschlossen hast, ihn umzubringen?«

»Nein.« Anna Kiel schüttelte den Kopf. »Ich wollte einfach nur weg. Ich habe meinem Chef gesagt, dass es mir nicht gutgeht, und er hat mir erlaubt, Feierabend zu machen. Dann bin ich nichts wie weg.«

»Hast du ihn noch mal gesehen? Also, bevor du ...«

»Ja. Ich habe versucht, unser Wiedersehen zu verdrängen, aber das hat nicht geklappt. In den nächsten Monaten kamen die Albträume aus meiner Kindheit wieder. Mir ging's dreckig. Richtig scheiße.«

»Hattest du Angst vor ihm?«

»Nein, ich hatte keine Angst, ich war ...« Sie hielt inne und verschränkte die Hände im Nacken. »Ich war wütend. Da war so eine heißglühende Wut in mir, die immer stärker wurde und mich auffraß und in mir überkochte. Er hat mich überhaupt nicht als Menschen wahrgenommen; in seinen Augen war ich völlig wertlos. Ein Stück Spielzeug, mit dem er vor langer Zeit einmal seinen Spaß gehabt hatte.«

»Was hast du dann gemacht?«

»Ich versuchte, rauszufinden, wer er war und wo er wohnt. Ich habe alles über seine Arbeit gelesen, was ich finden konnte, jeden Zeitungsbericht, jeden Artikel. Ich habe mich über die Fälle informiert, die er übernahm, was für Typen er verteidigte. Irgendwann bin ich auf ein Interview mit seinem Vater gestoßen. Der mächtige Johannes Mossing. Und da ...« Sie breitete die Arme aus und lächelte. »Plötzlich fügte sich das Bild zusammen.«

»Was meinst du?«

»Das war der Typ, der damals bei uns zu Hause vor der Tür gestanden hatte. Der mich ausgewählt hat. Der mich meiner Mutter abgekauft hat.«

»Johannes Mossing hat damals vor deiner Haustür gestanden?«

Anna Kiel nickte.

»War er auch in dem Lagerhaus am Hafen dabei?«

»Ob er dabei war?« Anna lachte spöttisch. »Er hat diese Treffen organisiert. Das Gebäude gehörte ihm, es war alles seine Idee. Er ist der Grund, warum mein Leben an dem Abend, an dem er bei uns geklingelt hat, zu Ende ging.«

Heloise bebte am ganzen Körper. »Kannst du das beweisen?«

»Das steht alles hier drin.« Sie zeigte auf die Mappe. »Fotos, Gespräche, Links zu Audiodateien.«

Heloise wurde bewusst, dass sie eine solide Story hatte. Noch vor Ende der Woche würde die Öffentlichkeit erfahren, dass

Johannes Mossing nicht nur ein krimineller Kredithai war, sondern auch systematisch Kinder missbraucht hatte, zusammen mit anderen Männern eines Vereins, den er gegründet hatte. Dass sein eigener Sohn aus diesem Grund sein Leben verloren hatte. Das hier war groß. Gigantisch.

»Warum hast du Christoffer Mossing umgebracht?«, fragte Heloise. »Warum hast du ihn nicht der Polizei überlassen?«

Anna Kiel lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Er hatte es nicht anders verdient.«

»Hat er es kommen sehen? Oder hat er geschlafen, als du ihn überfallen hast?«

»Er hat geschlafen. Aber ich habe ihn mit dem ersten Stich geweckt, genau hier.« Sie zeigte auf eine Stelle über ihrem Schlüsselbein. »Es wäre nicht halbwegs so befriedigend gewesen, wenn er mich nicht gesehen hätte. Wenn er gestorben wäre, ohne zu wissen, wem er das zu verdanken hat.«

»Und die Kamera in der Einfahrt? Was sollte das? Warum bist du nicht einfach abgehauen?«

»Ich wusste, dass Johannes Mossing sich die Aufnahme ansehen würde. Selbst wenn er mich nicht wiedererkannte, würde mich *irgendjemand* identifizieren können, und mein Name würde an die Öffentlichkeit gelangen. Und wenn ihm dann wieder einfiel, wer ich war, dann würde er auch verstehen, dass sein Sohn seinetwegen gestorben war. Und ist es nicht das, was die Leute immer behaupten? Dass es nichts Schlimmeres gibt, als seine eigenen Kinder zu verlieren?«

Heloise nickte.

»Ich fand, das war eine passende Strafe für die Dinge, die er mir angetan hat«, sagte Anna. »Oder zumindest ein guter Anfang.«

»Aber du hast einen Menschen auf dem Gewissen. Wie kannst du damit leben?«

»Warum sollte ich lügen? Es fühlt sich großartig an.«

»Aber man kann doch nicht einfach durch die Gegend laufen und Leute umbringen! Nicht einmal solche kranken Vergewaltiger und Pädophile. Versteh mich nicht falsch, was du durchmachen musstest, ist unfassbar furchtbar. Grauenhaft. Und die Menschen,

die dir das angetan haben, verdienen die härtesten Strafen. Aber so, wie du es geregelt hast, funktioniert es nicht. Diese Männer müssen juristisch verfolgt, von einem Gericht verurteilt und weggesperrt werden – nicht kaltblütig im Schlaf ermordet.«

Anna schüttelte nachsichtig den Kopf. »Aber das funktioniert doch auch nicht. Das ganze System funktioniert nicht. Sieh dir mal ähnliche Fälle in Dänemark an: Wann haben solche Männer jemals die Strafe bekommen, die sie verdient haben? Nenn mir einen, der eine angemessene Strafe bekommen hat!«

Heloise suchte nach einer passenden Antwort, aber ihr fiel nichts ein. Stattdessen sagte sie: »Du wirst selbst im Gefängnis landen, das weißt du, oder?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Es gibt Fälle, in denen Frauen Gewalt in der Ehe erlebt haben, ihre Männer ermordet haben und davongekommen sind. Das waren Situationen, in denen sogar der Richter begriffen hat, dass die Frau keinen anderen Ausweg hatte. Vielleicht wird es mir ja auch so ergehen.«

»Aber es war ja nicht dein einziger Ausweg.«

»Für meinen Seelenfrieden? Für mein Gerechtigkeitsempfinden? Doch.«

»Aber du warst nicht in Lebensgefahr.«

»Ich glaube, die meisten werden Verständnis mit mir haben, wenn sie meine Geschichte hören. Wenn sie meine Beweggründe verstehen.«

»Wenn du das wirklich glaubst, dann begleite mich zur Polizei«, sagte Heloise. »Ich kann meinen Kontakt in Dänemark anrufen, und du kannst ihm alles –«

»Nein.«

»Aber du musst doch –«

»Nein.« Anna Kiel hob die Hand und unterbrach Heloise. »Wie gesagt: Wir reden jetzt miteinander, und danach werden wir uns nie wiedersehen.«

»Aber ich würde dir gerne helfen.«

»Das tust du bereits.«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe es auf meine Art und Weise angefangen, und du kannst es auf deine Art und Weise abschließen.« Sie streckte ihren Arm aus, um auf die Mappe zu zeigen, und stieß dabei an die Tasse. Sie kippte um, und der lauwarme Tee breitete sich auf dem Tisch aus und tropfte auf Anna Kiels Hosenbein. Sie sprang auf und wischte sich den Tee mit einer raschen Bewegung vom Bein.

Sie sah sich nach etwas zum Abtrocknen um.

»Soll ich was holen?«, fragte Heloise.

»Schon gut, ich hole schnell einen Lappen von der Bar ... Augenblick.«

Der Perlenvorhang klimperte, als Anna nach vorne ging, und sobald Heloise allein war, nahm sie die Mappe in die Hand. Sie konnte nicht mehr warten, sie musste nur schnell einen Blick auf den Inhalt werfen. Sie schlug die Mappe an einer zufälligen Stelle auf und überflog die Seite. Vor ihr lag der Chatverlauf von zwei Personen. Ihre Namen und IP -Adressen standen vor jeder Sprechblase, vor jedem ekelhaften Kommentar. Sie waren mit einem kreischgelben Textmarker hervorgehoben worden, und Heloise speicherte die Namen im Gedächtnis ab. Reinar Boysen, Poul Mark Iversen. Keiner der beiden Namen kam ihr bekannt vor.

Heloise blätterte weiter durch die Mappe und fand eine mattierte Plastikhülle. Sie konnte nicht erkennen, was sich darin befand, also kippte sie den Inhalt auf den Tisch, in gehörigem Abstand zur Teepfütze, die sich immer weiter auf dem Tisch ausbreitete. Es waren Fotos. Heloise traten die Tränen in die Augen. Sie blinzelte – plötzlich bemerkte sie, wie viel Zeit vergangen war. Anna Kiel war nicht zurückgekommen. Heloise stand auf und ging mit raschen Schritten durch den Perlenvorhang in den vorderen Raum. Sie sah sich um. Das Paar, das vorhin noch in der Ecke gesessen hatte, war verschwunden.

Genau wie Anna Kiel.

Heloise rief dem Kellner auf Englisch zu: »Entschuldigung? Wo ist die Frau, mit der ich gekommen bin?«

Er schaute von seinem Platz hinter der Bar auf und schüttelte entschuldigend den Kopf, während er die Hände abwehrend vor sich hielt.

»English, non.«

Heloise lief hinaus auf die Straße und sah sich um. Es war niemand zu sehen. Sie entschied sich für eine Richtung und lief los, während sie sich fieberhaft umschaute. Ihre Stimme hallte durch die Luft, als sie nach ihr rief.

»ANNA ?«

Sie scannte die Gebäude und die schmalen Wege zwischen den Häusern, die Lieferwagen, die auf der Straße parkten und die übergewichtige Frau mit Kopftuch, die ihr mit einem Kleinkind auf dem Arm entgegenkam.

Doch Anna Kiel war verschwunden.

Heloise schlug die Hände über dem Kopf zusammen und ließ sie frustriert wieder sinken.

Dann fiel ihr die Mappe wieder ein.

Sie rannte zurück zum Restaurant, am Mann hinter der Bar vorbei, durch den Perlenvorhang und atmete erleichtert auf.

Sie war noch da. Auch Anna Kiels Rucksack hing noch am Rücken des Stuhls, auf dem sie gesessen hatte.

Heloise durchsuchte den Rucksack, schaute in jede Tasche und in jedes Fach, schüttelte ihn aus und drehte ihn auf links. Doch er war leer. Kein zerknüllter Kassenbon, keine Schlüssel zu einer Wohnung oder einem Schließfach. Keine kryptische Nachricht, die der Polizei irgendwelche Anhaltspunkte liefern könnte. Der Rucksack war einfach leer.

Sie warf ihn von sich, im selben Moment betrat der Kellner das Hinterzimmer. Heloise drehte sich zu ihm um.

»You ... okay?«, fragte er.

Heloise nickte.

Sie nahm einen Zwanzig-Euro-Schein aus ihrer hinteren Hosentasche und signalisierte ihm, dass sie gern bezahlen würde. Er verschwand wieder, und Heloise setzte sich an den Tisch. Sie schob die Bilder zusammen und schüttelte den Kopf. Dann presste sie ihre Handflächen auf ihre Augen, bis sie nur noch bunte Muster sah.

»Wir hätten sie kriegen können, ist dir das eigentlich klar? Ist das in deinem Hirn angekommen?«

Wutschnaubend lief Schäfer vor Heloise auf und ab. Seine Gesichtsfarbe ähnelte dem weinroten Lounge-Sofa, in dem sie zusammengesunken war.

Sie sagte kein Wort. Ließ ihn einfach toben und wartete, bis er fertig war.

»Verdammte Scheiße, Heloise. Warum hast du mir nicht erzählt, dass du hergefahren bist? Wir hätten Anna Kiel gemeinsam vor dem Gefängnis einsammeln können. Nichts leichter als das! Sie hätte jetzt hier mit uns sitzen können. In Handschellen!« Er zeigte auf den freien Platz neben Heloise.

Sie nickte.

»Was hat sie gesagt? Wo ist sie jetzt?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Das weiß ich nicht. Sie ist einfach verschwunden.«

»Einfach verschwunden? In Luft aufgelöst, oder was? Eben warst du noch mit ihr zusammen, und dann? Weggezaubert?«

»Ja.«

»Dein Vater hat mir kein Wort verraten, als ich ihm gerade einen Besuch abgestattet habe. Deshalb fahren wir zwei jetzt gemeinsam da raus, und dann bringst *du* ihn zum Reden!«

»Er weiß auch nicht, wo sie ist.«

»Wie kannst du dir da so sicher sein? Vielleicht hat er dich angelogen. Es wäre ja nicht das erste Mal.«

Heloise sah auf. »Lass das.«

»Was soll ich lassen?«

»Mein Verhältnis zu meinem Vater hier mit reinzuziehen. Ich weiß, dass ich hätte offener sein sollen, was ihn betrifft. Ich hätte dir von ihm erzählen sollen, als du gestern angerufen hast. Aber was zwischen uns passiert ist – unser privates Verhältnis, das geht

dich nichts an. Also lass es sein. Ich werde nicht noch mal da rausfahren.«

Sie starrten sich einen langen Augenblick an. Keiner von beiden blinzelte.

»Er weiß nicht, wo sie ist«, wiederholte Heloise. »Wieso ist sie euch überhaupt entwischt? Vor dem Gefängnis hängen doch Kameras, auch an der Hauptstraße. Man müsste doch sehen können, in welche Richtung sie gegangen ist, als sie das Restaurant verlassen hat. Hängen nicht überall in Frankreich Kameras?«

»Das überprüfen sie gerade.«

»Wer sind denn ›sie‹?«

»Meine Kontakte hier unten. Die französische Polizei«, sagte Schäfer und ließ sich auf einem Sessel gegenüber von Heloise nieder.

Durch das Fenster hinter ihm sah sie, wie das Blaulicht der Polizeiautos den Eingangsbereich erhellte. Sie hatten hier gewartet, als Heloise ins Hotel zurückgekehrt war – die örtliche Polizei, Interpol und Schäfer. Als sie endlich aufgetaucht war, hatten die Beamten sie umzingelt wie eine Horde Bettler. Aggressiv, anmaßend. Hungrig nach Informationen.

Draußen in der Lobby hatte sich eine kleine Mensentraube gebildet, sie alle warfen neugierige Blicke in die Lounge, in der sie und Schäfer saßen. Vor der offenen Doppeltür standen zwei uniformierte Beamte, und der Hotelmanager trippelte nervös um sie herum. Das war keine gute Werbung für das Hotel. In einer Stadt, die in den letzten Jahren von mehreren Terrorangriffen heimgesucht worden war, war die Anwesenheit von Polizisten ein alarmierendes Signal.

Schäfer lehnte sich nach vorn. »Erzähl mir, was passiert ist. Was hat sie dir erzählt?«

Heloise legte eine Hand auf Annas Rucksack, der neben ihr lag.

»Bist du fertig mit dem Geschimpfe?«

Schäfer hob eine Augenbraue und zuckte mit den Schultern.

»Gut, denn ich glaube, deine Laune wird sich gleich bessern, wenn du hörst, was sie mir erzählt hat.«

Er richtete sich auf seinem Sessel auf. »Schieß los!«

Heloise nahm ihr iPhone aus der Tasche. Sie suchte die Aufnahme von ihrem Gespräch mit Anna Kiel und legte das Telefon auf den dunkelgrünen Marmortisch, der zwischen ihr und Schäfer stand.

Die nächsten 47 Minuten lauschten sie Anna Kiels heiserer Stimme.

Als sie fertig war, sagte Schäfer: »Bitte sag mir, dass du die Dokumente hast, von denen sie spricht.«

Am Ende der Aufnahme war er aufgesprungen, zu angespannt, um noch länger sitzen zu bleiben.

»Die habe ich.« Heloise nickte.

Schäfer kniff die Augen zusammen und ballte seine rechte Hand zu einer Siegerfaust.

Heloise nahm die Mappe aus dem Rucksack und reichte sie ihm.

»Sind sie das?«, fragte er. »Sind das die Dokumente?«

»Ja. Ich habe sie bisher nur überflogen, aber das, was ich bisher gesehen habe, ist der reinste Horror. DVD s, Fotos, Chatverläufe und andere grauenhafte Sachen. Wir haben die Namen von Leuten, ihre IP -Adressen, Bilder von ihnen. Wir können die Schweine drankriegen, Schäfer. Allesamt.«

Schäfer sah sie an. »Wir?«

»Ja.«

»Nein, Heloise, du kannst nicht darüber schreiben. Noch nicht.«

»Wie bitte?« Sie erhob sich. »Ich habe die Geschichte recherchiert. Das ist meine Story!«

»Noch nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Du musst warten, bis ich dir grünes Licht gebe.«

»Einer der wohlhabendsten Männer Dänemarks hat Kinder missbraucht. Wenn ich den Artikel nicht schreibe, dann macht es jemand anderes – glaub mir. Das ist *meine* Story, Schäfer. *Ich* werde sie an die Öffentlichkeit bringen.«

»Ja, das wirst du. Aber noch nicht sofort. Nicht bevor wir die Ermittlungen abgeschlossen haben. Wenn du etwas veröffentlichst, bevor die Kerle hinter Gittern sind, dann warnst du sie nur vor. Und ich lasse mir Mossing nicht noch einmal durch die Lappen gehen.«

Heloise verschränkte die Arme. »Also, was schlägst du vor?«

Schäfer ging an ihr vorbei auf die Doppeltür zu und sprach leise mit einem der Beamten, die den Zugang blockierten. Dann schloss er die Tür, so dass nur noch er und Heloise im Raum waren.

»Ich schlage vor, dass wir uns ordentlich vorbereiten«, sagte er und ließ sich wieder im Sessel sinken.

»Komm, setz dich. Wir fangen ganz von vorne an.«

»Das gibt's doch nicht.«

Schäfer blätterte die Dokumente zum dritten Mal durch, Fotos und Papiere rutschten über den Tisch und fielen auf den flauschigen Teppich.

»Das kann doch nicht wahr sein!«

»Ich – ich versteh das nicht«, stammelte Heloise.

»Aber hier ist nichts! Hier steht nirgendwo etwas über Johannes Mossing.«

»Aber Anna hat gesagt, dass er es war. Und dass in der Mappe die Beweise sind, um –«

»VERDAMMTE SCHEISSE !«, schrie Schäfer und gab der Mappe einen Stoß, so dass sie quer durch den Raum flog. »Und wo sollen die sein? Wo sind die Dokumente über Mossing? Wo ist ein Bild von ihm?«

Heloise schüttelte verwirrt den Kopf. »Das ergibt keinen Sinn. Warum hätte sie das erfinden sollen?«

»Das hat sie garantiert nicht.« Schäfer schäumte vor Wut. »Mossing steckt hinter der ganzen Sache. Das *weiß* ich. Er ist derjenige, den Anna drankriegen will, genauso hat sie es ja gesagt. Bei dieser ganzen Sache hier geht es doch vor allem um ihn. Sie hätte doch einfach als Zeugin gegen ihn aussagen können ...«

»Ich habe ja versucht, sie davon zu überzeugen«, sagte Heloise, »dass sie ihn bei der Polizei anzeigen soll. Aber sie meinte, es wäre zu spät und dass ihr Fall ohnehin verjährt ist.«

Schäfer schüttelte den Kopf.

»Das stimmt doch gar nicht.«

»Doch, du hast es doch gehört.«

»Ja, sie hat es zwar *gesagt*, aber das heißt ja nicht, dass es richtig ist. Die Verjährungsfristen sind in solchen Fällen anders.«

»Okay. Aber das weiß Anna offensichtlich nicht.«

Schäfer kniff die Augen zusammen und schaute Heloise skeptisch an. »Doch ... das müsste ihr eigentlich bewusst sein.«

Heloise stand auf und begann, die Beweismittel vom Boden aufzusammeln. Schäfer atmete mehrmals tief ein und studierte die Notizen, die er sich gemacht hatte, als sie gemeinsam die Mappe durchgegangen waren.

»Wir haben zwölf Namen«, sagte er. »Zwölf Personen, gegen die wir ermitteln können.«

»Ja. Aber Mossing ist nicht dabei.«

Er kratzte sich im Nacken und dachte nach. »Anna hat gesagt, dass dieses Lagerhaus Mossing gehört. Wenn ich also einen dieser anderen Typen dazu bringen kann, gegen ihn auszusagen ... Einer dieser zwölf wird doch wohl mit uns verhandeln wollen, wenn wir sie erst mal geschnappt haben.«

Heloise nickte.

»Ich habe die ganze Zeit gewusst, dass dieses Schwein irgendeine Nummer abzieht. Aber dass es so krank ist, so irre und so boshaft, damit hätte ich nie gerechnet. O Mann ...«

Schäfer blätterte durch die Fotos, und Heloise konnte an den Bewegungen seines Kiefers erkennen, dass er mit den Zähnen knirschte. »Es sind doch verdammt noch mal noch Kinder.«

»Was machen wir jetzt?« Heloise reichte ihm die Dokumente vom Boden.

»Fang du mal an, deine Reportage zu schreiben, damit du sie fertig hast, wenn es so weit ist. Aber du hältst sie zurück, bis ich dir grünes Licht gebe, haben wir uns verstanden?«

Heloise nickte widerstrebend.

Schäfers Blick fiel auf den Innenhof des Hotels. Eine Lichterkette mit kleinen Lampions war zwischen zwei Gebäudeteilen aufgespannt und tauchte den Hof in ein angenehmes Licht. Dann sah er auf seine Armbanduhr. Es war beinahe Mitternacht.

»Bist du fertig hier? In Paris, meine ich.«

Heloise atmete tief ein und langsam wieder aus. Dann nickte sie.

»Gut«, sagte Schäfer. »Wir reisen morgen früh ab.«

Die Tageszeitungen lagen noch druckfrisch in den Ständen am Gate. Heloise schnappte sich ein *Demokratisk Dagblad* und schlug es auf, während sie darauf wartete, zu boarden.

Die heutige Titelstory war Bøttgers Nachfolgeartikel zum Skriver-Fall. Bøttger beschrieb, wie eine Journalistin vom *Demokratisk Dagblad* vor ein paar Wochen mit falschen Informationen aus dem Wirtschaftsministerium versorgt worden war, die einen angeblichen Skandal des Modekonzerns und dessen Produktionszweig in Indien aufdecken sollten. Doch in Wahrheit sei es nur darum gegangen, Skriver zu schaden.

Heloise wurde in dem Bericht namentlich nicht erwähnt. Neben dem Artikel wurde eine Karikatur vom Wirtschaftsminister und seinem sonnenstudiogebräunten Spindocter Carsten Holm abgedruckt. Beide Männer waren mit spitzen Eckzähnen und Dreizack gezeichnet worden, Holm flüsterte dem Minister verschwörerisch ins Ohr, der wiederum ein gehässiges Dracula-Grinsen aufgesetzt hatte.

Heloise überflog den Text auf der Titelseite und blätterte dann auf Seite vier und fünf, auf denen der Bericht in die Details ging.

Martin war als Quelle aufgeführt worden.

Ein warmes Gefühl durchströmte Heloise, als sie seinen Namen gedruckt sah. Einen ganzen Tag lang hatte sie nicht an ihn gedacht. Ihre Gedanken hatten sich einzig und allein um ihren Vater, um Anna und um die Story gedreht. Doch nun freute sie sich auf zu Hause. Sie hatte Lust, reinen Tisch zu machen und ganz von vorne zu beginnen.

Sie holte ihr Telefon aus der Jackentasche und schrieb eine SMS .

Hej! Bin auf dem Weg nach Hause. Sehen wir uns heute Abend?

Es verging keine Minute, bis er antwortete.

Heute Abend? Was ist verkehrt mit heute Nachmittag?

Heloise lächelte.

Stehe mit der Zeitung von heute am Gate. Klingeln sie schon Sturm bei dir?

Ja, Telefon piept nonstop. Ich fahr gleich raus zum Rundfunk. Wie geht's dir? Alles okay?

Lange Geschichte, aber ja, alles okay.

Ich vermisse dich.

»Was grinst du denn so?«

Heloise blickte auf und entdeckte Schäfer, der in der Schlange vor ihr stand. Er hatte sich umgedreht und musterte sie mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Nichts.«

»Ist das der Manschettenknopf, der dir da schreibt?«

»Halt die Klappe«, sagte sie und grinste.

Schäfer nickte verständnisvoll. »Du siehst verknallt aus, Kaldan. Amor schießt wohl mit Dum-Dum-Geschossen um sich. Die Sorte richtet maximalen Schaden an.«

Heloise verdrehte die Augen. Dann sah sie wieder auf ihr Handy und schickte eine letzte Nachricht nach Kopenhagen, bevor sie den Flugmodus einschaltete.

Ich dich auch .

»Das ist vollkommen ausgeschlossen.« Chefredakteur Mikkelsen unterstrich seinen Standpunkt, indem er mit seinem pummeligen Zeigefinger nachdrücklich auf den Mahagonitisch pochte. »Wenn das alles ist, was du hast, dann drucken wir das nicht.«

Heloise richtete sich in ihrem Stuhl auf. »Warum nicht?«

Entgeistert schaute Mikkelsen abwechselnd von ihr zu Karen Aagaard, als könnte er seinen Ohren nicht trauen.

»Du fragst *warum* ? Sag mal, hast du aus der Skriver-Sache nichts gelernt? Ist dir eigentlich klar, wie oft ich diese beschissenen Modefuzzis zum Lunch ins *Café Victor* einladen musste, um ihnen um den Bart zu gehen? Wie viel Schadensbegrenzung ich betreiben musste, um deinen Arsch zu retten?«

»Meinen Arsch oder den Arsch der Zeitung?«

»Jetzt spiel dich nicht so auf, Kaldan. Wenn du von Anfang an Kontrolle über deine Fakten gehabt hättest, dann wäre uns dieser ganze Ärger mit Skriver erspart geblieben. Und jetzt erwartest du, dass wir eine Reportage in Druck geben, die Johannes Mossing als pädophiles Raubtier darstellt, ohne den geringsten Beweis für diese Behauptung zu haben?«

Heloise nickte. »Ich bin ganz deiner Meinung, das mit Skriver ist übel gelaufen. Das habe ich verbockt. Aber wir konnten es so drehen, dass die Zeitung jetzt ziemlich gut dasteht. Das musst du schon zugeben. Die Enthüllungen über den Wirtschaftsminister sind als Topthema durch sämtliche Medien gegangen. Er ist sogar zurückgetreten.«

»Ja«, schnaubte Mikkelsen. »Dank Bøttger.«

»Heloise hat ihm die Geschichte quasi geschenkt«, warf Karen Aagaard ein.

»Der Punkt ist doch, dass die Sache aufgedeckt wurde«, sagte Heloise. »Stell dir mal vor, wo wir jetzt wären, wenn wir uns nicht getraut hätten, die Story zu bringen. Dann hätten wir jetzt einen

Minister, der damit durchkommt, einen der größten Konzerne des Landes zu sabotieren.«

»Das war ein ganz anderer Fall.«

»Martin Duvalls Wort stand gegen das des Ministers. Was ist der Unterschied?«

»Duvall ist eine glaubwürdige Quelle«, sagte Mikkelsen. »Das ist der Unterschied.«

»Und Anna Kiel ist es nicht? Ist es das, was du sagen willst?«

»Die Frau wird wegen Mordes gesucht, Kaldan. Sie hat einen Partner einer der angesehensten Anwaltskanzleien des Landes ermordet. Es gibt ein psychologisches Gutachten, aus dem hervorgeht, dass sie eine Psychopathin ist. Und du willst den Ruf eines alten Mannes ruinieren, weil eine geistesranke Mörderin irgendwelche Sachen behauptet, die sie nicht beweisen kann?«

»Das kann doch nicht dein Ernst sein.«

»Wie bitte?«

»Glaubst du wirklich, dass Mossing unschuldig ist?«

Mikkelsen schüttelte genervt den Kopf.

»Du hast da was missverstanden. Was wir *glauben*, spielt überhaupt keine Rolle. Das Einzige, was mich interessiert, sind Fakten. Finde Beweise gegen Mossing! Irgendwelche Belege, dass er mit diesem Verein zusammenhängt, und dann hängen wir das Ding an die ganz große Glocke. Dann räumen wir die Titelseite frei und machen dieses Arschloch fertig. Aber auf dieser Grundlage hier drucke ich keinen Artikel, der das Leben eines Menschen zerstören kann.« Er zeigte auf Heloises Entwurf, den sie zur Besprechung mitgebracht hatte. »Nicht unter diesen Bedingungen.«

Heloise schaute frustriert zu Karen Aagaard. »Sag doch was!«

»Tut mir leid, Heloise, aber er hat recht«, sagte Aagaard.

Heloise schloss die Augen und stöhnte.

»Was sagt denn die Polizei? Wie ist denn da gerade der Stand?«, fragte Aagaard.

Heloise schüttelte den Kopf und starrte resigniert auf den Tisch. »Sie haben elf Männer festgenommen, ihre Wohnungen durchsucht, ihre privaten Computer beschlagnahmt und die Arbeitscomputer auseinandergenommen. Der zwölfte Mann auf

der Liste – ein Gymnasiallehrer aus der Gegend um Aarhus – ist verschwunden.«

»Abgehauen?«, fragte Aagaard.

Heloise zuckte mit den Schultern. »Weiß man nicht. Er wurde vor ungefähr einem Monat als vermisst gemeldet, und die Polizei tappt völlig im Dunkeln. Anfangs dachten alle, der Mann sei Opfer eines Verbrechens geworden. Aber jetzt glauben sie eher, dass er sich aus dem Staub gemacht hat.«

»Ich kann nicht verstehen, warum du so den Kopf hängen lässt«, sagte Mikkelsen brummig und stand auf. »Du hast genügend Material, mit dem du arbeiten kannst. Elf Männer sind wegen einer unglaublichen Schweinerei angeklagt, ein zwölfter hat das sinkende Schiff vermutlich verlassen. Das ist doch eine verdammt große Sache. Geh nach Hause und schreib deinen Artikel!«

Mikkelsen verließ das Besprechungszimmer. Heloise und Karen Aagaard konnten ihn leise fluchen hören, während er mit schweren Schritten den Redaktionsflur heruntermarschierte.

Kommissar Schäfer hatte eine arbeitsreiche Woche, vollgepackt mit Hausdurchsuchungen und Verhören, hinter sich. Sobald er mit Heloise aus Paris zurückgekehrt war, hatte der Polizeidirektor eine Sonderkommission aus achtzehn Mitarbeitern zusammengestellt, die rund um die Uhr an dem Fall arbeiteten. Schäfer leitete die Sonderkommission, und der Fall hatte oberste Priorität.

In der vergangenen Woche hatte er im Verhörraum jedem Einzelnen dieser Arschlöcher gegenübergesessen. Er hatte ihnen allen in die Augen gesehen, und sie hatten geschwitzt und gezittert und geheult, als die Realität wie ein Vorschlaghammer auf sie niedergedonnert war.

Ein paar von ihnen waren natürlich übertrieben selbstsicher, die Anklage und die Aussicht auf eine Zukunft im Knast ließ sie vollkommen kalt. Der Rest geriet in Panik und zeigte sich kooperativ. Drei von ihnen brachen während der Verhöre schluchzend zusammen. Aber kein Einziger von ihnen verlor ein Wort über Mossing, egal, wie sehr Schäfer sie unter Druck setzte. Selbst nicht, als er den drei Heulsusen den Schraubstock anlegte,

und ihnen drohte, mit dem Bildmaterial an die Presse zu gehen und ihren Kindern die Videos zu schicken.

»Daddy's Greatest Hits« könnten wir den Film nennen. Gut möglich, dass deine Tochter deinen Namen von der Geschenkeliste für Weihnachten streicht, wenn sie das sieht, meinst du nicht? Wie hieß sie doch gleich – Vivian? Und sie arbeitet für das Kinderhilfswerk, na sieh einer an! Das nenne ich mal eine Ironie des Schicksals.«

Die meisten Verdächtigen akzeptierten härtere Strafen, damit ihre Familien nicht zu sehr in die Sache hineingezogen wurden. Bereitwillig gaben sie die Namen anderer Pädophiler preis und sagten gegen ihre Kumpels in den anderen Verhörzimmern aus.

Doch sobald der Name Johannes Mossing fiel, machten sie dicht.

Jeder Einzelne.

Schäfer konnte auch keine weiteren Beweise finden, die Mossing mit der Sache in Verbindung brachten. Am Nordhavn gab es kein Lagerhaus, das Johannes Mossing gehörte oder jemals gehört hatte.

Schäfer hatte Jonna Kiel ins Präsidium zitiert, aber die Frau hatte hartnäckig behauptet, sich an nichts mehr zu erinnern, was Ende der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre passiert war. Ja, sie war spielsüchtig gewesen, aber in diesen Jahren hatte sie so viel Alkohol getrunken und Haschisch geraucht, dass ihre Erinnerungen an diese Zeit so löchrig seien wie ein Schweizer Käse. Den Namen Johannes Mossing hatte sie angeblich nie gehört, und davon, dass ihre Tochter als Kind sexuell missbraucht worden war, habe sie keinen blassen Schimmer gehabt.

Die Presse hatte von dem Verfahren bisher noch keinen Wind bekommen, aber anscheinend hatten sich Gerüchte über die Ermittlungen bis nach Vedbæk herumgesprochen. Johannes Mossing war jedenfalls untergetaucht. Im Laufe der Woche hatte Schäfer mehrmals an seine Tür gehämmert. Die ersten drei Male hatte Marcus Plessner, der würfelförmige Anwalt, geöffnet und abgestritten, den Aufenthaltsort des Alten zu kennen. Heute Morgen hatte Schäfer Ellen Mossing in der Auffahrt abfangen können. Sie hatte eine Yogamatte unter dem Arm getragen und

war weinend zusammengebrochen, als Schäfer ihr sagte, dass ihr Sohn hatte sterben müssen, weil ihr Mann sich an kleinen Kindern verging.

Aber sie hatte kein Wort gesagt.

Schäfer fühlte sich gerädert, als er in seinem schwarzen Opel Astra saß und nach Hause in sein kleines Backsteinhaus im Forfatterkvarteret in Valby fuhr. Er war so erschöpft, dass er am liebsten sofort in den nächsten Flieger nach Saint Lucia gestiegen wäre. Zu gerne würde er auf Mossing und den ganzen Fall scheißen und sich einfach zwischen zwei Palmen in der Hängematte fläzen, ein kaltes Bier nach dem anderen bestellen und den Anblick von Connies kurvigem Körper in den Wellen des Karibischen Meeres genießen.

Noch drei Wochen, sagte er sich und nahm den Fuß vom Gas. Nur noch drei Wochen.

Er rollte auf die Einfahrt und parkte wie immer neben dem rostigen Briefkasten, der schief an seinem Pfosten im Garten hing.

An der Außenseite des Hauses klapperten die Plastiklamellen der Dunstabzugshaube ihre wohlbekannte Mahlzeitmelodie und hatten dieselbe Wirkung auf Schäfer wie die Glocke auf Pawlows Hund. Der Duft von Connies Chili con Carne kitzelte ihn in der Nase, als er auf die Haustür zuging, und sein Magen knurrte erwartungsvoll.

Er betrat das Haus und warf seine Wildlederjacke in den Stuhl am Eingang.

»Hallo, Schatz, ich bin's.«

»Schön!«, rief Connie aus der Küche. »Essen ist in zehn Minuten fertig.«

Schäfer knöpfte den Hemdkragen auf und schlurfte durchs Wohnzimmer Richtung Küche, angelockt vom Duft aus den Kochtöpfen.

Er hörte Connie lachen und wunderte sich. Er konnte sie durch die Küchentür sehen; sie trug ein buttergelbes Kleid und lachte, während sie auf einem Holzbrett Avocados entkernte. Sie trug ihr lockiges schwarzes Haar offen, es umrahmte ihr Gesicht wie eine Löwenmähne. Sie sah fröhlich aus. Und hübsch. So wunderschön ...

Lächelnd ging er zu ihr in die Küche.

»Was ist denn so lu-«

Sein Lächeln verschwand schlagartig, und er griff instinktiv nach der 9 -Millimeter-Heckler & Koch in seinem Schulterhalfter.

»Hej, Baby.« Connie strahlte ihn an, während sie die Avocado für den Salat kleinschnitt. Ihre weißen Zähne ließen ihr ganzes Gesicht leuchten.

»Hej«, antwortete Schäfer, erwiderte ihren Blick jedoch nicht, sondern richtete ihn fest auf den ramponierten Ledersessel in der Küchenecke.

Dort saß Johannes Mossing.

Zurückgelehnt, die Beine überschlagen. Ein Bier in der Hand. Entspannt.

»Da sind Sie ja«, sagte er. »Ich dachte schon, Sie hätten unsere Verabredung vergessen.«

»Du hättest mir ruhig Bescheid sagen können, dass wir Besuch bekommen«, sagte Connie, trat auf Schäfer zu und küsste ihn auf den Mund, während sie sich die Hände an einem Stück Küchenpapier abwischte. »Dann hätte ich noch ein bisschen aufgeräumt.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Connie, es ist wirklich gemütlich hier«, sagte Mossing und schenkte ihr ein einschmeichelndes Lächeln. Schäfer hätte am liebsten seine Waffe gezogen und das Magazin in Mossings Brustkorb geleert.

»Unsere Verabredung?«, fragte er stattdessen. Seine Stimme klang neutral, aber jeder einzelne Muskel in seinem Körper war angespannt. »Helfen Sie mir auf die Sprünge: Was für eine Verabredung hatten wir doch gleich?«

»Sie wollten mit mir über etwas sprechen.«

»Johannes hat mir erzählt, dass er dein neuer Kollege ist«, sagte Connie, »und dir bei dem Fall hilft, in dem du gerade ermittelst.« Sie wandte sich an Mossing. »Ich weiß gar nicht, wie Sie mit Nachnamen heißen.«

»Madsen.« Er lächelte freundlich. »Ich bin eigentlich bei der Polizei in Nordsjælland, aber im Moment ist in Kopenhagen so viel zu tun. Ihr Mann ist so überarbeitet – er rennt die ganze Zeit durch die Gegend, tritt Türen ein und stellt unglaublich viele Fragen. Es

wäre ja niemandem gedient, wenn er Burnout bekäme. Also hat jemand aus der Chefetage angeordnet, dass er ein bisschen entlastet werden soll.«

»Das hört sich doch gut an«, sagte Connie und holte Teller aus dem Schrank.

Mossing sah Schäfer an. Er lächelte nicht mehr.

»In zehn Minuten ist das Essen fertig?«, fragte Schäfer, ohne den Blick von Mossing abzuwenden.

Connie sah auf die Eieruhr neben dem Herd. »Jetzt sind es nur noch ... acht.«

»Okay. Ich habe ein paar Dokumente, die Sie sich ansehen sollten«, sagte Schäfer zu Mossing, ging einen Schritt zur Seite und machte den Weg zum Wohnzimmer frei.

»Ach was.« Mossing faltete die Hände im Schoß. Abwartend. Herausfordernd.

Schäfer musterte Mossing. Er trug einen dunkelblauen Blazer und weite Leinenhosen. Könnte er irgendwo eine Waffe am Körper tragen? Eine Pistole? Ein Messer?

»Ja«, sagte Schäfer. »Ich habe die Papiere draußen im Auto gelassen. Würden Sie bitte kurz mit vor die Tür kommen?«

Mossing erhob sich aus dem Sessel. Er ging auf Schäfer zu und zeigte auf die Tür. »Nach Ihnen.«

Schäfer griff an sein Pistolenhalfter. »Nein. Nach Ihnen.«

Sie waren kaum aus der Haustür getreten, als Schäfer seine Waffe zog und sie auf Mossing richtete.

»Du verdammtes Arschloch. Was bildest du dir eigentlich ein? Du tauchst einfach in meinem Haus auf? Sprichst mit meiner Frau? Ich hätte große Lust, dir eine Kugel zwischen die Augen zu jagen!«

Mossing sah unbeirrt in den Lauf der Waffe, die Schäfer ihm an die Nase drückte.

»Das Spiel läuft folgendermaßen«, sagte Mossing. »Wenn du dich von mir und meiner Frau fernhältst, dann halte ich mich von dir und deiner fern.« Seine Stimme war ruhig, fast schon freundlich. »Solltest du *nicht* damit aufhören, ständig an meine Tür

zu klopfen, dann landen du und deine Südseebraut auf dem Grund des Øresund, haben wir uns verstanden?«

Schäfer packte Mossing mit der einen Hand am Blazerkragen, mit der anderen drückte er ihm die Pistole unters Kinn.

»Ach ja? Ich könnte dir auch hier und jetzt das Hirn wegpusten.«

»Ja, das könntest du.« Mossing lächelte. »Aber das wirst du nicht tun. Das wissen wir beide.«

»Ich weiß von deinem dreckigen Geheimnis, und ich werde dafür sorgen, dass du hinter Gitter kommst. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

»Es kommt nicht darauf an, was du weißt, sondern ob du Beweise hast.«

»Du widerlicher Kinderficker, damit kommst du nicht davon.«

Mossing machte sich von Schäfer los und ging auf das Gartentor zu.

»Hörst du, was ich sage, du beschissenes Arschloch?«, brüllte Schäfer ihm nach. »Du kommst mir nicht davon.«

Mossing drehte sich noch einmal zu Schäfer um und sah ihn herablassend an

»Und genau das hast du immer noch nicht kapiert, Schäfer«, sagte er und öffnete das Gartentor. »Ich bin längst davongekommen.«

Heloise saß am Wohnzimmertisch und starrte auf den Bildschirm. Der Cursor blinkte sie von einer leeren, weißen Seite an.

Heute Morgen hatte sie Karen Aagaard telefonisch um einen freien Tag gebeten. Ein bisschen Zeit für sich allein. Nur heute, morgen wäre sie dann wieder an ihrem Platz in der Redaktion.

Drei Wochen waren vergangen, seit ihr Artikel über den Pädophilenring veröffentlicht worden war. Die Staatsanwaltschaft hatte gegen alle elf Männer Anklage erhoben, und sämtliche Medien hatten sich wie ausgehungerte Wölfe auf den Fall gestürzt. Die Boulevardzeitungen brachten täglich neue Artikel über die Angeklagten, lockten Leser mit Sonderberichterstattungen und veröffentlichten viel zu grausame Details. Details, die *Demokratisk Dagblad* und jedes andere anständige Medium niemals abdrucken würde.

Inzwischen hatten sich weitere Opfer bei der Polizei gemeldet. Sieben Frauen im Alter zwischen 15 bis 27 Jahren. Sie hatten einige der Angeklagten wiedererkannt, doch zu Mossing gab es immer noch keine Neuigkeiten. Niemand hatte mit dem Finger auf ihn gezeigt. Es lagen keine Beweise oder Zeugenaussagen vor, die ihn mit dem Fall in Verbindung brachten.

Heloise schaute auf die Uhr. Es war 13.27 Uhr. Sie stand auf und holte eine Flasche Weißwein und ein Glas aus der Küche. Als sie sich gerade den ersten Schluck gönnen wollte, klingelte ihr Telefon. Sie griff nach dem iPhone und schaute aufs Display.

Erik Schäfer.

Seit ihrer Rückkehr aus Paris hatten sie nicht miteinander gesprochen, und sie wunderte sich, dass sie sich so über seinen Anruf freute.

»Hej.«

»Heloise! Wie geht's?« Seine Stimme war tief und kratzig, klang jedoch munter. »Schreibst du fleißig Enthüllungsartikel? Richtest

ein paar Arschlöcher zugrunde?«

»Ja, ein paar sind schon dabei.«

»So soll es sein«, sagte er. »Und sonst, geht's dir gut?«

Heloise nickte. »Ja, ganz okay. Und du so?«

»Gut. Ich hatte irre viel zu tun, aber das weißt du ja. Du warst ja immer im Off mit dabei, habe ich in der Zeitung gesehen. Das ist auch der Grund, warum ich anrufe«, sagte Schäfer. »Ich habe eine Nachfolgestory für dich, wenn du willst.«

»Gerne!« Heloise stellte das Weinglas ab und schnappte sich einen Kugelschreiber. »Worum geht's?«

»Ich habe gerade einen Anruf von der Polizei in Ostjütland bekommen. Dieser Gymnasiallehrer, du weißt schon, unser zwölfter Mann?«

»Ja, was ist mit ihm?«

»Der wurde heute Morgen von einem Fischkutter aus dem Wasser geholt, nicht weit vom Hafenbecken in Aarhus.«

»Ist er tot?«

»Allerdings. Andernfalls wäre er jetzt wohl der neue Weltrekordhalter im Apnoetauchen. Die Rechtsmedizin meint, er hätte seit zwei Monaten im Wasser gelegen.«

»Also seit er verschwunden ist.«

»Jepp.«

»Glaubst du, es war ein Unfall?«

»Die Leiche war mit einer Eisenkette umwickelt.«

»Oh ...« Heloise verstand.

»Die Familie weiß schon Bescheid, und ich dachte, es ist besser, wenn du die Story bringst, bevor der *Ekspressen* Wind davon bekommt.«

»Danke.«

»Ach, ich bitte dich.«

»Hast du sonst was Neues gehört? Vielleicht von Anna?«

»Nein, nichts.«

»Und Mossing?«

Schäfer seufzte schwer, und Heloise konnte beinahe seinen Tabakatem durch den Hörer riechen. »Auch nichts.«

Einen kurzen Augenblick schwiegen beide. Dann sagte Heloise: »Mein Vater ist tot. Er hat sich in seiner Zelle erhängt.«

»Ja«, sagte Schäfer. »Ich weiß.«

Heloise blinzelte überrascht. »Woher?«

»Die französische Polizei hat mir heute Morgen Bescheid gegeben.«

»Rufst du deswegen an?«

Schäfer räusperte sich. »Ich, ähm ... ich wollte nur hören, ob bei dir alles okay ist.«

Heloise überlegte einen Moment. »Ja, alles okay«, sagte sie und meinte es auch so.

»Gut«, sagte Schäfer. »Ist heute Abend jemand bei dir?«

»Martin kommt nachher noch vorbei.«

»Okay, gut ... gut.«

Heloise konnte im Hintergrund eine Durchsage hören, eine Frauenstimme und das Knistern eines Lautsprechers.

»Wo bist du?«

»Am Flughafen.«

»Wo willst du denn hin?«

»In die Karibik.«

»Echt jetzt?«

»Ja, echt.«

Heloise schaute aus dem Fenster. Der Himmel über der Marmorkirche war herbstlich bedeckt, und die Blätter des kleinen Feigenbaums auf ihrem Balkon waren braun und welk geworden.

»Das klingt phantastisch. Gute Reise!«, sagte sie.

»Danke.«

»Und, hey, melde dich, wenn du wieder da bist. Wir können ja mal zusammen Mittagspause machen oder so.«

»Unter einer Bedingung«, sagte Schäfer. »Kein Kaninchenfutter für mich, okay?«

Heloise grinste. »Versprochen.«

Sie trank einen Schluck Wein, suchte eine Nummer aus ihrer Kontaktliste, lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und wartete, bis jemand ihren Anruf entgegennahm.

»Ja, guten Tag, hier ist Heloise Kaldan, *Demokratisk Dagblad*. Ich habe gehört, dass heute eine Leiche aus dem Hafenbecken in Aarhus gefischt worden ist?«

Es war gerade erst neun Uhr, doch der Asphalt vor dem Hotel war in der Hitze schon fast geschmolzen. Vom Balkon ihrer Suite aus beobachtete Anna jeden einzelnen Fußgänger, der die Straße überquerte. Am Privatstrand des Grand Hyatt Martinez stellten die Bediensteten in den weißen Polohemden und lavendelblauen Shorts Sonnenschirme auf, falteten Handtücher und servierten reichen älteren Männern und ihren Frauen in Tangabikinis ihre Frühstücksmojitos.

Ein Auto nach dem anderen rollte auf die Einfahrt des Hotels. Die luxuriösen Wagen, funkelnde, exklusive Bentleys und Ferraris mit arabischen oder russischen Kennzeichen, parkten direkt vor dem Eingang. Die weniger prunkvollen Fahrzeuge wurden im Parkhaus unter dem Gebäude versteckt.

Anna hatte bereits Mitte Mai ins Grand Hyatt Martinez eingeecheckt. Das gab ihr zwei Wochen, um die Gegend kennenzulernen, sich zu orientieren, verschiedene Fluchtwege auszukundschaften, sich mit der Lage der Suiten und den Routinen der Mitarbeiter vertraut zu machen und die Farben der Uniformen zu entschlüsseln.

Jetzt war sie so weit.

Am 1. Juni war er aufgetaucht, genau, wie Nick gesagt hatte. Sein Anblick verursachte ein Prickeln in ihrem Körper, das bis in die Fingerspitzen reichte. Die Spucke in ihrem Mund schmeckte säuerlich, hinter ihren Schläfen begann es zu pochen. Die ersten sechs Tage hat sie ihn nur beobachtet. Sie hatte gewartet, hatte jede seiner Bewegungen beobachtet, seine Essgewohnheiten, seinen Tagesablauf studiert.

Jetzt, als die Erlösung kurz bevorstand, als das, worauf sie so lange gewartet hatte, nur eine Handbreit von ihr entfernt lag, zögerte sie den Moment aus einem unerfindlichen Grund hinaus.

Nur noch *etwas* länger. Sie wollte die Spannung noch ein bisschen genießen, nur noch kurz.

Sie bebte, als sie ihn zwei Etagen unter sich aus der Eingangstür kommen sah.

Er überquerte die Straße und ging die Treppe hinunter zur Strandpromenade. Ihr Blick folgte ihm, als er die Mole hinunterschlenderte, und die nächsten zwei Stunden sah sie zu, wie er sich auf einem der blauen Liegestühle sonnte.

Zum Mittagessen saß sie drei Tische von ihm entfernt, wie an den anderen Tagen auch. Auch heute beachtete er sie nicht.

Er bestellte Austern und Sancerre. *Schon wieder*. Eine Crème brûlée zum Nachtisch. *Schon wieder*.

Im selben Moment, in dem sein Essen serviert wurde, kam ein kleines asiatisches Mädchen mit Bikini und Schwimmflügeln auf die Bedienung zugelaufen und tippte sie an.

Die Lippen des Mädchens bewegten sich.

Anna konnte nicht verstehen, was sie sagte. Sie drehte sich auf ihrem Stuhl um und hielt nach den Eltern der Kleinen Ausschau. Sie entdeckte eine Frau in einem Liegestuhl, relativ nah am Wasser, die ihre Tochter lächelnd dabei beobachtete, wie sie sich eigenständig in dieser Welt zurecht fand.

Die Bedienung reichte dem Mädchen einen Softdrink. Die Kleine bezahlte mit einer Handvoll Münzen, lief zurück zu ihrer Mutter, fiel ihr um den Hals und zeigte stolz ihren Kauf vor.

Anna lächelte.

Dann richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihn. Sie sah, wie seine Kiefer das Essen zermalmten. Sie sah auch, dass ihm das Mädchen aufgefallen war. Eine dünne, milchige Schicht schien sich über seine Augäpfel gelegt zu haben, sein Blick blieb trübe und unkonzentriert am Körper der Kleinen haften.

Anna kannte diesen Blick.

Eine ganze Stunde beobachtete er das Mädchen, das im Wasser herumplantschte und jedes Mal, wenn die Wellen an den Strand rollten, begeistert kreischte. Anna spürte das Beben in ihrer Brust. Sie hatte lang genug gewartet.

Sie wusste, dass er zwischen fünf und sieben Uhr in seiner Suite sein würde. Danach würde er in die Hotelbar gehen und sich

einen Pisco Sour bestellen. Am Flügel in der Hotellounge würde er ein paar Billie-Holiday-Nummern spielen, bis sein Tisch auf der Terrasse gedeckt war.

So war bisher jeder seiner Abende hier verlaufen.

Doch dazu würde es heute nicht kommen.

Sie klopfte zweimal an die Tür seiner Suite. Er öffnete, und sie hielt ihm mit gesenktem Kopf die weißen, sorgfältig zusammengelegten Handtücher entgegen.

»Fresh towels.«

Er nahm sie kaum richtig wahr, bat sie mit einer Geste herein, ohne ein Wort zu sagen, und drehte sich bereits wieder um.

Mit pochendem Herzen betrat Anna die Suite.

Sie brachte die Handtücher ins Badezimmer, legte sie auf den Frisiertisch und lauschte einen Augenblick. Im größten Zimmer der Suite lief der Fernseher, eine Nachrichtensendung von der BBC, in der über einen furchtbaren Terrorangriff in Amsterdam berichtet wurde. Achtzig Tote, 142 Verletzte. Ein Stadtteil in Schutt und Asche.

Sie verließ das Badezimmer und spähte vom Flur aus in den großen Wohnraum.

Er stand mit dem Rücken zu ihr und hörte dem hektischen, entsetzten Reporter zu. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt, und seine volle Aufmerksamkeit galt den Bildern im Fernsehen. Bilder von zusammengestürzten Gebäuden, Blut und Panik.

Anna wollte gerade einen Schritt auf ihn zu machen, als sie ihn sah. Den roten Koffer.

Er lag geöffnet auf dem Bett im Schlafzimmer und war noch nicht ausgepackt. Mit einem Blick erfasste sie den Inhalt. Sie sah ein Stück weiße Spitze, edel und teuer. Einen schwarzen Badeanzug.

Panik machte sich in ihr breit, sie fühlte sich in die Enge getrieben. Sie wollte sich gerade umdrehen und das Zimmer verlassen, als sie das Piepen einer Schlüsselkarte hörte.

Zu spät.

Ellen Mossing betrat den Flur, bevor sie reagieren konnte.

Anna erkannte sie von alten Fotos wieder, die zu einem Zeitpunkt aufgenommen worden waren, als sie noch glücklich gewesen war. Aber auch von den Fotos vor der Holmen Kirche, als sie neben dem Leichenwagen gestanden hatte, der ihren Sohn wegbringen würde. Damals war ihr Gesicht eingefallen gewesen, elend vor Kummer.

Jetzt sah sie aus, als wäre ihr Leben vorbei. Alt und freudlos, wie ein Mensch, der in seinem Leben gefangen war und keine Kraft hatte, daraus zu fliehen.

Anna blieb wie angewurzelt stehen, als Ellen Mossing auf sie zukam. Sie verbarg das Messer hinterm Rücken, die Hand fest um den Griff gelegt. Abwartend. Bereit.

Ellen Mossing sah auf, ihr Gesicht erstarrte, und sie blieb mitten im Flur stehen.

Anna hielt ihrem Blick stand.

Keine von ihnen sagte ein Wort. Die beiden Frauen starrten sich an, während die Geräusche aus dem Fernseher das Wohnzimmer erfüllten und zu ihnen in den Flur drangen.

Fragen schossen Anna durch den Kopf.

Wie viel wusste die Frau? War ihr bewusst, wozu er im Stande war – was er getan hatte? Wusste sie, wer den Tod ihres Sohnes zu verantworten hatte?

»Ellen!«, rief er aus dem Zimmer. »Komm und sieh dir an, was in den Niederlanden los ist. Es gab ein Attentat.«

Ellen Mossing sah in die Richtung, aus der die Stimme ihres Mannes kam. Dann wandte sie ihren Blick wieder Anna Kiel zu und nickte kaum merklich. Als würde sie ihr die Erlaubnis erteilen.

»Ich komme«, sagte Ellen Mossing, ohne den Blick von Anna abzuwenden.

Dann machte sie kehrt und verließ das Hotelzimmer.

Anna wartete nicht, bis die Tür ins Schloss fiel, sondern betrat den Raum. Lautlos schlich sie sich an ihn heran und blieb erst stehen, als ihr Brustkorb beinahe seinen Rücken berührte.

»Sieh mal«, sagte er, den Blick wie hypnotisiert auf den Bildschirm gerichtet. »Es gab eine Explosion.«

Durch den Bademantel spürte sie die Wärme seines Körpers.
Sie kannte diesen Geruch.

»Mossing«, hauchte sie seinen Namen. Er zuckte zusammen
und drehte sich langsam zu ihr um.

Der Feierabendverkehr kroch langsam über den von Palmen gesäumten Boulevard de la Croisette. Auf der Promenade reihten sich Stände aneinander, die gefälschte Markenbrillen und neonfarbenen Plastikschmuck feilboten.

Ein junger dunkelhäutiger Mann mit nicht weniger als zwölf Hüten auf dem Kopf sprang vor Anna auf den Weg. Er breitete die Arme aus und lächelte sie strahlend an.

»Ten Euros«, sagte er und klaubte sich den Hutstapel vom Kopf. »Pick one, pick one!«

Anna lachte. Sie holte ihr Geld hervor und zeigte auf einen Strohhut mit schwarzem Band.

Sie schlenderte weiter, Richtung Kasino und dem Karussell, das am Ende der Promenade golden in der Abendsonne glitzerte. Sie genoss die leichte Brise auf ihren nackten Schultern und an den Beinen.

Als die Sirenen die Ruhe zerrissen, hatte sie bereits den Yachthafen erreicht. Autos fuhren an den Straßenrand und machten Platz, die Menschen blieben stehen und sahen den Einsatzwagen hinterher.

Ein Konvoi von Polizeiautos und Krankenwagen raste vorbei.

Anna lief den Anleger hinunter. Ihre Schritte waren leicht, beinahe federnd. Am Ende der Mole blieb sie stehen und blickte über die Schulter zurück. Auf der anderen Seite der Bucht sah sie die weiße Fassade des Hotels. Die Sanitäter brauchten sich gar nicht so beeilen, dachte sie. Schon bald würde das Heulen der Sirenen verstummen.

Niemand würde ihm mehr helfen können.

Anna ergriff die Hand, die ihr entgegengestreckt wurde, und stieg auf die Yacht. Sie lag seit Wochen im Hafen, nun würde sie wieder in See stechen.

»Bereit für Palma, Madame?«

Anna nickte. »Lassen Sie uns verschwinden.«

Der Mann in Weiß zog die kleine Gangway ein und deutete mit einem Nicken Richtung Oberdeck. »Er wartet oben auf Sie.«

Anna eilte die Treppe hinauf, das große Schiff tänzelte leicht auf den Wellen.

Sie betrat das Sonnendeck genau in dem Moment, als der Schaum über den Rand des Glases lief.

Kenneth schlürfte hastig einen Schluck ab und sah zu ihr auf. Er reichte ihr das zweite Glas.

»Wäre es unpassend, jetzt anzustoßen?«

Lächelnd griff Anna nach dem Glas.

DANKE

An seinem ersten Krimi zu arbeiten kann sich manchmal so anfühlen, als würde man ziellos ins Nichts hineinschreiben. Darum ist es wichtig, einen privaten Fanclub zu haben, der einen anfeuert. Außerdem braucht man direkten Kontakt zu Orakeln, die man mit Recherchefragen belästigen kann. Ich war während der Arbeit an *Leichenblume* mit beidem gesegnet.

Der größte Dank geht an meine Eltern, Jette Aagaard und Per Anders Jensen, die seit Tag eins meine Sparring-Partner und die besten Eltern der Welt sind. Vielen Dank an meinen wunderbaren großen Bruder Anders Aagaard Jensen, der mir beim Feinschliff des ersten Entwurfs zur Seite gestanden hat. An meine beste Freundin und *Partner in Crime*, die Schriftstellerin Katrine Engberg: Tausend Dank – für alles!

Ein großer Dank gilt auch dem Polizisten Jesper Arff Rimmen, der mich in ermittlungs- und kriminaltechnische Arbeitsvorgänge eingeweiht hat. Vielen Dank an den Oberarzt der Rechtsmedizin Hans Petter Hougen für seine Hilfe bei rechtsmedizinischen Details. Vielen Dank an die Traumapsychologin Mette Arff Rimmen und die Assistenzärztin Liv Andrés-Jensen. Mein Dank geht außerdem an Mette Marie Lei Lange, Nanna Jardorf, Jon Kaldan, Lars Bertelsen, Nils Petter Bro, Henriette Mørk und Anders Heinrichsen.

Ein besonderer Dank an meine brillante Lektorin Lene Wissing. An den Verlagschef Lars Boesgaard und all die anderen wunderbaren Menschen bei Lindhardt und Ringhof: Vielen Dank, dass ihr mich so herzlich bei euch aufgenommen habt.

Und vor allem: DANKE an meinen Mann, Tim Faith Hancock. Die Sonne geht mit dir auf und wieder unter.

Die Serie geht weiter!

ANNE METTE HANCOCK

NARBENHERZ

THRILLER

Der zweite Fall für Heloise Kaldan und Erik Schäfer

Heloise Kaldan hat gerade eine Recherche zu traumatisierten Soldaten begonnen, als sie eine persönliche Entscheidung über Leben und Zukunft treffen muss. Noch bevor sie irgendetwas tun kann, erfährt sie vom Verschwinden eines zehnjährigen Jungen. Vor Ort trifft Heloise ihren guten Freund Kommissar Erik Schäfer, der in dem Fall ermittelt. Die Nacht beginnt, die Temperaturen sinken, die Hoffnung schwindet. Die Spuren zu dem Jungen – Lukas – sind verwirrend, nichts passt zusammen. Heloise versucht, Erik Schäfer zu helfen, das entscheidende Muster zu erkennen, und begegnet ihren innersten Dämonen.

Aus dem Dänischen von Friederike Buchinger

© Anne Mette Hancock & Lindhardt og Ringhof Forlag A/S 2018

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114 , D-60596 Frankfurt am Main

1

Der Mann bewegte sich schnell, huschte an den kahlen Bäumen und Büschen vorbei. Der Februarwind schien von allen Seiten gleichzeitig zu kommen und prickelte wie tausend Nadelstiche in seinem Gesicht. Er zog die Kordeln seiner Kapuze zu, zog sie dicht um sein Gesicht und sah sich um.

Es waren weder Jogger noch Hundebesitzer auf dem Kastell unterwegs. Die Temperaturen bewegten sich seit Tagen rund um den Gefrierpunkt, wie eine Boje, die rhythmisch in den Wellen tanzte, und der kräftige Wind sorgte dafür, dass man sich vorkam wie im härtesten Eiswinter des Jahrhunderts. Dank der Kälte schien Kopenhagen wie ausgestorben. Die reinste Geisterstadt.

Der Mann blieb stehen und lauschte.

... Nichts.

Keine Sirenen, die das gedämpfte Brummen der Stadt durchbrachen. Kein Blaulicht, das dort unten im Halbdunkel blinkte.

Er stieg auf den Wall hoch und schaute von dort auf die Hafeneinfahrt vor der Mærsk-Zentrale und den Parkplatz am *Toldboden* -Restaurant herunter. Er runzelte die Stirn, als er feststellte, dass der Parkplatz leer war, und warf einen Blick auf seine Uhr.

Wo zur Hölle bleiben sie?

Er angelte eine Zigarette aus der Schachtel in der Innentasche seiner Jacke und ging neben einer der Festungs-Kanonen in die Hocke. Er kämpfte mit dem Feuerzeug, aber seine Hände waren schon ganz weiß gefroren und hingen fast wie tot am Ende seiner Arme. Er bewegte die Finger, um die Durchblutung anzukurbeln, und bemerkte dabei den Blutfleck. Einen kleinen, getrockneten Halbmond unter dem Zeigefingernagel.

Halbherzig versuchte er, die geronnene schwarzlila Masse herauszukratzen, gab aber ziemlich schnell wieder auf und schaffte es endlich, das Feuerzeug anzumachen. Als die Zigarette brannte, hielt er sie mit zusammengepressten Lippen fest und schob die Hände in die Taschen. Ungeduldig tigerte er auf dem Wall auf und ab und beobachtete den Parkplatz.

Kommt schon, verdammt!

Er mochte es nicht, wenn es still war. Warten zu müssen machte ihn nervös und gab ihm diese Gefühl von angespannter Unruhe in der Magengegend. Er zog es vor, beschäftigt zu sein, konstant in Bewegung zu bleiben. Stille bedeutete Zeit zum Nachdenken, und dann wanderten seine Gedanken zurück in den Qualm, der so dicht gewesen war, dass er sich an den toten, zerfetzten Körpern hatte vorbeistasten müssen. Zurück zu dem Blut, das aus seinem Auge die Wangen hinuntergetropft war – und zu der Stille. Dieser lähmenden Stille, die auf den lauten Knall gefolgt war. Als die wenigen, die noch konnten, aus der Dunkelheit und dem Staub herausgekrochen waren und sich vor dem zerstörten Gebäude versammelt hatten.

Erstarrt. Unter Schock.

Wie gern würde er diese Bilder aus seinem Gedächtnis löschen. Sie loslassen wie ein Bündel Heliumballons und ihnen dabei zusehen, wie sie in den Himmel verschwanden, wie sie immer höher tanzten und schließlich nicht mehr zu sehen waren.

Der Mann schaute wieder zum Parkplatz hinunter und entdeckte den silbergrauen Audi, der vor das Gebäude rollte und mit laufendem Motor in einer dampfenden Abgaswolke stehen blieb. Ein kurzes Blinken mit dem Fernlicht signalisierte ihm, dass die Bahn frei war.

Endlich!

Er lief los, den Wall hinunter auf das Auto zu, aber auf halbem Weg sah er etwas, was ihn langsamer werden ließ. Er kniff die Augen zusammen und richtete seine Aufmerksamkeit auf die Brücke über den Wallgraben, der rund um das Kastell verlief.

Dann blieb er ganz stehen.

Mitten auf der Brücke, im Halbdunkel kaum zu erkennen, stand jemand. Die Gestalt hatte eine Kapuze auf und trug einen

orangefarbenen Rucksack über der Schulter.

Es war ihre seltsam vornübergebeugte Haltung, die ihn veranlasst hatte, das Tempo zu drosseln. Aber erst das Kind, das der Typ festhielt, brachte ihn dazu, stehen zu bleiben.

Ein Junge, den er auf vielleicht acht, neun Jahre schätzte, hing schlaff über dem Brückengeländer. Der Typ mit dem Rucksack hielt ihn nur an den Schultern seiner Winterjacke fest und redete auf ihn ein, aber der Wind zerriss die Worte, so dass er nicht verstehen konnte, was gesagt wurde.

Er drehte den Kopf wieder zum Auto und die Scheinwerfer leuchteten ein zweites Mal auffordernd auf. Er musste sich jetzt wirklich beeilen, aber ...

Er schaute zurück zur Brücke.

Die Hände ließen den Jungen los.

2

Die Praxis befand sich in einem mit Efeu bewachsenen Hinterhaus, das sich fast ein bisschen aufdringlich an die Mauer des Palais Brockdorff lehnte. Vom Fenster des Wartezimmers aus konnte Heloise Kaldan die Spitze der weiß bereiften Kuppel der Marmorkirche sehen und die Palastwachen beobachten, die wie Nachtwandler in einer Schneekugel vor Schloss Amalienborg auf und ab marschierten.

Sie nahm sich eine Modezeitschrift und wippte nervös mit dem Fuß, während sie darin herumblätterte. Das Adrenalin kribbelte in ihren Nervenenden, und ihr Blick flackerte abwesend über Modereportagen und Werbeanzeigen für Hautpflegeserien. Oberflächlichkeit und die Glorifizierung magersüchtiger Teenager, hübsch verpackt in weiche Pastelltöne.

Wer zur Hölle las eigentlich freiwillig so einen Müll?

Sie warf die Zeitschrift zurück auf den Stapel und sah sich um.

Der ganze Raum wirkte wie eine Fotostrecke in der kalifornischen Ausgabe von *Schöner Wohnen*. Die Einrichtung war komplett in Weiß und Cognactönen gehalten, aufgepeppt mit Sukkulenten in überdimensionierten Tontöpfen. An den Wänden hingen Plakate und Lithographien in unterschiedlichen Größen dicht versetzt nebeneinander, so dass man die asphaltgraue Wand dahinter nur noch erahnen konnte. Auf dem Boden lag ein cremefarbener Berberteppich, der die Elemente des Raums als letzter stilvoller *Touch* miteinander verband. Das alles war so schick, dass man beinahe vergessen hätte, wo man war.

Und dann doch wieder nicht ...

Außer Heloise saßen noch zwei andere Patienten im Wartezimmer. Ein älterer, hagerer Mann und eine junge Frau mit milchweißer Haut und großen, silbergrauen Augen. Heloise

schätze sie auf höchstens achtzehn und hoffte, dass das Mädchen nicht aus demselben Grund hier war wie sie.

Ein großer, blonder Mann in weißer Leinenhose und mintgrünem T-Shirt steckte den Kopf ins Zimmer, und das Mädchen drückte sofort den Rücken durch. Gleichzeitig zog sie die Nase ganz komisch ein, leckte sich hastig über die Lippen und formte sie zu einem halbgeöffneten Schmollmund. Sie sah aus, als hätte sie gerade einen sehr unangenehmen Geruch im Raum bemerkt.

Selfie-Fratze, dachte Heloise. Eine der bizarrsten Erfindungen der Gegenwart.

Der Mann in der Tür beförderte mit einer schwungvollen Kopfbewegung ein paar Haarsträhnen aus seinem Gesicht, dann nickte er Heloise zu.

»Heloise Kaldan?«

Sie stand auf.

Jetzt musste sie es nur noch hinter sich bringen.

Mit ausgestrecktem Arm bat der Arzt Heloise ins Sprechzimmer und setzte sich an seinen weiß lackierten Schreibtisch. Heloise nahm ihm gegenüber Platz und stellte ihre Handtasche auf dem Parkett ab. Der Boden war genauso schief und krumm wie der Rest des Altbaus, und der Stuhl, auf dem Heloise saß, kippelte bei jeder Bewegung hin und her. Ihr Arzt überflog kurz ihre Patientenakte am Computer und sah sie dann an.

»Ah, ja, Heloise Kaldan ... Sie sind also schwanger?«

Er sprach ihren Vornamen falsch aus. Mit hartem »H«. Das klang irgendwie schroff. Nach Anstrengung. In den letzten vier Jahren hatte Heloise ihn bei jedem Arztbesuch darauf aufmerksam gemacht. Aber dieses Mal verbesserte sie ihn nicht. Stattdessen sagte sie: »Ja, sieht ganz so aus.«

»Waren Sie schon mal schwanger?«

Sie schüttelte den Kopf und zeigte ihm den Test, den sie mitgebracht hatte. Zwei rote Streifen im Sichtfenster. Der eine war ganz deutlich zu sehen, der andere eher wässrig und schwach, wie ein beginnender Regenbogen, den man am besten erkennen konnte, wenn man nicht direkt hinschaute.

Der Arzt warf einen Blick auf den Teststab und nickte.

»Ja, das sieht positiv aus. Aber wenn ich das richtig verstanden habe, dann ist momentan nicht der passende Zeitpunkt für Sie?«

»Das war so nicht geplant, nein.«

Er nickte.

»Nun, das kommt vor«, sagte er dann und lächelte warm, um zu betonen, dass sie sich ihm unbesorgt anvertrauen konnte. Er schaute sie aufmerksam an. Es hatte ein paar Jahre gedauert, bis sie begriffen hatte, dass seine anziehende Ausstrahlung und dieser direkte Blick nicht ihr persönlich galten. Er flirtete nicht, er war nur aufrichtig an ihrer Gesundheit interessiert. Außerdem glänzten seine blaugrünen Augen mit einem Ring aus poliertem Weißgold um die Wette, der an seinem linken Ringfinger steckte.

»Ich entnehme den Angaben, die Sie bei Ihrem Anruf heute Morgen gemacht haben, dass Sie etwa in der fünften Woche sein müssten. Stimmt das?«

Heloise schaute verlegen nach unten und nickte. Auf dieses Ergebnis war zumindest der Schwangerschaftsrechner gekommen, den sie im Internet gefunden hatte.

»Das ist gut«, sagte er. »Ein medikamentöser Abort ist nämlich nur in den ersten sieben Schwangerschaftswochen durchführbar. Zwischen der achten und zwölften Woche besteht dann nur noch die Möglichkeit eines operativen Abbruchs.«

Heloise sah hoch. »Das heißt Krankenhaus?«

»Ja. Der Eingriff selbst ist schnell überstanden, aber es ist natürlich immer besser, wenn man eine Narkose vermeiden kann. Deshalb bekommen Sie von mir diese Tablette hier ...«

Er nahm eine Schachtel auf der in großen grünen Buchstaben *Mifegyne* stand, drückte eine einzelne Pille aus dem Blister und legte sie Heloise in die Hand.

»... und die nehmen Sie, nachdem wir uns vergewissert haben, dass Sie wirklich erst in der fünften Woche sind. Durch dieses Präparat wird die Schwangerschaft effektiv beendet.«

Er machte routiniert eine halbe Drehung mit dem Stuhl und tippte ein paar Zeilen in den Computer.

»Zusätzlich verschreibe ich Ihnen noch Diclofenac 50 , das wirkt muskelentspannend, und ein Medikament namens Cytotec.«

Während er redete, fing Heloises Herz an zu klopfen, in einem seltsamen, unregelmäßigen Rhythmus.

Dadurch wird die Schwangerschaft effektiv beendet ...

Was zur Hölle machte sie hier? Wie war sie hier gelandet?

»Das Ganze sollte nicht mehr als ein paar Stunden dauern, und in aller Regel ist der Ablauf ziemlich undramatisch«, fuhr der Arzt fort. »Es wäre trotzdem besser, wenn Sie sich einen Tag dafür freinehmen würden und jemand bei Ihnen wäre. Haben Sie einen Partner, der sich um Sie kümmern kann?«

Heloise schüttelte den Kopf. »Ja und nein. Es ist ... kompliziert.«

Der Arzt presste die Lippen zusammen und nickte verständnisvoll. »Ja, das höre ich oft. Die meisten befinden sich in einer schwierigen Situation.«

Heloise betrachtete die Pille in ihrer Hand und dachte an Martin. Sie wusste, dass der Gedanken an ein Kind ihn begeistern würde. Ihn glücklich machen und viel zu große Erwartungen wecken. Sie wären gezwungen, die nächste Phase ihrer Beziehung einzuläuten: Er würde darauf bestehen, einen Neil-Armstrong-Schritt nach vorn zu machen, während sie den dringenden Impuls verspürte, sich drei Schritte zurückzuziehen.

Heloise gefiel es so, wie es war. Oder besser gesagt: Wie es bisher gewesen war. Ihr Verhältnis war schön, angenehm und – das war das Wichtigste – immer noch weitgehend unverbindlich. Aber jetzt kam es ihr vor, als hätte sich die Unbeschwertheit von einem Tag auf den anderen in eine tickende Bombe verwandelt. Mit den beiden Streifen im Sichtfenster hatte der Countdown begonnen, und vor ihrem inneren Auge sah Heloise die roten Zahlen bedrohlich blinken. Die ganze Sache würde ihr um die Ohren fliegen, egal, ob sie das rote oder das blaue Kabel kappte, so viel war klar.

Der Arzt sah Heloise prüfend an, als versuche er, ihre verschlossene Körpersprache zu enträtseln.

»Wenn Sie sich nicht sicher sind, dann können Sie problemlos warten, bis ...«

»Ich bin mir sicher.«

»Okay, gut, dann schauen wir jetzt am besten mal nach, in welcher Woche Sie sind.«

Er zeigte mit dem Kinn zur Liege nebenan im Behandlungszimmer, das durch eine offene Schiebetür vom Sprechzimmer abgetrennt war, und setzte eine stahlgraue Brille auf. Die Brillengläser wirkten seltsam klein in seinem markanten Gesicht.

»Diese Schwangerschaftsrechner liegen mit dem Ergebnis gern mal ein bisschen daneben, und wir sollten auf jeden Fall sicherstellen, dass Sie sich auf der richtigen Seite der achten Woche befinden.«

Heloise holte tief Luft, dann schälte sie sich aus ihrer Lederjacke.

Nur das Ticken des Sekundenzeigers über der Untersuchungs- liege und die ruhigen Atemzüge des Arztes störten die Stille im Raum.

Heloise selbst hielt die Luft an.

Sie hatte den Kopf vom Monitor weggedreht, weg von den Ultraschallbildern, aus Angst, den Anblick nie wieder von der Netzhaut löschen zu können. Die ganze Woche über hatte sie jeden wachen Gedanken an das, was da in ihr wuchs, verdrängt, aber nachts hatte sie schlecht geschlafen, sich im nassgeschwitzten Bett hin und her gewälzt und in ihren Träumen kleine Ärmchen und Beinchen gesehen. Finger und Zehen. Einen Hinterkopf mit braunen Locken.

Aber nie ein Gesicht.

Sie hatte immer nur in einen konturlosen Kreis geblickt, eine konkave Fläche ohne Form und Farbe. Ein Kind, mit einem Teller anstelle eines Gesichts.

Was hatte das zu bedeuten?

Wollte sie Martins Gene nicht weitergeben? Oder bekam sie Panik beim Gedanken, ihre eigenen zu vererben?

Sie konnte nicht aufhören, darüber zu grübeln, ob es genetische Formen des Bösen gab. Ob es denkbar war, dass sich die Gewissenlosigkeit im eigenen Erbgut versteckte wie eine Schläferzelle, die eine oder zwei Generationen überspringen

konnte. Sie war definitiv nicht bereit, ihren Körper für dieses Experiment zu Verfügung zu stellen.

»Nun, Frau Kaldan«, sagte der Arzt. »Ich kann Ihre Vermutungen nur bestätigen. Schauen Sie mal, hier ...«

Widerstrebend folgte Heloise seiner Aufforderung.

»Das ist Ihre Blase.« Der Arzt zeigte vor sich auf den Bildschirm, der von einer undefinierbare schwarz-weiße Masse ausgefüllt wurde. »Und das hier, das ist Ihre Gebärmutter, sehen Sie?«

Heloise legte den Kopf schief und starrte leer auf den wabernden Fleck, den er ihr zeigte. Es hätte alles Mögliche sein können; ein menschliches Hirn, einen Kuhmagen ... Jupiter. Sie hätte keinen Unterschied erkannt.

Er zeichnete mit dem Finger einen Kreis um einen kleinen erdnussförmigen Punkt. »Da. Sehen Sie? Es sieht ganz danach aus, als hätte Sie recht mit den fünf Wochen – plus minus ein paar Tage.«

Heloise nickte und schaute schnell wieder weg.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er und schaltete den Monitor aus. »Haben Sie eine Entscheidung getroffen?«

»Ja.« Sie stützte sich auf die Ellenbogen. »Aber da ist noch etwas anderes, was ich Sie gern fragen würde. Ich habe jetzt schon seit einiger Zeit immer wieder so ein unangenehm zitterndes Gefühl im Körper.«

Mit einem talkumstaubigen Schnalzen zog der Arzt die Latexhandschuhe aus und nickte ihr zu. »Können Sie das genauer beschreiben?«

»Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll. Es fühlt sich einfach alles ... *falsch* an. Wie eine Art Nebel oder als würde ich unter einer Käseglocke stecken. Ich kann dann keinen einzigen klaren Gedanken fassen. Das geht jetzt schon ziemlich lange so. Mehrere Monate, schätze ich. Auf jeden Fall hat es schon deutlich vor dem hier angefangen.« Sie nickte zu ihrem Bauch.

Der Arzt setzte die Brille ab, hielt sie mit zwei Fingern fest und putzte die Gläser mit seinem T-Shirt, während er Heloise eingehend musterte.

»Ein Zittern, sagen Sie? Ist das so eine Art innere Unruhe?«

»Ja.«

»Druckgefühl auf der Brust? Herzrasen?«

Sie nickte.

»Was machen Sie noch mal berufliche, Frau Kaldan? Sie sind Journalistin, oder?«

»Ja.«

»Haben Sie einen hektischen Arbeitsalltag?«

»Tja, ich denke schon.«

»Nehmen Sie oft Arbeit mit nach Hause?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Machen das nicht mittlerweile alle?«

Er sah sie an, verschränkte die Arme und biss sich dabei auf die Unterlippe.

»Das klingt, als hätten Sie viel um die Ohren. Gab es in Ihrem Leben in letzter Zeit eine besonders belastende Phase?«

Heloise spürte ein Stechen in ihren Schläfen, während die Erinnerungen in ihr aufstiegen wie stinkendes Methangas in einem Sumpf: Hände, die sich um ihren Hals schlossen. Kinder mit geschlossenen Augen. Die Inschrift auf dem Grabstein ihres Vaters ...

Erinnerungen, die Heloise mit einem Herz zurückgelassen hatten, das vor Kälte blauschwarz gefroren war.

Eine belastende Phase?

»Das kann man so sagen.« Sie setzte sich auf.

»Was Sie beschreiben, klingt nach Stresssymptomen«, sagte der Arzt. »Aber ich würde trotzdem gern Ihre Schilddrüsenwerte überprüfen. Ich schlage vor, dass wir Ihnen Blut abnehmen, um sicherzugehen, dass ...«

Sie wurden von energischem Klopfen unterbrochen. Ohne eine Antwort abzuwarten, steckte die ältere Sprechstundenhilfe das geschminkte Gesicht durch die Tür.

»Entschuldigen Sie die Störung, Chef, aber da ist ein Anruf für Sie.«

Sie deutete auf das Telefon, das auf einem hellen Designer-Tisch auf der anderen Seite des Sprechzimmers stand. »Die Schule ist dran. Sie sagen, es sei wichtig.«

Der Arzt runzelte die Stirn, und eine senkrechte Falte bildete sich über seiner Nasenwurzel.

Er drehte sich zu Heloise und lächelte entschuldigend. »Es tut mir leid, aber wenn Sie nichts dagegen haben, dann ...«

Heloise wedelte seine Frage weg. »Nein, gar kein Problem.«

Er zog die mattierte Glasschiebetür zu, die den Raum teilte, und ging mit schnellen Schritten zum Telefon.

Sie öffnete die Hand und betrachtete die Tablette, die sie immer noch festhielt. Sie war inzwischen feucht geworden und fing schon an sich aufzulösen. Heloise legte sie in eine kleine Metallschale und hörte mit halbem Ohr, wie der Arzt nebenan den Anruf entgegennahm.

»Hallo? Ja, der bin ich. Doch, da sollte er sein ... Wie spät ist es jetzt, sagen Sie? Ja, aber dann hat er doch seit zwanzig Minuten Unterrichtsschluss. Er ist bestimmt gerade auf dem Weg nach unten. Er trödelte ja manchmal ... Aber vielleicht ist er auch direkt mit Patrick auf den Spielplatz gegangen. Die beiden waren für heute verabredet, soweit ich weiß. Haben Sie da schon nachgeschaut?«

Heloise stand auf und zog ihre Hose und ihre Lederjacke wieder an.

»Nein, ist er nicht«, fuhr der Arzt fort. »Nein, er ist nicht abgeholt worden. Da bin ich mir ziemlich sicher, denn heute ist meine Frau mit Abholen dran und sie ist noch auf der Arbeit, und ... Doch, aber ich kann nicht ... Okay. Ja, okay. Ich bin gleich da!«

Er beendete das Telefonat und wählte sofort danach eine neue Nummer.

»Hi, hier ist Papa. Wo bist du? Ruf mich bitte sofort an, wenn du meine Nachricht gehört hast, okay?«

Und dann noch ein Anruf.

»Ich bin's. Hast du Lukas abgeholt? ... Der Hort hat eben angerufen, weil er nach der Schule nicht dort aufgetaucht ist!?«

Heloise konnte hören, wie die Panik in seiner Stimme wuchs. Ihr Blick fiel auf das gerahmte Foto, das auf der Fensterbank stand. Auf dem Bild sah der Arzt jünger aus als jetzt, aber seine schönen Augen und sein markanter Unterkiefer waren

unverkennbar. Er hielt eine attraktive, aschblonde Frau im Arm, die ein leuchtend gelbes Sommerkleid mit Spaghettiträgern über der sonnengebräunten Haut trug. Zwischen ihnen stand ein Kind, vielleicht drei oder vier Jahre alt, und schwenkte begeistert eine italienische Fahne.

»Ich fahre jetzt rüber«, hörte sie von der anderen Seite der Schiebetür. »Doch, aber lass uns Ruhe bewahren, irgendwo muss er ja stecken, verdammt!«

Die Angst, die in seiner Stimme schwang, bestärkte Heloise in der Gewissheit, dass sie niemals so leben könnte. Immer in Sorge. Mit der Verantwortung, die ein Kind bedeutete. Mit der Verwundbarkeit, die damit in ihr Leben treten würde.

Dann lieber gar nichts fühlen.

Sie nahm die Pille aus der Metallschale, wickelte sie in ein Papiertaschentuch und steckte beides ein.

Dann hängte sie sich die Tasche über die Schulter und verließ die Praxis.

3

Das Heulen des Rauchmelders riss Erik Schäfer aus der Starre, in die er vor der Küchenspüle verfallen war.

Er brachte den Alarm mit einem Faustschlag zum Schweigen und schaltete den Toaster aus. Als er den Kühlschrank öffnete, schlug ihm der enttäuschende Geruch von kaltem Plastik entgegen. Lustlos starrte er die halbleeren Fächer an.

Bis auf ein Päckchen Butter, ein Glas Marmelade und einen Liter Milch, die Connie und er gestern Abend noch im 7 -Eleven gekauft hatten, nachdem sie in Kastrup gelandet waren, war nichts da.

Er stellte alles auf den Küchentisch und zog sein vibrierendes Handy aus der Hosentasche. Es war Lisa Augustin, seine Kollegin.

»Ja, hallo?«

»Hi, Erik, ich bin's.« Augustins Stimme tönte gutgelaunt und viel zu laut aus dem Telefon.

Schäfer schnitt eine Grimasse und hielt das Handy vom Ohr weg. »Guten Morgen«, murmelte er.

»Na ja, eigentlich wäre ›guten Tag‹ um diese Uhrzeit passender. Jetlag?«

Schäfers Antwort beschränkte sich auf ein abwesendes Brummen.

»Wie war der Urlaub?«

»Schön«, sagte er und nahm vorsichtig das verkohlte Brot aus dem Toaster. »Ich war kurz davor, dort zu bleiben«

Er kratzte die verbrannten Stellen mit einem Messer vom Toast. Die schwarzen Krümel blieben für einen kurzen Moment wie Vulkanstaub in der Luft hängen und rieselten dann sacht auf den Küchentisch. Sie erinnerten ihn an die schwarzen Strände von Saint Lucia, wo Connie und er die letzten Wochen in ihrem kleinen karibischen Feriendomizil am Jalousie Beach verbracht hatten.

Einem baufälligen Häuschen mit weißen Fensterläden, in dessen Garten Palmen, gelber Oleander und Mangobäume wuchsen.

Er sehnte sich jetzt schon zurück.

Seit neunundzwanzig Jahren, solange sie sich kannten, verbrachten sie ihre Ferien auf der Insel, auf der Connie geboren und aufgewachsen war. Inzwischen zog Schäfer das Leben in der Karibik dem Alltag in Kopenhagen vor, aber trotzdem ließ ihn doch immer wieder irgendetwas ins Flugzeug steigen und Kurs auf Dänemark nehmen. Und jedes Mal sagte er zu Connie, dass es nicht die Arbeit war, die ihn nach Hause trieb, und dann lächelte sie nachsichtig, denn ihre Liebe war groß genug, um ihn mit seinen Ausreden durchkommen zu lassen.

Das war bei Lisa Augustin anders.

»Bullshit«, sagte sie lachend. »Du hast mich vermisst. Gib's zu!«

Schäfer ignorierte ihren Kommentar. »Worum geht es?«

»Ich wollte hören, ob du schon unterwegs bist.«

»Ich fahre in zehn Minuten los«, sagte er und biss in sein Marmeladenbrot. »Wir sehen uns auf dem Präsidium.«

»Nein, genau deshalb rufe ich an. Ich bin nicht auf dem Präsidium.«

»Wo denn dann?«

»Ich bin auf dem Weg zur Nyholm-Schule.«

»Zur Nyholm-Schule?« Schäfer wurde hellhörig. »Was ist passiert?«

»Ein Kind ist verschwunden.«

Er schloss die Augen und kniff sie fest zu. Der erste Tag nach dem Urlaub und dann so etwas.

»Okay«, sagte er. »Was wissen wir?«

»Noch nicht viel. Die Vermisstenmeldung ist bei den Kollegen von der Bereitschaftspolizei eingegangen, aber soweit ich weiß, geht es um einen Jungen namens Lukas Bjerre, zehn Jahre alt. Er ist gegen zwei Uhr aus dem Schulhort verschwunden.«

Schäfer warf einen Blick auf die Uhr über dem Herd. Es war 15:33 Uhr.

»Wen hast du dabei?«

»Niemanden. Deshalb rufe ich ja an.«

»Was ist mit Bro und Bertelsen?«

»Sie ermitteln in einem Todesfall am Amerika-Kai. Und Clausen hat sich das Schlüsselbein gebrochen, deshalb war ich die letzten Tage solo unterwegs.«

»Ich komme«, sagte Schäfer.

Er legte auf und trank einen Schluck von dem Kaffee, den Connie ihm eingeschenkt hatte, bevor sie zum Einkaufen gefahren war. Der Kaffee war inzwischen kalt.

Mit einer routinierten Bewegung schnallte er sich das Pistolenholster um die Schultern und holte seine Winterjacke.

Auf dem Weg zur Haustür warf er einen Blick auf die Terrasse vor seinem kleinen roten Klinkerhaus in Valby. Ein Spatz landete gerade auf dem Vogelhäuschen, das Connie erst vorhin mit Meisenknödeln bestückt hatte.

Schäfers Blick wanderte weiter über den wintermüden Rasen und blieb an den Plastikstühlen hängen, die in der hinteren Ecke des Gartens aufgestapelt waren, bedeckt von dreckigem, welkem Laub. Draußen wurde es schon wieder dunkel, und er dachte an die Sonne, die gerade auf einen weiteren herrlichen Morgen auf Saint Lucia herunterstrahlte.

Er schüttelte den Kopf, als er in die Kälte hinaustrat.

»Was zur Hölle wollen wir hier?«, murmelte er und schlug die Haustür hinter sich zu.

Heloise Kaldan richtete die Pistole auf den Mann hinter dem großen Doppelschreibtisch, der mitten im Raum stand.

Er saß wie in Trance vor seinem Computer, sein Blick klebte förmlich am Bildschirm. Aus dem Handy, das neben ihm lag, strömte Musik. Mit steifen Zeigefingern trommelte er ein Solo auf die Tischkante, dann ein gezielter Schlag auf die Hi-Hat, während der linke Fuß eine unsichtbare Bass Drum bediente.

Welcome to the jungle. We've got fun and games.

Heloise betrachtete die langen, dunkelbraunen Locken, die seine breite Stirn bedeckten. Das weiße, frisch gebügelte Hemd saß ein bisschen zu stramm um die muskulösen Oberarme und den kräftigen Brustkorb.

Sie lächelte.

So ein talentierter Mann, dachte sie. So schlau. So begabt. Und so unglaublich eitel.

Sie lehnte sich ein wenig weiter durch die offene Tür nach vorn, lautlos, langsam, und legte einen Finger an den Abzug.

»Mogens?«

»Mmm?«

Der Journalist Mogens Bøttger schaute in derselben Sekunde vom Bildschirm auf, als die Plastikkugel seine Brust traf. Mit einem animalischen Schrei riss er den Mund auf und warf sich so heftig auf dem Schreibtischstuhl zurück, dass er ein paar Meter rückwärts rollte.

»Sag mal, spinnst du?«

Sauer starrte er Heloise an, die sich mit den Händen auf den Knien vor Lachen krümmte. Mit der Tablette sicher in der Tasche fühlte sie sich fast überdreht. Der Tag hatte so düster begonnen, aber jetzt hatte sie einen Fluchtplan. Sie konnte diese Geschichte abhaken und neu anfangen.

Like dodging a fucking bullet.

»Du hättest dich sehen sollen«, lachte sie.

»Kaldan, du ... Biest!« Mogens Bøttger presste die Hand auf die rechte Brust. »Das hat echt weh getan, Mann!«

»Ach, komm schon!« Heloise pustete imaginären Rauch von der Mündung der neongrünen Nerf-Gun. »Das ist ein Kinderspielzeug. Wie weh kann das schon tun.«

»Okay, dann gib sie mir!«

Mogens Bøttger stand auf. Er baute sich mit seinen ganzen zwei Meter vier vor ihr auf und versuchte, ihr die Pistole aus der Hand zu winden.

»Ich zeige dir mal, wie das zwiebelt!«

Heloise warf die Plastikwaffe quer durch den Raum, wo sie auf einem alten abgenutzten Chesterfield-Sofa landete.

»Okay, okay! Du hast gewonnen!«, sagte sie und ergab sich mit erhobenen Händen.

Widerwillig ließ Bøttger sie los und setzte sich mit kindlich beleidigter Miene auf seinen Stuhl.

»Wenn du lachst, siehst du aus wie dieser eine Alte aus der Muppet Show, Kaldan, hat dir das schon mal jemand gesagt?«

Er riss dümmlich die Augen auf, wackelte übertrieben albern mit den Schultern und ahmte ihr lautloses Lachen mit aufgerissenem Mund nach, in dem eine Scheibe Wassermelone Platz gehabt hätte.

»Genausoo siehst du aus, Kaldan! Wie ein alter, wiehernder Idiot.«

Heloise grinste und setzte sich an ihren Arbeitsplatz gegenüber von Mogens Bøttger.

Er nickte in Richtung Sofa. »Woher hast du die Mordwaffe?«

»Die gehört Kaj.«

Bøttgers linke Augenbraue formte einen skeptischen Bogen.

»Hä?« Er machte die Musik leise. »Sagtest du *Kaj*?«

Seine Verwunderung war begründet.

Kaj Clevin war ein älterer Kollege, der Restaurantkritiken für das *Demokratisk Dagblad* schrieb. Er war allgemein als Vollblutsnob bekannt, der einen latenten Hass gegen alles hegte, was dem Proletariat gefiel, und seine Kritiken waren immer auf den winzigen

Prozentsatz an Lesern zugeschnitten, die seine Begeisterung für das teilten, was Heloise als dekadente Gastro-Onanie bezeichnete.

»Was um alles in der Welt macht Kaj mit einer neongrünen Softair-Pistole?«, fragte Bøttger.

»Das ist keine Softair-Pistole, das ist eine Nerf-Gun.«

»Das ist eine Psychopathenwaffe von pöbelhaftem Charakter. Deshalb noch mal die Frage: Wie kann so etwas Kaj gehören?«

Heloise zuckte mit den Schultern. »Sein Enkel hat ihn letzte Woche zur Arbeit begleitet. Wahrscheinlich hat der Junge sie hier vergessen.«

Bøttger riss die Augen auf. »Meinst du dieses kleine Monster mit dem Unterbiss, das hier neulich durch die Gegend getobt ist und alle genervt hat?«

»Mm-hmm.«

»Das war Kajs Enkel?«

Heloise nickte.

Er rümpfte die Nase. »Bäh.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass es verboten ist, ›bäh‹ im Zusammenhang mit einem Kind zu verwenden.«

»Das ist mir doch egal. Der Typ sah aus wie Quark! Weißt du, wen ich meine? Der kleine Dicke aus diesem Trickfilm, Walhalla. Stimmt's oder habe ich recht?«

Heloise verzichtete auf eine Antwort und fing an, ihre Notizbücher und Arbeitsunterlagen aus der schwarzen Ledertasche zu kramen.

»Ich habe recht«, hielt Bøttger fest. »Aber um Quark gegenüber fair zu bleiben, gebe ich zu, dass die wenigsten Kinder süß sind. Wenn ich Fernanda morgens im Kindergarten abgebe, sitzen sie alle mit klebrigen Rotznasen da. Das ist echt eklig. Und Kinder stinken!«

»Nur zu, Mogens, immer raus mit der Wahrheit«, sagte Heloise lächelnd. Sie zog ihr Handy heraus und öffnete eine E-Mail, die Morten Munk aus der Rechercheabteilung ihr geschickt hatte. Der Betreff lautete *Kriegsveteranen vs. Vergleichsgruppe: Selbstmordrate*.

»Wenn ich dir das nicht sagen kann, Kaldan, wem dann? Du bist die Einzige, die noch normal ist. Nicht so wie meine Schwester.«

»Was ist mir ihr?«

»Sie war früher eine super Gesellschaft. Sie hatte immer etwas Spannendes zum Gespräch beizutragen. Aber dann hat sie diesen Niels kennengelernt, ich nenne ihn auch Anzug-Niels. Sie haben Kinder bekommen, zwei Stück – und die sind wirklich niedlich, ehrlich. Aber jetzt sind sie raus nach Holte gezogen. Sie haben sich einen Bungalow gekauft und einen Benzinrasenmäher mit allem erdenklichen Schnick und Schnack.«

»Na und?«

»Sie ist einfach unglaublich langweilig geworden.«

»Ist sie denn glücklich?«

»Ja, klar ist sie glücklich! Aber das passt einfach nicht zu ihr.«

Heloise versuchte, ein Lachen zu unterdrücken, aber stattdessen prustete sie durch die Nase.

»Was für ein Glück, dass *du* dich nicht verändert hast, seit du Vater geworden bist.« Sie warf ihm einen sarkastischen Blick über den Schreibtisch zu.

Bøttger quittierte ihn mit einem genervten Kopfschütteln.

»Natürlich *verändert* man sich, sonst wäre man ja aus Stein. Aber ich habe mir meinen Zynismus bewahrt, und das ist ein wichtiger Charakterzug bei einem Menschen.« Er verlieh seiner Pointe mit erhobenem Zeigefinger Nachdruck.

»Ja, ja, schon gut, Kapitän Haddock.«

»Das stimmt wirklich! Und übrigens ist das einer der Gründe, warum ich dich so gut leiden kann, Kaldan. Du bist einer der zynischsten Menschen, die ich kenne.«

»Oh, danke, aber du musst es mit den Komplimenten nicht gleich übertreiben.«

Bøttger verneigte sich respektvoll, als hätte er sie soeben zum Ritter geschlagen. »Never change, versprich mir das!«

»Keine Sorge«, sagte Heloise trocken. »Da besteht keine Gefahr.«

Nachdem sie die Mail von Morten Munk gelesen hatte, in der alles stand, was er über Selbstmorde unter dänischen Soldaten,

die aus Auslandseinsätzen heimkamen, herausgefunden hatte, versuchte sie noch einmal, Gerda zu erreichen, ihre beste Freundin.

Es war der dritte Versuch heute. Normalerweise rief Gerda immer ziemlich schnell zurück und es vergingen selten mehr als eine, höchstens vielleicht drei Stunden, ohne dass nicht wenigstens eine SMS von ihr kam.

Heute herrschte schon den ganzen Tag ungewohnte Funkstille.

»Hallo, ich bin's noch mal. Melde dich doch bitte bei mir«, sagte Heloise, nachdem die Mailbox angesprungen war. »Ich brauche deine Hilfe für diesen Artikel, von dem ich dir neulich erzählt habe.«

Sie beendete den Anruf im selben Moment, als ihre Chefin Karen Aagaard hinter ihr in der Tür auftauchte.

»Wo zum Kuckuck stecken denn alle?«

Heloise machte eine halbe Drehung mit dem Stuhl und schaute sie überrascht an. Dann lächelte sie erfreut.

»Oh, hi! Ich dachte, du bist krank?«

»Ich bin nicht krank. Was macht ihr gerade? Wo sind die anderen?« Karen Aagaard starrte Heloise gereizt über den Rand ihrer Hornbrille an und zeigte auf die leeren Stühle der Redaktion. Normalerweise war sie der Hauch von Mütterlichkeit in der Redaktion, der Inbegriff von Großzügigkeit und Gelassenheit, aber heute war ihre Aura ungewohnt giftig.

Heloise zog verwundert die Augenbrauen hoch und zuckte mit den Schultern.

»Ich habe keine Ahnung. Alle unterwegs, vermutlich?«

»Redaktionssitzung. Jetzt!«, blaffte Aagaard.

Ohne ein weiteres Wort machte sie auf dem Absatz kehrt, und man konnte das gereizte Klackern ihrer königsblauen Stilettos den ganzen Redaktionsgang hinunter bis zum Konferenzraum hören.

Heloise und Böttger schauten sich an.

»Was war das denn?«, fragte er.

Heloise stand schulterzuckend auf. »Kommst du?«

5

Auf Höhe des Staatlichen Kunstmuseums schaltete Erik Schäfer die Sirene aus. Das Gerücht vom Verschwinden des Jungen würde sich auch so schon schneller verbreiten als Läuse im Pfadfinderlager und für Panik unter den Eltern der Schulkinder sorgen. Er sah keinen Grund, den Prozess noch zusätzlich zu beschleunigen.

Er erreichte die Schule und parkte seinen schwarzen zerschrammten Opel Astra am Bürgersteig vor der Statue von Christian dem Fünften. Seine Majestät hatte den Blick fest auf das Schulgebäude gerichtet, das wie ein überdimensioniertes Monopoly-Hotel auf einem schmalen Grundstück zwischen dem Bahnhof Østerport und Nyboder lag, dem senfgelben historischen Wohnquartier der Marine.

Die Nyholm Skole war für Schulen, was die Marmorkirche für Kirchen war, dachte Schäfer. Keine trostlose avantgardistische Kapelle mit einer Orgel, deren Pfeifen aussahen wie die Rohre einer Bohrinself, sondern ein Ort mit Seele, mit *Geist*. Wen juckte es, wie viele internationale Preise die jungen Stararchitekten heutzutage abräumten oder wie viele Paraden man zu ihren Ehren abhielt. Seinetwegen konnten sie noch so viele nachhaltige Skipisten auf Müllverbrennungsanlagen und verrückte Ökohäuser bauen – er konnte diese Glaskonstruktionen, die in der ganzen Stadt wie Pilze aus dem Boden schossen, einfach nicht leiden.

Manchmal hatte er das Gefühl, der Einzige in diesem Land zu sein, der keinen Lack gesoffen hatte. Und manchmal dachte er, dass er einfach nur langsam alt wurde. Aber vielleicht war das in Wahrheit dasselbe.

Er ließ den Blick über den Schulhof schweifen, wo sich ein regelrechter Volksauflauf versammelt hatte. Mütter und Väter bildeten Grüppchen, die Kinder an der kurzen Leine, und selbst

aus der Entfernung war es ihnen eindeutig anzusehen: Seine Vorsichtsmaßnahme war umsonst gewesen. Die Läuse juckten schon.

Als Schäfer den Basketballkäfig passierte, in dem ein pickeliger Teenager mit schlaksigen Gliedmaßen und großer Nase Körbe warf, entdeckte Schäfer in der Menge seine Partnerin Lisa Augustin, mit der er seit mittlerweile vier Jahren eng zusammenarbeitete. Sie und zwei Kollegen der Bereitschaftspolizei sprachen gerade mit einem Paar, aus deren langen, fahlen Gesichtern Schäfer schloss, dass es sich um die Eltern des Jungen handelte.

Wenn man die Größe außer Acht ließ, hatte der Vater durchaus Ähnlichkeit mit dem jungen Robert Redford, dachte Schäfer. Rotblonde Haare, markante Nase und eine Kieferpartie, die ihm etwas Old-Hollywood-Artiges verlieh. Die Frau neben ihm war auch nicht hässlich, aber sie ging in der Menge der Mütter ein wenig unter. Alles Frauen, die wie sie feste Schuhe und zweckmäßige Jacken trugen. Sie sah praktisch und bodenständig aus – das komplette Gegenteil von Mr. Hollywood –, doch der Ausdruck in ihren Augen unterschied sie von den anderen. Der Ausdruck purer Verzweiflung.

Schäfer fing Lisa Augustins Blick auf, und sie beschränkten ihr Wiedersehen nach wochenlanger Trennung auf ein schlichtes Nicken.

Sie kam ihm entgegen, und als sie vor ihm stand, fragte Schäfer: »Ist er inzwischen aufgetaucht?«

Augustin schüttelte den Kopf. Ihre blonden Haare waren zu einem straffen Knoten im Nacken zusammengebunden. »Nein, und es sieht schlechter aus, als ich dachte.«

»Was meinst du?«

»Der Junge war heute überhaupt nicht in der Schule. Keiner weiß, wo er steckt.«

»Und was heißt das konkret? Wann ist er zum letzten Mal gesehen worden?«

»Heute früh, hier auf dem Schulhof. Laut Zeugenaussagen ist er kurz vor acht durch diese Tür dort gegangen.«

Sie zeigte auf eine alte Eichenholztür, den einen von zwei Eingängen des Schulgebäudes.

»In seinem Klassenzimmer im dritten Stock ist er allerdings nicht aufgetaucht, als es geläutet hat. Mit anderen Worten: Es hat ihn seit ...« Sie schaute auf die TAG -Heuer-Herrenuhr an ihrem sehnigen Handgelenk. »... knapp acht Stunden niemand mehr gesehen.«

»Acht Stunden?!«, wiederholte Schäfer beherrscht, während das Blut in seinen Schläfen zu pochen begann. »Warum zur Hölle hat die Schule nicht früher reagiert?«

Er sah sich nach einem Erzieher oder einer Lehrerin um, die er sich zur Brust nehmen konnte, und dabei fiel sein Blick auf einen Mann mittleren Alters, der weinend an einem großen Klettergerüst im Schulhof lehnte. Er trug eine Ritterrüstung aus Plastik, und unter seinem Arm ragte die Klinge eines Schaumstoffschwerts heraus.

»Die Klassenlehrerin ist davon ausgegangen, dass der Junge krank ist«, sagte Augustin. »Es ist offenbar nicht üblich, das Fehlen im Laufe des Tages zu überprüfen. Das passiert erst, wenn die Unterrichtszeit zu Ende ist und die Kinder in den Hort wechseln.« Sie zeigte mit dem Daumen über die Schulter. »Das *Labyrinth* – so heißt der Hort – befindet sich hier im Erdgeschoss. Die Eltern sollen ihre Kinder online krankmelden, und wenn ein Kind unangekündigt fehlt, rufen die Erzieher an und fragen nach, ob das betreffende Kind abgeholt wurde oder krank zu Hause ist.«

»Und?«

»Als der Junge nicht aufgetaucht ist, wurden die Eltern kontaktiert und sind aus allen Wolken gefallen – und jetzt stehen wir hier.«

Sie gab Schäfer ein Foto.

»Das Bild wurde Anfang des Schuljahres aufgenommen, aber die Frisur ist noch dieselbe, und er hat sich seitdem wohl auch sonst nicht sehr verändert.«

Auf dem Foto war ein blonder Junge mit schmalen Lippen zu sehen. Er hatte den Mund leicht geöffnet, als wäre die Kamera mitten in einer Frage ausgelöst worden. Seine blauen Augen waren groß und aufmerksam, die Haut hell, ohne blass zu wirken.

Ein ungewöhnliches Kind, dachte Schäfer. Mit seinen feingeschnittenen Zügen und den langen, dichten Wimpern war er auf eine Art hübsch, die sonst eher Mädchen vorbehalten war.

»Das ist er also«, murmelte Schäfer und steckte das Bild in die Innentasche seiner dunkelgrünen Bomberjacke. Er schaute zum Schulgebäude. »Da drinnen gibt es wahrscheinlich Hunderte von Möglichkeiten, sich zu verstecken. Dachboden, Toiletten, Turnhalle, Kellerräume ... Wir müssen jeden Winkel absuchen. Hier ist er reingegangen, sagst du?«

Er ging zur Tür, legte eine Hand auf die Klinke und kam zu der Erkenntnis, dass die alte Seele dieser Schule ein paar ziemlich unpraktische Begleiterscheinungen mit sich brachte. Er musste sein ganzes Körpergewicht einsetzen, um die schwere Eichentür aufzuziehen.

Drinne zeigte Augustin auf eine breite, offene Treppe, die an der Seite der Pausenhalle in die oberen Stockwerke führte.

»Normalerweise muss er hier nach oben, wenn er in sein Klassenzimmer will, aber der Hinterausgang der Schule ist direkt hier hinten, es wäre also prinzipiell denkbar, dass er sofort wieder nach draußen gegangen ist, als er heute Morgen gekommen ist.« Sie nickte zu einer Tür auf der gegenüberliegenden Seite.

»Du meinst, er ist abgehauen?«

Augustin hob die Arme. »Möglich wäre es.«

Schäfer ging zu der Tür, machte sie auf und stand unversehens auf der Rückseite der Schule.

Er sah sich um.

Direkt vor ihm blickte er auf die Rückseite des Hotels Østerport. Ein hässlicher, gefängnisartiger Betonklotz. Er ging nach links und folgte dem Weg an der Hotelmauer entlang bis zu einem Drahtzaun. Der Zaun war an mehreren Stellen gekappt worden, und klaffende Löcher gaben den Weg über den zugewucherten Bahndamm zu den Gleisen frei, die hinter dem Hotel zum nahe gelegenen Bahnhof verliefen.

Schäfer zwängte sich durch eins der Löcher und untersuchte das Areal jenseits des Zauns.

War der Junge vielleicht hier durchgeschlüpft? War es denkbar, dass er auf einen Zug gesprungen war? Oder war er über die

Gleise in den Park gegangen, der wie ein Dschungel auf der anderen Seite der mit Graffitis besprühten Bahnhoftmauern lag?

Von Østerport aus fuhren Züge in alle Himmelsrichtungen. Jetzt, nach acht Stunden, konnte der Junge längst in Kassel sein, in Stockholm oder sonst wo. Die Suche hatte zu spät begonnen.

Viel zu spät.

Schäfers Gedanken wurden von einer S-Bahn übertönt, die in den Bahnhof einfuhr und mit quietschenden Bremsen die frostklare Luft zerfetzte. Er hielt sich mit den Fingern die Ohren zu und ging zurück zu Augustin.

»Wir müssen die gesamte Schule auf den Kopf stellen«, sagte er. »Wir brauchen die Aufnahmen sämtlicher Überwachungskameras, sowohl des Hotels als auch des Bahnhofs, und wir müssen Anwohner und Passanten befragen, ob der Junge heute irgendwo gesehen wurde. Hat er ein Handy?«

»Ja.«

»Sorg dafür, dass es sofort gepingt wird, damit wir wissen, ob es an- oder ausgeschaltet ist und wo es zuletzt benutzt wurde. Die Zeugen, mit denen du schon gesprochen hast, müssen offiziell vernommen werden.« Er zeigte nach vorn. »Da drüben hinter den Schienen ist ein Park, den müssen wir auch auf Links drehen.«

»Das ist ein großes Gebiet.«

»Richtig, und deshalb sollten wir nicht länger rumtrödeln, sondern in die Hufe kommen!«

Augustin hob ihr Handy ans Ohr. »Wie viele Mann soll ich bei Carstensen anfordern?«

Per Carstensen war ihr Dezernatsleiter und in letzter Zeit ungewöhnlich großzügig mit seinen Leuten. Seit dem Regierungsbeschluss, der dem Militär eine Reihe von Polizeiaufgaben übertragen hatte, standen für die meisten Arbeitsaufgaben tatsächlich genug Beamte zur Verfügung. Aber es war vermutlich nur eine Frage der Zeit, bis man sie wieder in die Steinzeit zurückwerfen würde.

»Er soll uns die ganze Kavallerie schicken«, sagte Schäfer. »Und sag ihm, sie sollen die Hunde mitbringen. Wir müssen den Jungen finden. Jetzt!«

Augustin nickte.

»Acht Stunden ...«, sagte Schäfer.

Er und Augustin tauschten einen Blick, und er konnte an den Falten auf ihrer Stirn ablesen, dass sie dasselbe dachte wie er.

»Es wird langsam dunkel, und die Temperatur ist unter den Gefrierpunkt gesunken«, sagte er. »Das ist nicht gut, das ist ganz und gar nicht gut.«

Sie können das nächste Buch von Anne Mette Hancock kaum erwarten?

Wir informieren Sie über diese und weitere spannende Neuerscheinungen mit unserem kostenlosen Newsletter. Hier können Sie sich anmelden:

fischerverlage.de/unterhaltungsnewsletter

Über Anne Mette Hancock

Anne Mette Hancock ist ein junger Star der skandinavischen Krimi-Szene: Ihre Kopenhagen-Thriller um die Investigativ-Journalistin Heloise Kaldan und den Kommissar Erik Schäfer sind Platz-1-Bestseller in ihrer Heimat Dänemark und werden in viele europäische Sprachen übersetzt. Für die Romane wurde die Autorin mehrfach ausgezeichnet. Anne-Mette Hancock studierte Geschichte und Journalismus in Roskilde und arbeitete als freie Journalistin für Tageszeitungen und Magazine. Sie stammt aus Gråsten an der dänischen Ostseeküste, lebte in Frankreich und den USA und wohnt mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern in Kopenhagen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Über dieses Buch

Der Start der mitreißenden Bestseller-Serie
Ausgezeichnet mit dem Dänischen Krimi-Preis

Journalistin Heloise Kaldan steht vor dem beruflichen und privaten Aus. Da erhält sie Post: von der gesuchten Mörderin Anna Kiel.

Kommissar Erik Schäfer hat jahrelang vergeblich nach Anna Kiel gefahndet. Nun bekommt er unerwarteten Besuch.

Anna Kiel träumt davon, sich endlich aus ihrem Versteck zu wagen. Ist jetzt die Zeit gekommen?

»Bezwingendes Crime-Debüt auf höchstem skandinavischen Niveau.« Berlingske

»Unglaublich fesselnd, man kann es nicht weglegen – trifft voll ins Schwarze.« Litteratusiden

»Perfekt gebauter und frisch erzählter Thriller.« Jyllands Posten

»Herausragender, bewegender Krimi.« Boginspiration

Impressum

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die dänische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »Ligblomsten« im Verlag Lindhardt og Ringhof, Kopenhagen

© Anne Mette Hancock & Lindhardt og Ringhof Forlag A/S 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Covergestaltung: Johannes Wiebel, punchdesign

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-491299-8

Klimaneutraler Verlag

Aus Verantwortung für die Umwelt haben sich der S. Fischer Verlag sowie der Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂ -Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:

www.klimaneutralerverlag.de



LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Leichenblume‹
gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen
Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von **LOVELYBOOKS**
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream
dargestellten Inhalte stammen von
Nutzern der Social Reading Funktion
(User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges
Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung
notwendig.



Gefrorener Schrei

French, Tana

9783104035727

656 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Die Nummer 1 der SPIEGEL-Bestsellerliste jetzt im Taschenbuch
Ein Fall so dicht wie der Nebel über Dublin
Die Kollegen in der Dubliner Mordkommission machen der eigenwilligen Antoinette Conway das Leben zur Hölle. Nur ihr Partner Stephen Moran hält noch zu ihr. Als eine junge Frau zu Hause tot aufgefunden wird, sieht alles nach einer schnell aufzuklärenden Beziehungstat aus. Aber warum hat dann jemand aus der Mordkommission ein Interesse, die Ermittlungen zu behindern? Soll Antoinette endgültig aus dem Dezernat fliegen? Weiß außer ihr und Stephen noch jemand, dass sie das Opfer schon einmal gesehen hat? Ermittler, Verdächtige und Zeugen finden sich in einem gefährlichen Vernehmungskreislauf wieder.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



1984

Orwell, George

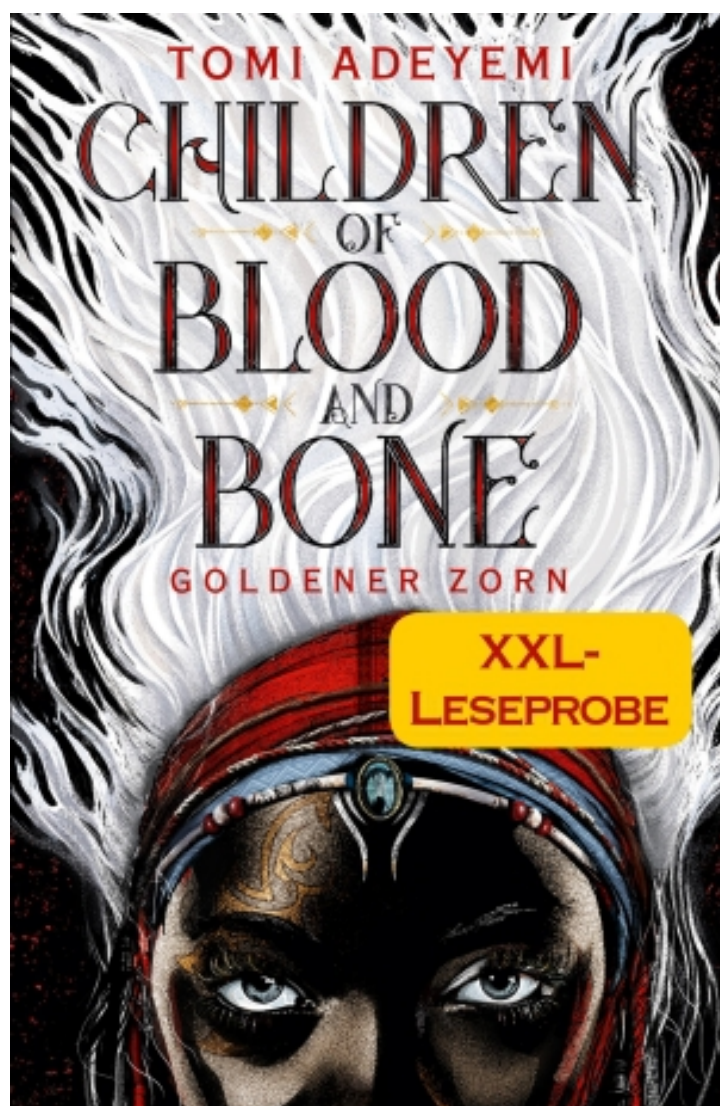
9783104913759

336 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

George Orwells großer dystopischer Klassiker in meisterhafter Neuübersetzung 1948 beendete George Orwell nach dreijähriger Arbeit seinen letzten Roman, der ihn weltberühmt machen sollte: "1984" schildert eine Welt, in der ein totalitärer Überwachungsstaat das Leben der Menschen bis ins Letzte bestimmt. Was Orwell, neben der sowjetischen Realität, noch als bedrohliche Perspektive sah, ist heute längst Wirklichkeit geworden, wenngleich es nicht (nur) Regierungen, sondern vor allem Konzerne sind, die uns aushorchen und beeinflussen. Frank Heibert legt mit seiner Neuübertragung einen ebenso mutigen wie souveränen Text vor, der die Bezeichnung übersetzerisches Meisterwerk rechtfertigt – die definitive Ausgabe von "1984" für das 21. Jahrhundert.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



Children of Blood and Bone

Adeyemi, Tomi

9783104909967

94 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Sie töteten meine Mutter. Sie raubten uns die Magie. Sie zwangen uns in den Staub. Jetzt erheben wir uns. Zélies Welt war einst voller Magie. Flammentänzer spielten mit dem Feuer, Geistwandler schufen schillernde Träume, und Seelenfänger wie Zélies Mutter wachten über Leben und Tod. Bis zu der Nacht, als ihre Kräfte versiegten und der machthungrige König von Orïsha jeden einzelnen Magier töten ließ. Die Blutnacht beraubte Zélie ihrer Mutter und nahm einem ganzen Volk die Hoffnung. Jetzt hat Zélie eine einzige Chance, die Magie nach Orïsha zurückzuholen. Ihre Mission führt sie über dunkle Pfade, wo rachedurstige Geister lauern, und durch glühende Wüsten, die ihr alles abverlangen. Dabei muss sie ihren Feinden immer einen Schritt voraus sein. Besonders dem Kronprinzen, der mit allen Mitteln verhindern will, dass die Magie je wieder zurückkehrt ... Der internationale Bestseller! Große Kinoverfilmung bereits in Arbeit bei Fox 2000 ("Twilight", "Das Schicksal ist ein mieser Verräter")

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



Grenzfall - Der Tod in ihren Augen

Schneider, Anna

9783104912639

432 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

Sie könnten unterschiedlicher nicht sein und müssen doch gemeinsam einen Mörder jagen – der erste Fall für das deutsch-österreichische Ermittlerteam Alexa Jahn und Bernhard Krammer Am Brauneck in Lenggries wird an einer Felswand eine leblose Frau entdeckt. Doch was auf den ersten Blick wie ein Kletterunfall aussah, entpuppt sich als grausamer Mord. Dem Oberkörper der Toten wurden Beine aus Stroh angenäht. Kurz darauf tauchen weitere Leichenteile am Achensee in Tirol auf. Stammen sie ebenfalls von der Toten? Doch weshalb sollte der Täter die Leiche auf zwei Länder verteilen? Für die junge und engagierte Oberkommissarin Alexa Jahn, die gerade ihren Dienst bei der Kripo Weilheim angetreten hat, ist es die erste große Ermittlung. Sie könnte jede Unterstützung gebrauchen, doch auf den desillusionierten Kollegen auf österreichischer Seite, Chefinspektor Bernhard Krammer, kann sie nicht zählen. Alexa ist lange auf sich allein gestellt und bekommt es mit einem Täter zu tun, dem sie vielleicht nicht gewachsen ist ... Auftakt der neuen packenden Krimiserie in der Grenzregion Deutschland – Österreich "Ein fulminanter Reihenaufakt, den man nicht verpassen sollte – düster, fesselnd, nicht aus der Hand zu legen." Ursula Poznanski

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

PHILIP
RUCKER

CAROL
LEONNIG

TRUMP

GEGEN DIE DEMOKRATIE



„A VERY
STABLE GENIUS“

S. FISCHER



Trump gegen die Demokratie – "A Very Stable Genius"

Leonnig, Carol

9783104912875

528 Seiten

Titel jetzt kaufen und lesen

2020 ist das Schicksalsjahr der USA. Im November wird der Präsident gewählt, und die Lage spitzt sich dramatisch zu: Wird Trump es noch einmal schaffen? Und was würde das bedeuten? Dieses Buch gibt die Antwort. Im Gewitter der täglichen Tweets und "News" treten die beiden Pulitzer-Preisträger von der "Washington Post" einen Schritt zurück, um die Amtszeit Trumps Schritt für Schritt zu rekonstruieren. Sie nutzen eine Fülle von neuen Details und Erkenntnissen, die sie aus Hunderten Stunden Interview-Material mit mehr als 200 Verwaltungsbeamten, Trump-Vertrauten und anderen Augenzeugen gewonnen haben, um entscheidende Muster hinter dem täglichen Chaos in der Regierung aufzudecken. Exzellent recherchiert und meisterhaft erzählt, lassen sie ein Bild von Trump entstehen, das uns besorgt stimmen sollte: Seine Versuche, das amerikanische System und die Demokratie zu unterlaufen, sind erfolgreicher als gedacht. In diesem Jahr geht es wirklich um alles. - Dieses Buch müssen Sie gelesen haben, um in diesem Jahr 2020 mitreden zu können! - Wer dieses Buch liest, versteht die Hintergründe und weiß, was auf dem Spiel steht! - Ein Insider-Bericht, der Hunderte von Stunden Interviews mit über 200 Augenzeugen auswertet, lebendig und packend geschrieben, als

sei man "live" dabei - Zahlreiche neue Erkenntnisse über Trumps Amtsführung; u.a. erstmals alle Hintergründe über den Mueller-Report sowie über die russische Einmischung in den Wahlkampf 2016

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)